
SIGILLVM ACADEMIAE HARVARDIANAE IN NOV·ANG
CHRISTO ET ECCLESIAE
VE RI TAS

2 C

HANDBUCH DER MORAL

NEBST

ABRISS DER RECHTSPHILOSOPHIE

VON

DR. J. J. BAUMANN

ORD. PROF. DER PHILOSOPHIE AN DER UNIVERSITÄT GÖTTINGEN.

LEIPZIG

VERLAG VON S. HIRZEL

1879.

HANDBUCH DER MORAL

NEBST

ABRISS DER RECHTSPHILOSOPHIE

VON

DR. J. J. BAUMANN

ORD. PROF. DER PHILOSOPHIE AN DER UNIVERSITÄT GÖTTINGEN.

LEIPZIG

VERLAG VON S. HIRZEL

1879.

Vorwort.

Wenn ich im Voraus die Eigenthümlichkeiten dieses Handbuches der Moral nebst Abriss der Rechtsphilosophie hervorheben darf, so scheinen sie mir in Folgendem zu liegen. In der modernen Ethik sind zwei Hauptrichtungen neben einander hergegangen, von denen die eine die Moral als Entwickelungsgeschichte des menschlichen, insbesondere des geistigen Lebens behandelt, die andere in ihr die Wissenschaft von dem sieht, was sein soll. Die gegenwärtige Bearbeitung ist ein Versuch, beide Richtungen zu vereinigen. Diese Vereinigung ist möglich und nothwendig geworden durch die Theorie vom Willen, auf welche die neuere Psychologie ursprünglich von physiologischen Erwägungen aus hingeführt wurde, welche Theorie aber ganz allgemein von allem Willen gültig ist. Von dieser Theorie des Willens aus drängte sich auch die Möglichkeit auf, die inhaltlichen Gegensätze der Moralsysteme auszugleichen, welche sich als Betonung des sinnlichen Lebens, als Betonung der intellectuellen und technischen Fähigkeiten, als Betonung der Hingebung an Andere bisher gegenüberstanden, und diese Gegensätze so auszugleichen, dass der letztere Grundgedanke bei aller Durchdringung mit dem wesentlichen Gehalt der beiden ersten der leitende bleibt. Dass hierbei, wo es sich um Beurtheilung bisheriger Moral handelte, nicht blos auf die europäische, sondern auch auf die muhammedanische, indische, chinesische und die Naturvölker geachtet ist, sollte heutzutage selbstverständlich sein. Von der richtigen Willenstheorie aus traten ferner die Gesetze der Ausbildung des Willens, also auch der moralischen Charakterbildung, in helles Licht. Da Moral erst ist, was sie sein muss, wenn sie nicht blos sagt, was geschehen soll, sondern auch die Kräfte nachweist, wodurch es geschehen kann, und die Art und Weise lehrt, diese Kräfte zu wecken und zu steigern, so ist durchgängig auf die Weckung und Ausbildung der moralischen Kraft Bezug genommen. Das Buch hat dadurch einen praktischen Grundzug an

sich, um deswillen ich es Handbuch der Moral genannt habe. Das Wort Handbuch hat ja oft den Nebensinn eines Buches, in dem man sich für die Praxis Rath zu holen hoffen darf.

Von der Rechtsphilosophie habe ich nur einen Abriss gegeben. Denn beim Recht kommt es für Philosophie an auf die Prinzipien und auf den Nachweis, dass dieselben an Folgerungen fruchtbar sind. Ein Eingehen auf alles Detail führt in die Aufgabe bald mehr des erklärenden Rechtshistorikers, bald mehr des Politikers. Obwohl mit der Moral zusammenhängend, musste die Rechtsphilosophie doch von ihr getrennt werden. Denn ihr eigenthümlicher Standpunkt ist, dass sie weder denen zustimmt, welche das Recht unmittelbar auf die Moral, jeder die seinige, gründen, noch denen, welche es von aller Moral trennen; sie streitet dafür, dass das Recht zwar eine moralische Grundlage hat, aber eine mehr allgemeine, bei der sehr vieles offen gelassen ist, weshalb auch für verschiedene Religionen und für verschiedene Lebensansichten das Recht identisch sein kann.

Endlich mag es noch gesagt werden, was dem Kundigen die ersten Blätter lehren können, dass die „Prolegomena zu jeder künftigen Ethik", als welche E. v. Hartmann seine „Phänomenologie des sittlichen Bewusstseins" bezeichnet hat, für die Untersuchungen, welche hier gegeben werden, nicht gemeint sind; denn bei Hartmann liegt von Anfang bis Ende ein im Wesentlichen Schopenhauerscher Begriff von Wille zu Grunde, der vor der Wissenschaft nicht Stand hält.

Vorstehendes wurde im Februar dieses Jahres geschrieben. Während des Druckes sind The Data of Ethics by Herbert Spencer erschienen. Diese sollen keine ausgeführte Moral sein, sondern Einleitung und Grundlage einer solchen. Soweit sie auf den sicheren Ergebnissen moderner Physiologie und Psychologie beruhen, haben sie mit der nachstehenden Arbeit mehrfache Berührungspunkte; sofern sie aber zugleich auf der Evolutionshypothese des Verfassers basiren, trennen sich die Wege beider Arbeiten weit. Denn meine Arbeit geht prinzipiell mit darauf aus, die Moral zunächst von eigentlich metaphysischen Hypothesen unabhängig zu halten.

Göttingen, Ende Juli 1879.

Baumann.

Inhaltsangabe.

Die Natur des Willens und die Gesetze der Willensbildung.

1. Gewöhnlich stellt die Wissenschaft der Moral die Ideale voran, welche der Mensch oder die Menschheit verwirklichen soll, und weist dann dem Willen die Aufgabe zu in ihnen zu leben und danach zu handeln. Jene Lehre von dem, was sein soll, pflegt dabei ausführlich zu sein, diese von der Verwirklichung durch den Willen fällt meist nur kurz aus. Im Leben stellt sich die Sache ganz anders; das Schwierige ist da nicht so sehr das Ideal zu finden, als vielmehr die Verwirklichung desselben durch den Willen zu bewerkstelligen, durch den Willen als menschliche Bethätigung noch ganz abgesehen von Hindernissen, die ihm etwa von aussen entgegentreten könnten. Es ist daher wohl angezeigt, jenen gewöhnlichen Gang umzukehren und zuerst den Willen zu betrachten, ohne dessen Leistungsfähigkeit Moral ein blosses Gedankenbild, ein schöner Traum sein würde.

2. Der Begriff des Willens, unter welchem wir alle aufwachsen, enthält als hauptsächliche Eigenthümlichkeiten diese. Erstens: Der Wille muss etwas wollen, er muss einen Inhalt oder Gegenstand haben, welcher gewollt wird; ein Mensch, der nicht weiss, was er will, hat ebendarum keinen Willen, sondern ist höchstens in Tendenz zum Wollen begriffen. Das zweite Stück, das zum Willen erfordert wird, ist ein Werthurtheil oder ein Werthgefühl in Bezug aut diesen Inhalt oder Gegenstand. Dies Werthurtheil oder Werthgefühl kommt jedesmal zu Tage, wenn wir jemand fragen: warum willst du das? Dies Werthurtheil heisst der Grund eines bestimmten Willens, sein Motiv.

Die Arten dieser Werthurtheile sind sehr mannichfach: es ist mir jetzt angenehm zu gehen, — verweile, Augenblick, du bist so schön, — dem Manne zu helfen ist eine gute That, — es ist gottwohlgefällig in Leiden nicht zu murren, sind alles verschiedene Arten von Werthurtheilen. Die Motivirungen, warum wir in einem gegebenen Falle oder überhaupt nicht wollen: das wäre unangenehm, hässlich, schlecht, gottlos, sind die Kehrseiten zu ihnen. Zwar scheint es oft, als wollten wir etwas ohne Gefühl von Werth oder Unwerth. Man hört wohl Leute erklären, dass sie sich aus dem oder dem gar nichts machten, es ihnen sogar zuwider sei, aber nichtsdestoweniger könnten sie nicht anders, sie müssten es thun. In Wahrheit heisst dies, es wäre ihnen wehe, sie hätten Unruhe, Unbehagen, wenn sie's nicht thäten; die Befreiung von einer inneren Spannung ist hier das meist sehr stark wirkende Werthgefühl. Es ist damit nicht anders, als wie es viele Menschen von künstlerischer oder wissenschaftlicher Sinnesart giebt, welche an Essen, Trinken, Schlafen kein eigentliches Gefallen finden, sondern sich alle dem blos widmen, weil sie dem Druck der Irdischkeit, der sich ihnen in jenen Bedürfnissen fühlbar macht, augenblicklich nicht anders entgehen können. — Wo nun diese beiden Stücke zusammen sind, wo man weiss, was man will, und warum man es will, da sieht man es gemeiniglich als selbstverständlich an, dass die Handlung, auf welche der Wille geht, erfolge, falls nur, wo die Handlung nicht ohne Körperbewegung vollziehbar ist, die Körperorgane in normalem Zustande sind, also z. B. nicht dauernd oder zeitweilig gelähmt; und wo dann doch die Handlung nicht recht von Statten geht, da glaubt man es nur nöthig entweder dem Inhalt des Willens zu grösserer Klarheit zu verhelfen oder dem Werthgefühl mehr Stärke zu geben, um den Willen zu einem effectiven, d. h. in Handlung übergehenden, zu machen. Im gemeinen Leben fordert man von einem Menschen, dass er Kopf und Herz auf dem richtigen Fleck habe; mit Kopf ist gemeint Klarheit des Vorstellens, mit Herz Stärke des Werthurtheils. Bei dem einen Menschen hält man es ferner, um seinen Willen zu heben, für nöthiger, seinen Verstand aufzuhellen, bei

anderen, ihre Gefühle zu beleben. Selbst in ganzen Zeitaltern hat sich die Bemühung bald mehr nach der einen, bald nach der andern Seite gerichtet: die Aufklärung des vorigen Jahrhunderts glaubte durch Aufhellung des Verstandes unmittelbar auch den effectiven Willen herbeizuführen, die Periode der Empfindsamkeit, welche darauf folgte, suchte das Herz zu rühren, im Vertrauen, dass dann die That unfehlbar eintreten werde. In der Regel also, d. h. wo nicht ein besonderes Hinderniss vom Körper aus entgegenwirkt, sieht man den Willen als effectiv an, sobald Klarheit der Vorstellung und Stärke des Werthurtheils zusammen sind.

3. Diese Auffassung des effectiven Willens ist uralt und über die ganze Erde verbreitet. Ueberall sucht man zur Herbeiführung eines solchen auf Verstand und Herz zu wirken mit allen Mitteln des Wortes, sei es in Vers, in Fabel, in Sprüchwort, Erzählung oder Predigt. Bei den wilden wie bei den cultivirten Völkern drückt sich das gleiche Vertrauen aus, dass man in Klarheit des Vorstellens und Stärke der Werthgefühle die Stücke besitze, welche den Willen wesentlich ausmachen. Nichtsdestoweniger ist es seit alten Zeiten besonders im Sittlichen Erfahrungsthatsache, dass jene beiden Stücke sehr oft zum effectiven Willen nicht genügen. Die Alten haben diese Erfahrung an sich constatirt, sie ist niedergelegt in den Worten der Medea bei Ovid: video meliora proboque, deteriora sequor. Im Christenthum gilt der Satz des Apostels Paulus als typisch: das Wollen (*ϑέλειν*, חָפֵץ = Gefallen haben, hier am göttlichen Gesetz) habe ich wohl, aber das Vollbringen finde ich nicht. Nach der indischen Lehre vermag zwar die Betrachtung sich rein zu halten, aber alles Handeln ist mit Sünde befleckt. So viel Zutrauen die Schule des Confucius zu den Keimen der Tugend im Menschen hat, so verbreitet ist es nach Mencius, „sein ursprüngliches Herz zu verlieren", und dass effectives Wollen selten sei, drückt das chinesische Sprüchwort aus: grosse Seelen wollen, andere wollen nur wollen. Rein weltmännisch ist dieser Zug menschlicher Natur gekennzeichnet bei Diderot in Jaques le fataliste: „wir bringen drei Viertel unseres Lebens

damit zu, etwas zu wollen und es nicht zu thun, und zu thun, was wir nicht wollen.“ Uebrigens ist diese Discrepanz zwischen Vorstellung und Werthurtheil als Hauptfactoren des Willens einerseits und dem effectiven Willen andererseits keineswegs auf das Sittliche beschränkt, sondern zieht sich durch alle Seiten unseres Lebens hindurch. Manche Speise wollen wir nicht, obwohl wir einräumen, dass sie uns ganz gut schmeckt und auch gut bekömmt; manches junge Mädchen ist unglücklich darüber, dass sie, einen Bewerber ausschlagend, selber zugestehen muss, er habe eigentlich alle Eigenschaften, die sie an einem Manne wünsche, aber doch wird sie von Grauen erfasst bei dem Gedanken, dass dieser gerade ihr Gatte sein solle. In künstlerischen und wissenschaftlichen Bethätigungen sind wir oft körperlich und geistig wohl aufgelegt und doch will es nicht recht vorwärts gehen u. s. f. Um diese Schwäche des effectiven Willens besonders im Sittlichen zu erklären, hat man die kühnsten und mannichfaltigsten Rückschlüsse gemacht. Ein solcher Rückschluss ist z. B. die augustinische Lehre von der Erbsünde, welche den languor naturae erklären sollte, ein solcher Rückschluss ist die indische, platonische und neuplatonische Lehre, dass das gegenwärtige Leben und seine Beschaffenheit im letzten Punkte Folge eines Abfalls aus einem höheren Dasein kraft der Freiheit sei; eine solche intelligible Freiheit zur Erklärung des gegenwärtigen sittlichen Zustandes haben auch Kant gefordert und Schelling, wobei der letztere, wie auch Baader, sich immer mehr der neuplatonischen und indischen Vorstellung genähert hat, Schopenhauer wurzelt ganz in dieser letzteren, Fichte rief die vis inertiae herbei als auch im Sittlichen waltend u. s. w.

4. Bei dieser Sachlage ist die Vermuthung gestattet, dass in der gewöhnlichen Begriffsbestimmung des Willens irgend etwas mangelhaft sei. In der That ist die Kürze auffallend, mit welcher dabei der Körperbewegungen und überhaupt der Körperzustände gedacht wird, während es ein unzweifelhaftes Ergebniss der modernen wissenschaftlichen Psychologie ist, dass, selbst wo ein rein geistiges Handeln da zu sein scheint, wie

z. B. bei der Lösung einer mathematischen Aufgabe im blossen Denken, physiologische Processe im Spiel sind. Die Ermüdung und Abspannung des Kopfes nach geistigen Anstrengungen und die Unfähigkeit, etwa bei Kopfschmerz schwere Denkarbeit zu vollziehen, zeigt dies zur Genüge. Wie tief die physiologische Seite unseres Daseins in die geistige verschlungen ist, mag der, welcher es noch nicht weiss, am eindringlichsten lernen aus Kussmaul's Buch „Die Störungen der Sprache". Dass die Seele, so sehr sie ein geistiges Wesen sein mag und gewisslich ist, in dem Thatbestand, den wir kennen, nicht blos im Allgemeinen einen Stützpunkt am Leibe hat, sondern auch in allen ihren Bethätigungen in der lebhaftesten und innigsten Beziehung zu ihm steht, wird heutzutage niemand, der überhaupt etwas von diesen Sachen weiss, in Abrede stellen. Das, was wir hier zunächst aus der physiologischen Psychologie benutzen wollen, knüpfte sich ursprünglich an die Frage an: da zum effectiven Wollen meist Bewegungen erforderlich sind, welche durch die Nerven in den Muskeln veranlasst werden, woher weiss die Seele, welche Nerven sie in jedem Falle anregen muss, damit diese wieder bestimmte Muskeln anregen, auf dass eine Beugung oder Streckung des Armes oder Fusses oder eine ganz complicirte Reihe von Muskelbewegungen erfolge? Von Haus aus weiss nun die Seele von allen diesen Apparaten nichts. Die Wissenschaft hat zwar allmälich gezeigt, dass sie im Spiele sind, sie lehrt aber zunächst nicht, wie die Seele es anfängt auf sie überhaupt, und wie gerade auf die einzelnen, zu wirken; eine absolute Macht über Nerven und Muskeln hat die Seele aber gar nicht. Dagegen bietet sich die Annahme dar, dass, wie es zeitlebens unwillkürliche Bewegungen giebt, sogenannte Reflexbewegungen (Husten, Niesen u. s. w.), und wie Bewegungen, welche gewöhnlich willkürlich sind, unter gewissen Umständen z. B. in Krämpfen unwillkürlich auftreten, so auch in der Kindheit diejenigen Bewegungen, welche später meist vom Willen abhängen, auf blos physiologische Erregungen in den Nervenzellen unwillkürlich auftreten. Die Seele behält dann allmälich den Vorstellungs- und Gefühlszustand, welcher mit diesen Be-

wegungen verbunden war, und kann nachher durch Erweckung dieses inneren Zustandes die damit verbunden gewesenen Körperbewegungen anregen. In der That zeigen sich in Kindheit und Jugend die Bewegungen in bedeutendem Reichthume und selbst vielfacher Regellosigkeit, bei Gesundheit und reichlicher Ernährung ist die Bewegung im Wachen fast unablässig; wird sie zeitweilig gehemmt, so fluthet sie nachher um so stürmischer aus, der blosse Ueberschuss an Muskelkraft drängt zu irgendwelcher Entladung. Den ersten Gedanken zu dieser jetzt herrschenden Ansicht hat, so viel ich habe finden können, Herbart gegeben (Psychologie als Wissenschaft gegründet auf Erfahrung, Metaphysik und Mathematik, zweiter Theil § 155). In ähnlicher Weise sprach sich nach Herbart Johannes Müller aus (Handbuch der Physiologie des Menschen, 2. Band S. 93 f.). Ihrem Grundgedanken nach ist sie von Lotze (Medicinische Psychologie § 24—27) etwa so ausgeführt: Die Seele weiss nicht von sich aus, wie es gelingt einzelne Glieder in Bewegung zu setzen. Sie musste das alles lernen, und dabei dient ihr der Umstand, dass die Bewegungen selbst solcher Muskeln, die sonst gewöhnlich vom Willen beherrscht werden, doch nicht immer von Zuständen der Seele ausgehen, sondern wie z. B. in Krämpfen oft ohne Zuthun der Seele auf Veranlassung physischer innerer Reize geschehen. In der ersten Jugend findet dies in sehr ausgedehntem Masse statt; indem dann der Körper sich von selbst bewegt, macht die Seele die Erfahrung, dass eine gewisse anschauliche Bewegung *a* irgend eines Gliedes mit einer Veränderung *α* ihres Gemeingefühls verbunden ist; will sie später die Bewegung *a* wieder erzeugen, so reproducirt sie in sich den Zustand *α* ihres Gemeingefühls, d. h. die Art, wie ihr zu Muthe war, als die Bewegung *a* geschah, und dies ist der innere Zustand der Seele, auf dessen Wiedererinnerung die wirkliche Bewegung erfolgt. — — Der Wille ist demnach ein ziemlich accessorisches Element in der Hervorbringung auch der willkürlichen Bewegungen, seine Wirksamkeit erschöpft sich in der Herstellung einer Vorstellung oder eines Gemüthszustandes, mit welchem weiter das Entstehen der Bewegung als auto-

matische Folge verbunden ist; und erklärlich wird dies auch nur, wenn man annimmt, dass weder Vorstellung noch Gemüthsaffect unmittelbar als psychische Elemente diese Folge erzeugen, sondern dass sie zunächst auf die sensiblen Centralorgane rückwärts wirken und in ihnen dieselben Zustände erwecken, die sie erfahren würden, wenn der Inhalt der Vorstellung von neuem als Sinnesreiz auf uns einwirkte, mit anderen Worten: es wird durch die Vorstellung blos die Disposition zur Bewegung, welche in dem Centralorgan und weiterhin von sich und zum Theil mit Ausbildung von früher liegt, erweckt; wo also keine ursprüngliche Bewegung und keine ursprüngliche Disposition zur Bewegung unabhängig vom blos psychischen Wollen im Körper liegt, bringt alles Wollen keine Bewegung, also kein Vollbringen hervor. Denselben Standpunkt in Bezug auf die willkürliche Bewegung hat in England Alex. Bain später, aber wohl unabhängig von Herbart und Lotze, mit grosser Ausführlichkeit vertreten. Bei ihm, charakteristisch für den praktischen und zur Activität geneigten Engländer, spielt überhaupt der Muskelsinn eine selbständige Rolle neben den fünf Sinnen, ja nach ihm ist Handeln, action, eine Eigenschaft, welche unserer Beschaffenheit mehr zugehört und von ihr untrennbarer ist als irgend einer der anderen Sinne, sie geht thatsächlich als ein Component in jeden der fünf Sinne ein, so dass sie ohne ihn gar nicht sind. Seine Beweise, dass man eine spontane Activität anzunehmen habe, sind sehr ausführlich: die Bewegungen der Kindheit und Jugend in ihrem ganzen Reichthum und ihrer vielfachen Regellosigkeit zwingen zu der Annahme; das, womit sich beide bei der Bewegung abgeben, ist blos die zufällige Direction der Bewegungslust, gerade wie bei den Thieren; nach dem Schlaf, nach der Ruhe, nach dem Essen wollen sie sich tummeln und das, womit sie es thun, ist nur die accessorische Determination. Sein letztes Argument ist, dass ohne eine solche Spontaneität unsrer Thätigkeiten das Aufkommen des Willens als der auf Ziele und Zwecke geleiteten Activität durchaus unerklärbar wäre. Bei den Auseinandersetzungen des Details hat er namentlich den Satz vertreten, dass die Organe, über welche

wir später als getrennte oder einzelne gebieten, dieser Isolirung von Anfang an fähig sein müssen, und dass diese Getrenntheit, wenn auch in sehr verschiedenen Graden, thatsächlich in dem System der Körperbewegungen existirt. Bedingungen, welche die spontane Entladung der Bewegung regieren, sind 1) die natürliche Kräftigkeit der Constitution, Jugend und Gesundheit, reichliche Ernährung, Mangel einer Ableitung, Eindämmung der sich ansammelnden Ladung durch zeitweilige Zurückhaltung; 2) Erregung, d. h. ein ungewöhnlicher Strom der centralen Nervenenergie, die durch mannigfache Ursachen hervorgebracht sein kann, und auf welche Erschöpfung oder früherer Verlust der Kraft folgt; die erregenden Ursachen können sowohl physische als geistige sein. Diese spontane Activität ist noch nicht der ganze Wille, beim Willen ist wesentlich das Moment, welches diesen spontanen Thätigkeiten eine Richtung gibt, und ihnen dadurch den Charakter der Absicht oder des Zweckes verleiht. — — Der Wille, d. i. die direkte oder indirekte Lust an irgend einer erinnerten Bewegung und ihrem Resultat ruft den inneren Zustand wach, der bei der Bewegung statt hatte, und da dies nicht geschieht ohne leise Miterregung all der Nerven und Muskeln, welche an jener Bewegung betheiligt waren, so werden damit auch jene Nerven und Muskelzustände miterregt, und dadurch erst erfolgt die nunmehr gewollte Bewegung (Alexander Bain, the Senses and the Intellect, the Emotions and the Will, an vielen Stellen).

Ein leises Vorspiel zu der physiologischen Theorie der Ursprünglichkeit der später unwillkürlichen Bewegung, findet sich bei Malebranche, de la recherche de la vérité l. V ch. VII. Il se rencontre quelquefois dans les esprits animaux et dans le reste du corps une certaine disposition qui excite à la chasse, à la danse, à la course et généralement à tous les exercices, où la force et l'adresse du corps paraissent le plus. Cette disposition est fort ordinaire aux jeunes gens, et principalement à ceux dont le corps n'est pas encore tout-à-fait formé. Les enfans ne peuvent demeurer en place, ils sont toujours en action, lorsqu'ils suivent leur humeur. Comme leurs muscles

ne sont pas encore fortifiés, ni même tout-à-fait achevés, Dieu qui comme auteur de la nature règle les plaisirs de l'âme par rapport au bien du corps, leur fait trouver du plaisir dans l'exercice, afin que leur corps se fortifie. — — — Le sentiment confus que les jeunes gens ont de la disposition de leur corps, fait qu'ils se plaisent dans la vue de sa force et de son adresse. Ils s'admirent lorsqu'ils en savent mesurer les mouvemens, ou lorsqu'ils sont capables d'en faire extraordinaires: ils souhaitent même d'être en présence de gens qui les considèrent et qui les admirent.

5. Lehrreiche Beispiele, wie aus unwillkürlichen Bewegungen willkürliche werden, sind: Das Fixiren, d. h. das Auge in solche Lage bringen, dass das Bild des Gegenstandes auf die Stelle des deutlichsten Sehens im Centrum der Netzhaut fällt, geschieht beim Kind nicht plötzlich, es entwickelt sich allmälich aus einem unsteten Triebe zur Bewegung der Augen, der vielleicht durch den Lichtreiz erzeugt wird; und wenn hierbei zufällig die Stelle des deutlichsten Sehens auf einen Gegenstand fällt, welcher durch Helligkeit, Farbe oder Bewegung die Aufmerksamkeit erregt, so wird durch Wiederholung dieses Vorgangs das Kind allmälich durch Erfahrung lernen die zweckmässige Bewegung willkürlich auszuführen (Bernstein, die fünf Sinne des Menschen, S. 6). In ähnlicher Weise lernen die Neugebornen, obwohl sie sogleich im Stande sind Saugbewegungen zu machen, doch meist und zwar unter Nachhülfe der Mutter erst nach mehreren Tagen die Milch kräftig und mit Erfolg aus der Mutterbrust ausziehen (Kussmaul, das Seelenleben des neugebornen Menschen, S. 33). Ebenso bildet sich willkürliches Greifen, Aufrichten zum Sitzen, Laufen, Hervorbringung artikulirter Töne allmälich und meist unter Nachhülfe aus vielerlei unwillkürlichen Bewegungen der Hände, des Rumpfes, der Füsse, der Sprachorgane heraus. Manches wird spät gelernt, weil ein Zusammentreffen mehrerer Muskelbewegungen dazu erforderlich ist, welche sich nicht so rasch zusammenfinden: den Schleim willkürlich ausspeien lernt das Kind frühstens am Ende des zweiten Lebensjahres, es ist dazu erfordert eine complicirte

Anordnung von Mund und Zunge, verbunden mit einem fortstossenden Ausathmen (Bain); ebenso ist das willkürliche Riechen spät, denn es wird dazu erfordert Zusammentreffen geschlossener Lippen mit vermehrtem Einathmen (Bain). Bemerkenswerth ist, dass bei diesen Vorgängen zuerst immer ein gewisses Vielerlei der Bewegungen statt hat, aus welchem sich dann eine oder die andere Art als die werthvollste heraushebt und festgehalten wird, so zwar, dass mancherlei Verfehlungen und Vergreifungen oder ein Verharren bei einer minder werthvollen Art, als Andere erreichen oder für den Betreffenden selbst erreichbar wäre, nicht ausgeschlossen sind. Selbst ordentlich an der Mutterbrust zu trinken bringen einzelne Kinder nie fertig (Kussmaul). Krampf im Bein führt in der Regel nicht auf die Bewegungen, welche zu seiner Erleichterung dienen (Bain). Ein naheliegendes Beispiel aus dem späteren Leben ist, dass, wenn wir unbequem im Bette liegen, wir oft sehr lange die Lage wechseln, bis sie nicht mehr genirt; am folgenden Abend begeben wir uns meist sofort in diese Lage.

6. Gilt diese Theorie von der Entstehung der willkürlichen Bewegungen blos von diesen, so dass es mit den anderen Seiten unsers willkürlichen Thuns sich anders verhält? Eine solche Scheidung hat keineswegs statt, sondern es muss behauptet werden, dass jene Auffassung der Entstehung der willkürlichen Bewegungen in Bezug auf Bewegung blos das spät nachgeholt hat, was man in Bezug auf Anschauung der Sinne, Gedächtniss, Einbildungskraft, Verstand, sinnliche und geistige Aufmerksamkeit längst hatte thun müssen. Auch bei ihnen vermag der Wille als blosses Vorstellen und Werthschätzen aus sich selbst noch nichts. Wie oft will man sich auf einen bestimmten Namen besinnen: man weiss, was man will, den Namen zu der und der Person, die wir vor uns sehen mit leiblichem oder mit geistigem Auge; das Werthgefühl ist dabei oft sehr dringend, vielleicht sollen wir die Person, die wir kennen und schätzen, einer anderen vorstellen, und es ist uns im höchsten Grade peinlich, dass der Name, mit dem wir sie vor fünf Minuten noch begrüsst hatten, gerade jetzt nicht kommen will. Hier

ist die Vorstellung klar, das Werthgefühl stark, gleichwohl versagt sich uns der Name. Mit der Anschauung der Sinne ist es nicht anders; alle Menschen haben wohl bei uns mit Interesse öfter eine Fliege betrachtet, viele gerathen aber in nicht geringe Verlegenheit, wenn sie gefragt werden, wie viel Füsse eine solche habe; es stellt sich dann heraus, dass ihnen die Anschauung fehlt, die sie sich durch jene Betrachtung doch hatten erwerben wollen. Von der Einbildungskraft ist es bekannt, dass sie als reproductive, als lebhaftes Erinnerungsbild oft sehr mangelhaft ist, wo wir gerade das Gegentheil wollen; als productive ist sie zunächst besonderes Talent, aber selbst beim höchsten Talent steht sie nicht in dessen Macht, sie versagte sich z. B. Göthe beim Arbeiten in prächtigen Zimmern. Der Wille verständig zu denken und zu handeln genügt bekanntlich nicht dazu, dass beides effectiv statthat. Was endlich die Aufmerksamkeit betrifft, so klagen wir oft, dass wir sie trotz alles guten Willens heute oder überhaupt nicht für einen Gegenstand beschaffen könnten. Der Grund von alle dem ist auch hier, dass zum effectiven Wollen, zum Wollen mit Gelingen, Vorstellung und Werthschätzung nicht ausreicht. Der Hergang ist ein viel complicirterer: die elementaren Vorgänge, welche unter jenen Wörtern Anschauung, Gedächtniss u. s. w. befasst werden, mussten sich von Haus aus spontan regen, dann konnte sich die Seele allmälich merken, unter welchen Umständen sie eine genaue Anschauung hatte, etwa beim Fixiren eines Gegenstandes von verschiedenen Seiten und Achtsamkeit nicht blos auf Farbe und Beweglichkeit, sondern auch auf seine Mass- und Zahlverhältnisse (Pestalozzi). Ebenso musste die Seele allmälich inne werden, dass man meist etwas behält, wenn es Einem öfter aufgestossen ist, dass die reproductive Einbildungskraft abhängt von genauer Auffassung, dass es selbst bei der productiven begünstigende und hemmende Umstände ihrer Bethätigung giebt, dass die Hauptsache im Verstande für Wissenschaft und Leben ist, das Wesentliche herauszufinden, dass die Aufmerksamkeit abhängt von Frische der Organe und von natürlichem Interesse, d. i. davon, dass die Gedanken auf den

leisesten Anstoss an etwas hangen (Herbart) u. s. w. Dies alles muss sich erst spontan in der Seele geregt haben, was die Anregung durch Andere in der Erziehung nicht ausschliesst; die Seele muss ausserdem die Vorgänge dabei irgendwie behalten haben, dann kann sie dieselben benutzen, um zur willkürlichen Auffassung oder zur willkürlichen Erinnerung zu gelangen, sie weiss jetzt, wie sie es zu machen hat, um einen effectiven Willen in Bezug auf Erwerbung einer Anschauung, Behaltung eines Namens u. s. f. zu haben. Was sich ursprünglich spontan darbot, das regt sie wieder an, gerade wie es bei den willkürlichen Bewegungen geschehen musste. Auch hierbei ist zu beachten, dass die elementaren Vorgänge dieser geistigen Processe eine gewisse Latitüde haben, so dass sehr verschiedene Grade der Genauigkeit der Anschauung, der Treue des Gedächtnisses u. s. w. vorkommen, und ein Verharren bei einem geringeren Grade, als an sich möglich wäre, nicht ausgeschlossen ist; es hat zunächst ein mannichfaches Tasten und Tappen statt, aus dem sich allmälich eine Art als die werthvollste oder als die in diesem Individuum bleibende absetzt.

7. Allgemein ist also die richtige Theorie des Willens so zu fassen: mit ursprünglich unwillkürlichen Bethätigungen war verbunden Vorstellung und Werthschätzung, diese Vorstellung und Werthschätzung regt dann später die bezüglichen Bethätigungen wieder an, oder, als Formel ausgedrückt, mit *a* war verbunden *b*, dies *b* regt dann wieder an *a*. Der Grund der Möglichkeit dieser Umkehrung ist, dass beide Zustände irgendwie eng mit einander verbunden waren, eine Verbindung von *a* mit *b* immer aber auch eine von *b* mit *a* ist. Es hat also das Gleiche statt wie bei den Associationen, wo z. B. nicht blos eine Vorstellung eine andere damit verbunden gewesene ins Bewusstsein bringt (die Dame, der ich begegne, erinnert mich an den Kranz, den sie auf dem gestrigen Balle trug), sondern auch eine freudige Stimmung Vorstellungen weckt, die früher in ähnlicher Stimmung gehabt wurden (alte Herrn erinnern sich in Weinlaune bald ihrer Jugendtage), und eine Vorstellung die früher mit ihr verbundenen Gefühle erregt (der

Anblick eines Jugendfreundes bringt uns das ganze Glück jener Tage zurück). Einen Vorgang, wo auf Vorstellung und Werthschätzung geistige oder geistig-leibliche Bethätigung eintritt, nennen wir Wille und willkürliche Handlung, sie hat aber nicht mit Erfolg statt, wo nicht die unwillkürliche Bethätigung voraufging. Aus dieser richtigen Theorie verstehen wir auch, wie die gewöhnliche falsche überhaupt aufkommen konnte. Sie ist eine Abstraction aus den nicht wenigen Fällen, wo auf Vorstellung eines Inhalts und Werthschätzung desselben Handlung eintritt; diese tritt aber in diesen Fällen blos darum ein, weil die organischen und psychischen Elementarereignisse, auf welche Vorstellung und Werthschätzung sich bezieht, vorhergingen und so vorhergingen, dass sich eine feste Verknüpfung zwischen diesen Elementarereignissen und den betreffenden Vorstellungen und Werthschätzungen auch rückwärts bildete. Wo die organischen und psychischen Anknüpfungspunkte des effectiven Willens nicht sind oder aus Mangel an Ausbildung so gut wie verloren sind, da tritt daher der effective Wille nicht ein. Es ist für den Rothblinden nicht unmöglicher die Empfindung der rothen Farbe durch Vorstellung und Werthschätzung zu bekommen, als es für den Unmusikalischen ist sich durch Vorstellung und Werthschätzung in die Freude des Musikliebhabers zu versetzen, oder es für rein praktische Naturen ist sich durch beides in reine Theoretiker zu verwandeln. Wo jene Anknüpfungspunkte fehlen, da kann sogar die Vorstellung und Werthschätzung oft nicht gebildet werden. So hat der von Natur Beherzte gewöhnlich gar keine Vorstellung davon, wie einer feig sein könne; der Mässige begreift nicht, wie ein Mensch an Lüderlichkeit Gefallen finden möge, der Gütige kann sich in eine boshafte That gar nicht versetzen. Umgekehrt legt der Mensch von gemeiner oder egoistischer Gesinnung alles nach sich aus, weil ihm eine uninteressirte und edle Denkungsart ganz unfassbar ist. Hier verschlagen daher blosse Vorstellungen und Gemüthsbestürmungen, alles sogenannte Moralisiren, gar nichts. Wo die elementaren organischen und psychischen Anknüpfungspunkte des effectiven Willens zwar vorhanden

sind, aber schwach, da werden die darauf bezüglichen Vorstellungen und Werthurtheile leicht gebildet, aber sie bringen, so bald sie als antecedens auftreten, natürlich nur ein schwaches consequens hervor. Hier ist das Gebiet, wo die falsche Willenstheorie am üppigsten zu grassiren pflegt: weil doch Vorstellung und Werthschätzung da ist, glaubt man der Effectivität des Willens dadurch aufhelfen zu können, dass man die Vorstellung klarer, die Werthschätzung stärker mache, indem man auf beide einwirkt durch Vorstellungen und Zureden. Der Erfolg, wenn nicht unbewusst die richtigen Mittel der Willensbildung mit angewendet werden, ist kein anderer, als er sein würde, wenn jemand das Gedächtniss, das schwach ist, aber doch etwas vorhanden, dadurch zu stärken gedächte, dass er dem Besitzer eine Rede über die Vorzüge eines starken Gedächtnisses hielte.

8. Warum setzt sich aber im Bewusstsein, man kann sagen, aller Menschen das falsche Bild vom Willen fest, ein Bild, wonach Vorstellen und Werthschätzung des Vorgestellten das Wesentliche des Willens sind und das Eintreten von realisirender Thätigkeit und Bewegung das Accessorische, während in Wahrheit gerade umgekehrt spontane Thätigkeit und Bewegung (Vorstellungsverlauf und Muskelspiel) das Primäre ist, Vorstellung und Werthgefühl aber mit folgender Bethätigung sich erst daraus entwickelt. Das kommt davon, dass wir gegenüber den verschiedenen Elementen unseres geistig-leiblichen Lebens eine verschiedene Leichtigkeit des Vorstellens in der Erinnerung haben. Nichts hat einen so grossen Einfluss auf unser geistiges Sein als unser Leib, gleichwohl sagen wir, der Gesunde fühlt seinen Leib nicht; weil derselbe sich in gesundem Zustand nur als Wohl- und Kraftgefühl geltend macht, wird er gewissermassen als gar nicht vorhanden und mitredend gedacht, während sein dermaliger Zustand der Hauptgrund von unserem Wohl- und Kraftgefühl ist. Unser Gedankenlauf hängt von so mannichfachen körperlichen und geistigen Gesetzen ab, dass wir uns desselben diesem gesetzlichen Zusammenhang nach wenig oder fast gar nicht bewusst werden. Die Gesetze der Ideenassociation z. B. hatte Aristoteles skizzirt, aber von grös-

serem Einfluss auf das Verständniss aller Seiten des geistigen Lebens sind sie erst seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts geworden. Unsere Thätigkeits- und Muskeltriebe kommen uns gleichfalls nur dunkel, unbestimmt, nicht im Einzelnen zum Bewusstsein, darum wurden sie als ein Ausgangspunkt und eine Hauptvermittlung effectiven Willens am längsten übersehen. Dagegen sehr wohl im Gedächtniss bleiben uns alle objektiven Vorstellungsbilder, also alle Vorstellungen, in welche Gesichtseindrücke eingehen, daher wir auch Bewegungen und Handlungen uns vor Allem von der Seite vorstellen, wie die Sache aussah oder sich ausnahm, und ebenso treu ist unsere Erinnerung für Lust und Unlust, Befriedigung und Missbilligung innerer Art. Demgemäss treten in unsrem Vorstellen von Wille hervor der Vorstellungsinhalt und die Werthschätzung, die realisirende Bethätigung und Bewegung treten zurück; ursprünglich sind sie zwar das erste und Vorstellung und Werthschätzung das zweite, aber für den erinnernden und reflectirenden Geist kehrt sich die Abfolge um, und Thätigkeit und Bewegung scheint eine selbstverständliche Folge von Vorstellungsinhalt und Werthschätzung, da sie sich ursprünglich auf beides Letztere darum einstellt, weil dieses selbst gar nicht geworden wäre, wenn das Erstere nicht vorher schon da war. So entsteht durch eine schwer vermeidliche Selbsttäuschung die Idee von dem Willen, der Alles kann, d. h. davon, dass Vorstellungsinhalt und Werthschätzung das Wesentliche sei, und dass daraufhin die Bethätigung eintrete.

Die Folgerungen, welche sich aus dieser Theorie vom ursprünglichen Zustandekommen des Willens ergeben, brauchen blos angedeutet zu werden. Erstens falsch ist die Ansicht, welche man als die platonische Richtung der Weltauffassung bezeichnen kann, weil sie in Platon ihren ersten grossen wissenschaftlichen Ausdruck erhalten hat. Diese Ansicht behauptet, dass alles Wirken nach Analogie unseres höheren Geisteslebens zu denken sei, dieses höhere Geistesleben selbst sei ein unmittelbares Handeln nach Zweckvorstellungen, d. h. nach Vorstellung mit Werthschätzung, nach der Idee des Besten, eine

Lehre, die auch Aristoteles aufgenommen hat. Diese Ansicht ist falsch, sofern sie sich darauf stützt, dass der Thatbestand unseres Seins unzweifelhaft zeige, dass Vorstellung und Werthschätzung die einzige und ausreichende Ursache davon sei, dass Wirken und Bethätigung eintrete. Der Thatbestand unseres Seins zeigt umgekehrt, dass Vorstellung und Werthschätzung nur wirken, wenn sie sich auf ein ursprünglich von beiden unabhängiges Geschehen beziehen, unser Geist als Vorstellung und Werthschätzung wirkt nicht unmittelbar, sondern sehr vermittelt, und zwar haben bei diesen Vermittlungen die organischen unwillkürlichen Bethätigungen auch da den Vortritt, wo wir später überwiegend willkürlich zu handeln lernen. Die zweite Folgerung ist, dass die Schopenhauer'sche Auffassung vom Willen gänzlich zu verwerfen ist: nicht der Wille liegt dem Vorstellen zu Grunde und erzeugt es als seinen nachgebornen, ihm unter Umständen feindlichen Sohn, sondern der Wille selbst ist das Nachgeborne, aus Vorstellung und Werthschätzung zusammen erst Entstehende, das Ursprüngliche sind unwillkürliches Geschehen und unwillkürliche Bethätigung. Die dritte Folgerung ist, dass von einem liberum arbitrium indifferentiae in der menschlichen Natur sich nichts findet: aller Wille in uns setzt voraus, dass unwillkürliche Bethätigung vorherging, auf welche sich dann Vorstellung und Werthschätzung erst bezieht, der Gedanke des schlechthin freien Willens ist einer von den kühnen Rückschlüssen, durch die man die Verschiedenheit des Willens, die so mannigfachen Vorstellungsinhalte und Werthschätzungen zu erklären versuchte, nachdem man einmal in die falsche Abstraction verfallen war, als ob Wille überhaupt rein Bewegung aus sich selber wäre.

9. Der in seinem Ursprung so verstandene Wille ist bildbar, sofern unzweifelhaft die organischen und psychischen elementaren Grundlagen desselben bildbar sind. Diese Bildung, die sowohl Verstärkung als Ausbreitung sein kann, hat sich aber zu richten nach den Gesetzen dieser Grundlagen, gerade wie die Bildung der äusseren Natur nur von Erfolg ist, wenn man ihre Gesetze erkennt und benutzt. Non imperatur nisi

parendo, gilt auch hier, und wie man bei der Wirkung auf die äussere Natur den Zaubermitteln entsagt hat, so muss man auch bei der Behandlung des Willens dem Vorurtheil entsagen, dass durch blosse Erregung von Vorstellung und Gefühl ein effectiver Wille herstellbar sei.

Das erste Gesetz der Willensbildung, das der Verstärkung, lässt sich daran anknüpfen, dass wir den Hergang: unwillkürliche Bethätigung, daran sich anschliessend Vorstellung und Werthschätzung, dann Vorstellung und Werthschätzung zuerst, und daran sich anschliessend Bethätigung — durch Erinnerung an die Ideenassociationen verdeutlicht haben, wo die Dame, der wir begegnen, uns an den Kranz erinnert, den sie auf dem gestrigen Balle trug, aber auch der Kranz, den wir irgendwo sehen, uns das Bild derer wiederbringt, die er schmückte. Bei den Ideenassociationen gilt aber das leichtbegreifliche Gesetz, dass, wenn *a* verbunden war mit *b* in dieser Reihenfolge, der Rückgang von *b* nach *a* zwar möglich ist, aber nicht so leicht. Am evidentesten ist dies bei längeren Reihen und dem Versuch ihrer Umkehr: *a b c* sagen wir ziemlich rasch auch umgekehrt auf, von *z* aber rückwärts die Buchstaben des Alphabets aufzusagen ist fast unmöglich. Das Gleiche gilt vom Willen, sofern auf Vorstellung und Werthschätzung Bethätigung eintreten, also das Umgekehrte des ursprünglichen Vorgangs statt haben soll, sie ist möglich, aber nicht so leicht. Bei der gewöhnlichen Association erreicht man die Umkehr und die Leichtigkeit derselben durch Uebung; das Einmaleins kennen wir nicht blos vorwärts, sondern auch rückwärts auswendig, weil wir es in beiden Folgen geübt haben. Das Gleiche gilt vom Willen, er ist abhängig von der Uebung. Das Schwerste ist hier der Anfang, denn da sollen, vorausgesetzt, dass die unwillkürliche Bethätigung schon irgendwie voraufging, durch Vorstellung und Werthschätzung Vorstellungselemente, Nerven, Muskelgruppen angeregt werden, mehr aber als solche Anregung vermag der Wille als blosse Vorstellung und Werthschätzung nicht. Daher sind zu Anfang dieser Uebung erforderlich günstige Bedingungen, es muss die betreffende Muskelgruppe z. B. in

solchen inneren Zuständen sein, dass eine leise Anregung durch die bezüglichen Vorstellungen und Werthschätzungen vermittelst der Nerven genügt, die Spannkraft der Muskelgruppe auszulösen. Ebenso müssen die Einzelvorstellungen und mancherlei Combinationen derselben gerade leicht erweckbar sein, wenn eine zusammenhängende Verknüpfung derselben etwa in einem Gedicht oder Aufsatz gelingen soll. Aus dem gleichen Grunde erklärt sich, dass bei leiblicher oder geistiger Erschöpfung Vorstellungen und Werthschätzungen, die sonst effektiv waren, gar nichts mehr vermögen, dass bei leiblicher oder geistiger Ermüdung, z. B. in Schlaftrunkenheit, schwer fällt und nur unsicher gelingt, was sonst leicht und präcis ausgeführt wurde, dass durch längere Unterlassung sonst geübter leiblicher und geistiger willkürlicher Handlungen diese nicht mehr von Statten gehen wie früher; die betreffenden Muskeln und Nerven sind unterdessen anderweitige Verbindungen eingegangen, daher sie gewissermassen nicht mehr so gestimmt sind wie früher, auf die Vorstellungen und Werthschätzungen zu respondiren. Dass eine Reihe von guten Tagen so schwer zu ertragen ist, heisst: da wir im Glück nicht von selbst Gelegenheit haben uns in Geduld, Anstrengung, Enthaltsamkeit zu üben, so müssen wir diese uns entweder absichtlich schaffen, oder erwarten, dass jene Tugenden uns aus Mangel an Uebung verloren gehen und dafür andere Gewöhnungen sich einstellen, sehr verschieden von ihnen. Aus dem Gesagten ergeben sich die Regeln: 1) Willkürliche Handlungen jeder Art erfordern für ihren Anfang günstige innere und äussere Bedingungen, für deren Herstellung daher so viel möglich Sorge zu tragen ist, und werden nur durch Uebung, d. h. Wiederholung fest und sicher. 2) Was wir stets willkürlich thun wollen, das dürfen wir nie ganz ausser Uebung setzen. Diese Bedeutung der Uebung und Gewöhnung für die Willensbildung ist früh erkannt worden, in der Wissenschaft ist sie besonders von Aristoteles ans Licht gestellt; nur das höhere Denken, den *νοῦς*, nimmt er aus, was das Denken einmal hat, das bleibt ihm, ein Satz, der ein Wunsch, aber keine Wahrheit ist, denn ohne alle Uebung,

absichtliche oder unabsichtliche, entschwinden auch die geistigsten Gedanken. Allgemeine Grundforderung ist ausserdem, stets für einen Vorrath von Muskel- und Nervenkraft zu sorgen durch Erholung nach starken Anstrengungen und zweckmässige leibliche Pflege. Die letztere muss nicht blos Erregungsmittel, sondern auch plastische = substanzerhaltende Mittel den Muskeln und Nerven zuführen. Für Muskelkraft wird bei uns gesorgt, freilich nicht immer in zweckmässiger Weise; nach Virchow sind Schwimmen und Dauerlauf die einzigen allseitig wirksamen turnerischen Uebungen. Die plastischen Stoffe werden überdies über den blossen Erregungsmitteln oft vernachlässigt: für jene ist nach der Physiologie stickstoffhaltiges Material (Fleisch, Eier, Brod) erforderlich, für diese kohlenstoffreiches (Fett, Stärkemehl). Dagegen für Nervenkraft wird bei uns noch wenig gesorgt; daher die gelegentlichen schrecklichen Zustände von Nervenerschöpfung, als Unfähigkeit etwas zu denken, plötzliches Abreissen einer Gedankenreihe, Schlafsucht schon bei unserer Jugend. Sehr oft werden die Nerven bei uns ernährt auf Kosten der übrigen Systeme, der Muskeln, des vegetativen Systems, also der Verdauung und was damit zusammenhängt. Dies wirkt auf die Nerven schliesslich selbst zurück; daher die Sensibilität und Erregbarkeit nicht mehr blos bei Gelehrten und Frauen der gebildeten Stände — die letzteren brauchen für das Gefühlsleben oft sehr viel Nervenkraft —, sondern schon in viel weiteren Kreisen. Schlimm, wo durch blosse Erregungsmittel den Nerven nachgeholfen wird, durch Kaffee, Thee, Spirituosen, kalte Abwaschungen. Am besten sind Ruhe, Bewegung in frischer Luft, leichte Gesellschaftsspiele. Helmholtz lobt die englischen Spiele auf den dortigen Universitäten und setzt hinzu: man darf nicht vergessen, dass junge Männer, je mehr man sie von frischer Luft und der Gelegenheit zu kräftiger Bewegung absperrt, desto geneigter werden eine scheinbare Erfrischung im Missbrauch des Tabacks und der berauschenden Getränke zu suchen.

10. Ehe wir die weiteren Gesetze der intensiven und extensiven Willensbildung darlegen, ist einem Einwand zu be-

gegnen, welchen unserer Auffassung von der Entstehung willkürlicher Bethätigung dasjenige entgegenzustellen scheint, was man bei Kindern Nachahmungstrieb, bei Erwachsenen die Macht des Beispiels nennt. Denn hierbei ist das antecedens Vorstellung eines wahrgenommenen Thuns und damit verbundene Werthschätzung, unter welche auch das zu rechnen ist, was Bain Erregung überhaupt nennt, z. B. Staunen, Verwunderung, das consequens ist dann sofort oder allgemach eine entsprechende Bethätigung. Kinder lernen so durch Nachahmung eine bestimmte Sprache sprechen, in ihren Spielen agiren sie alles, was sie durch die Sinne aufgefasst haben: hat der Schieferdecker auf dem Dach gearbeitet, so „spielen sie Schieferdecker eine ganze Woche lang“, die Schlachten des Alterthums werden von den Knaben in ihren Kämpfen copirt; als die Guillotine in der französischen Revolution herrschte, sollen die Kinder sich bald kleine Guillotinen für Vögel und Mäuse gemacht haben (Beneke); die Mädchen schmücken ihre Puppen, wie sie sich und ihre Umgebung geschmückt finden, spielen Schule, Köchin, Kindermädchen, Taufe, Hochzeit. Der Reiz der theatralischen Aufführungen in Kindheit und Jugend ist bekannt; aus dem späteren Leben gehört hierher z. B. die Macht der Mode, die Gewalt, welche ein Gesellschaftskreis über den Einzelnen übt, der in ihm lebt. Liest der Jüngling Dichter, so macht er meist bald Verse, der junge Mediciner glaubt alle Symptome der Krankheiten an sich zu fühlen, über die er hat vortragen hören. In der Jugend am stärksten, ist der Nachahmungstrieb im Mannesalter auch da: ein Volk will eine Verfassung, weil das andere eine hat, bricht in einem Lande Revolution aus, so wirkt das leicht ansteckend auf die angränzenden Länder. Diese Macht des Beispiels beruht auf Nachahmung, alles Lernen von aussen beruht in letzter Instanz auf dem Nachahmen eines zufällig oder absichtlich Vorgemachten. Ist die Nachahmung nun eine Instanz gegen unsere Willenstheorie? Keineswegs; bei näherem Zusehen entdeckt sich nämlich leicht, dass Nachahmung oder Nachbildung nur eintritt, wo in einem Menschen die zu gleichem Effect disponirenden Vorstellungen,

Werthschätzungen und Bewegungen bereits da waren, entweder gänzlich von Natur oder auf Grund der bereits geschehenen Entwicklung der Natur. Vieles können wir gar nicht nachmachen, vieles sehr ungenügend sowohl qualitativ als quantitativ. Die nationale Pronunciation und Accentuation einer fremden Sprache erreichen wir selten; die Engländer sprechen mehr mit dem Vordermund, die südlichen Völker mit dem ganzen runden Mund, manche finden sich rasch darein, bei anderen will es nie recht gehen. Den Norddeutschen, auch den Gebildeten, fällt der französische Nasallaut schwer, sie sagen statt comment — commen g, den Chinesen fehlt der r-Laut, sie verwandeln das gehörte r beim Sprechen in l, Christus lautet in der Bibelübersetzung Ki-li-su. Ebenfalls hierher gehört, dass Menschen von sehr verschiedener Art sich nicht verstehen, wie man sich ausdrückt, d. h. einander ihre Art nicht nachzufühlen vermögen. Fremde Erfahrungen nützen uns im Allgemeinen wenig, weil wir dieselben, wenn wir nicht bereits Aehnliches erlebt haben, nicht ganz nachzubilden vermögen. Die Geschichte heisst daher zwar die Lehrerin der Menschheit, aber sie wird aus jenem Grunde gewöhnlich, wo es darauf ankäme, nicht als solche benutzt. Wer nie krank war, hat keine Vorstellung davon, wie es dem Kranken zu Muthe ist. So lange der Geschlechtstrieb noch nicht erwacht ist, hat der Mensch keinen Begriff von der ganzen Welt der Sehnsucht und der Phantasie, die sich dann aufthut. Kinder heirathen darum ihrem Vorhaben nach meist ihre Mutter, Amme oder Schwester, sie denken sich unter Heirathen, was sie allein zur Zeit nachzubilden im Stande sind, ein gütiges, einander erfreuendes bleibendes Zusammensein. Selbst das Christenthum ist im römischen Reich nicht anders eingedrungen als dadurch, dass sich Analoges zu ihm vorfand und es sich unwillkürlich an dies Analoge zuerst wendete. Vorhanden war 1) eine Tendenz zum Monotheismus, 2) ein Gefühl der Gleichheit aller Menschen von Natur, d. h. vor Gott, besonders durch die Stoiker; 3) gab es *ἔρανοι, ϑίασοι,* bei den Römern collegia z. B. funeraticia, bestehend aus humiliores, tenuiores, Armen,

Sklaven, auch Frauen; in diesen waren alle Mitglieder gleich, sie machten monatliche Beisteuern zum Zweck gegenseitiger Unterstützung und mit Verehrung eines besonderen Gottes. Vornehme und reiche Leute waren nicht ausgeschlossen, sie fanden sich wohl ein aus Menschenliebe und als Wohlthäter (εὐεργέται, φιλοτιμούμενοι) und patroni, patronae des Vereins. Diese Cult- und Liebesvereine waren die Rechtsform, unter welcher das Christenthum zunächst thatsächliche Duldung im römischen Reiche fand (Heinrici). Indem das Christenthum in diese Kreise trat und einer von ihnen wurde, trat es zugleich auf als eine universelle Proclamirung dessen, was jeder dieser Kreise für sich suchte, nämlich göttliche Hülfe und menschliche gegenseitige Unterstützung. Die Kirche war ein universeller Cult- und Unterstützungsverein inmitten der besonderen, sie fand in ihnen das bereite Material, welches sie sich aneignen konnte, und brachte ihnen zugleich etwas, was sie nicht hatten, die universelle Anschauung und Organisation und damit die Kraft, was blos halb geduldet wurde von der alten Gesellschaft als eine Hülfe gegen sociale Uebel, zu einer aufstrebenden Macht gegenüber der alten Gesellschaft zu erheben.

Nach all diesen Ausführungen darf man wohl behaupten: die Nachahmung reicht nur so weit, als verwandte unwillkürliche Bethätigungen da sind, diese werden durch das Beispiel blos geweckt. Der Nachahmungstrieb hat aber seine sehr verschiedenen Grade, weil die unwillkürlichen Bethätigungen, die Anlage, an die er geknüpft ist, sehr abgestuft sind. Die meisten Menschen haben so viel natürliche Anlage in sich, dass sie Poesie verstehen und sich daran erfreuen können. Andre haben so viel, dass sie auch Gedichte machen, aber es sind Copien, ihnen gelingt ein Vers in einer gebildeten Sprache, die für sie dichtet und denkt; Andere geweckt durch grosse Muster zeigen ein bedeutendes Talent, Einige sind Genies, die auch ohne alle Weckung Musterdichter geworden wären. Nicht blos der Dichter wird daher geboren, sondern auch die Fähigkeit sich an Poesie zu erfreuen ist in hohem Grade angeboren. Bei den

übrigen Künsten ist es ebenso, mit Wissenschaft und ihren verschiedenen Arten, mit den andern Berufsarten gleichfalls. Es gibt Menschen, deren Talent zur ästhetischen Kritik gross ist, aber sie sind durchaus nicht produktiv oder Stümper als Maler u. s. f., bei Anderen ist die Technik, d. h. die manuelle Ausführung wunderbar, aber die Conception ist schwach, in der Wissenschaft gibt es tradirende Köpfe und erfindende, in den praktischen Berufsarten desgleichen. Göthe hat es an sich erfahren, wie scheinbar sehr naheliegende Talente doch nicht gleichzeitig in ihm vorhanden waren. Er besass ein scharfes Auffassungs- und Eindrucksvermögen. Ihm schrieb er es zu, dass er seine Gestalten so lebendig und scharf individualisirt hervorbringen konnte. Diese Deutlichkeit und Präcision der Auffassung hatte ihn seiner eignen Angabe nach früher lange Jahre hindurch zu dem Wahn verführt, er hätte Beruf und Talent zum Zeichnen und Malen. Die Uebertragung des geistig Geschauten auf Papier und Leinwand durch die Hand gelang ihm aber nie in irgend bedeutendem Grade. Ebenso war ihm alle Anlage zur Mathematik fremd, die Aussonderung blos der Grösse und Zahl aus den concreten Gestaltungen und ihre Festhaltung und vergleichende Betrachtung für sich brachte er nie fertig. Bei Anderen ist es gerade umgekehrt: Kant schied die Farben aus der eigentlich ästhetischen Betrachtung aus, weil er viel zu viel Mathematiker und Mann wissenschaftlicher Begriffe war. Darauf, dass viele Elemente menschlicher Natur nur mit geringer Stärke in uns vorhanden sind, beruht es, dass wir nicht blos Verstärkung unsrer Art durch Anschluss an Gleiches suchen, sondern auch Ergänzung derselben durch Anschluss an Solches, welches das, was als spontane Bethätigung in uns nur schwach, aber werthvoll ist, in starken Zügen an sich trägt. So suchen wir im Umgang die Berufsgenossen, denn sie sind anregend für unsre Hauptbeschäftigung, aber wir suchen auch vielfach Umgang mit anderen Kreisen, denn sonst fürchten wir in unseren Urtheilen und Interessen zu einseitig zu werden. In der Liebe streben die Einen nach Verstärkung ihrer Art durch eine solche, die ihnen im weiblichen ähnlich

ist, Andere, deren Art in sich selbst stark genug ist, ziehen eine Ergänzung durch ein Wesen von ungleichem Charakter vor, aber einem solchen, das sie anzieht und fesselt. In der Wahl der Lektüre, in unsern Liebhabereien zeigen sich dieselben Züge. Weit entfernt also, dass der Nachahmungstrieb und die Macht des Beispiels unsrer Auffassung der Entstehung willkürlicher Bethätigungen entgegen sind, geben sie vielmehr eine Bestätigung derselben und lehren uns den Menschen zugleich von nun an immer so auffassen, wie er wirklich gegeben ist, d. h. nicht allein und blos auf Wechselwirkung mit der Natur angewiesen, sondern immer unter Menschen und in Wechselbeziehung mit ihnen, theils so, dass er für sie anregend wird, theils so, dass sie es für ihn sind.

11. Wir kehren, um eine Seite in der Auffassung des Menschen bereichert, zu dem Unternehmen zurück, die Gesetze für die Willensbildung darzulegen. Handelte das erste Gesetz von der Verstärkung des Willens, von seiner intensiven Zunahme, so bezieht sich das zweite auf den Versuch, den Willen theils intensiver, theils extensiver zu machen. Es hat damit folgende Bewandtniss. Wie jede. unwillkürliche Bethätigung des Menschen, so ist auch jede daraus entspringende willkürliche zuletzt ein ganz concreter Act: Das und das ging vorauf und das und das folgte, die Umgebung war die und die, die Stimmung war eine besondere, je nach Müdigkeit, Munterkeit, Freude, Traurigkeit, Krankheit, Gesundheit; es macht einen Unterschied, ob ein Kind etwas zuerst oder öfter that in Gegenwart blos vom Vater, oder auch von der Mutter, von Geschwistern, von Fremden, ob im Hause, im Garten, auf der Strasse, in einem fremden Haus. Mit anderen Worten: Der Wille entwickelt sich ursprünglich als ein besonderer, nicht blos als ein Einzelact, sondern auch als ein Einzelact unter ganz bestimmten circumstantiis, durchaus nicht als Art oder Gattung. Da diese äusseren und inneren Umstände zwar öfter dieselben sind, öfter aber auch wechseln, so ist es nicht auffallend, wofür es gewöhnlich im höchsten Grade gilt, sondern es ist genau das zu Erwartende, dass der Mensch vielfach un-

gleich ist mit sich selbst nach den verschiedenen Umgebungen, Relationen und Stimmungen. Derselbe Knabe ist zu Hause ungezogen, in der Schule brav, und umgekehrt, munter draussen, daheim still. Ein Kind hat vor der Mutter etwas aufgesagt, aber vor dem Vater stottert es zuerst, „bei dir kann ich nicht, hier kann ich nicht,“ sagt es, d. h. damit auf Vorstellung und Werthschätzung die Bethätigung eintrete, muss zunächst noch die ganz concrete Lage als Hülfe mit da sein, jede Aenderung in derselben wirkt als Hinderniss. Einem Kinde musste das Kratzen durch Schlagen auf die Hände abgewöhnt werden erstens vom Vater ihm selbst gegenüber, dann von der Mutter ihr gegenüber, dann von der Schwester, dann von der Kinderfrau; da es dann keine Uebung mehr hatte in dieser Bethätigung, so erlosch sie bald ganz oder konnte, wo sie im Zorn wieder einmal hervorbrach, rasch gedämpft werden. Die Drohung des Strassenjungen „kommst du auf meine Gasse“, ist gar nicht so lächerlich, er ist nur da gewohnt sich zu tummeln und zu balgen, die fremde Umgebung lässt die dort geübte Bravour nicht aufkommen. Ebenso gehört hierher, dass Mädchen Knaben gegenüber allein meist verzagt sind, in Menge aber um so dreister. Bei Erwachsenen gilt ganz dasselbe Gesetz. Irrenärzte versichern, dass, wenn sie monatelang unter lauter Irren leben müssten, sie selbst wahnsinnig werden würden; das Uebergewicht der Wahnideen und Wahnhandlungen ohne ein Gegengewicht des Verkehrs mit geistig Gesunden würde sie mit fortreissen. Die Moral der meisten Menschen und ihre Religion hängt mit ab von der ganzen Umgebung, mit der sie zusammengelebt, und den ganzen Verhältnissen, in denen sie sich gebildet hat: wo diese daher ganz aufhören, wird auch Moral und Religion schwankend. Beispiele sind die grossen Pesten von Thucydides an durch das Mittelalter hindurch, sie lockerten den ganzen moralisch-religiösen Bestand, die Meisten wurden nach dem Spruch gesinnt, lasst uns essen und trinken, denn morgen sind wir todt, während Andere bis dahin Leichtfertige, z. B. Lustdirnen, aufopfernd in allgemeiner Pflege wurden und ihr Leben nicht schonten. Nach Cheniers

des Dichters Bericht lebten die Gefangenen der Schreckenstage in Paris so: sobald die Liste der für den Tag zur Guillotine Bestimmten verlesen war, amüsirten sich die Anderen wieder einen Tag, spannen Amouren an u. s. f. Berührung mit fremder Cultur und fremden Sitten hat ähnliche lockernde Erfolge; dies wurde sehr bemerkt vom Alterthum in Bezug auf die Sitten in den Seestädten, wo verschiedene Nationen zusammentrafen, im Mittelalter gleichfalls, besonders bei Gelegenheit der Kreuzzüge: die Ritter nahmen viel orientalische Sitten an im schlechten Sinne nicht blos, sondern es bildete sich auch ein Begriff gemeinsamer Ritter- und Waffenehre unabhängig von der Religion. Unsere Missionäre klagen sehr, wie die europäischen Handelsleute in den fremden Ländern, China z. B. und Japan, heidnisch lebten, besonders in Bezug auf Geschlechtsverhältnisse. Bei dem Wiedererwachen der Wissenschaften in den Zeiten des Humanismus machte man dieselbe Erfahrung; Erasmus eifert gegen das neue Heidenthum der Gelehrten, das besonders stark war in Italien. Dies sind Beispiele aus der grösseren Geschichte. Beispiele aus dem täglichen Leben sind, dass ein Mensch, der seine Anrede an den Fürsten oder eine Tischrede vortrefflich inne hat, versagt, wenn er nun wirklich vor dem Landesherrn oder der Versammlung steht, dass der Candidat in seiner ersten Predigt vor der Gemeinde stecken bleibt. Der Student in den Ferien arbeitet zu Hause schwer, es will nicht recht gehen, denn die Umgebung ist eine andere, als er beim Studiren auf der Universität gewöhnt ist. Wenn Frau und Kinder verreist sind, glaubt man oft wunderwieviel arbeiten zu können, kann es aber erst recht nicht; wie der Müller durch Stillestehen der Mühle wach wird, so wirkt umgekehrt die eingetretene Stille des Hauses hier einschläfernd. Burschen und Mädchen, die im Dorf fleissig und brav waren, werden oft in der weiteren Welt träge und leichtsinnig; nur die Rückführung in ähnliche Verhältnisse wie früher, etwa durch Heirath oder Anschluss an einen besonderen Kreis, macht sie wieder der alten Art theilhaftig. Andere Verschiedenheiten der Menschen nach verschiedenen Beziehungen sind bekannt:

Salonengel und Hausteufel gilt von vielen Frauen, aber auch von nicht wenigen Männern. Ein junger Mann beträgt sich oft sehr gesittet gegen Damen von Stande, und sehr frivol, sowie er Dienstmädchen z. B. vor sich hat, und Beides, ohne dass ihm der Uebergang von einem in's andere selbst auffiele. Ein Mensch spricht in Gesellschaft und Geschäft das beste Hochdeutsch, sowie er das Haus betritt, den Dialekt, ohne es selbst zu wissen. Es ist Alles das ganz dasselbe wie: man schreibt nicht mit jeder Feder gleich gut und gleich schnell, auch nicht auf jedem Papier. Wer als Soldat ein Gewehr von einem bestimmten Gewicht vortrefflich handhabt, handhabt nicht sofort ein solches von grösserem oder geringerem Gewicht mit derselben Leichtigkeit und Sicherheit, sondern muss sich erst adaptiren. Eine Dame kann auf dem Ball vier Meilen in einer Nacht zurücklegen, welche keine Stunde zusammenhängend zu gehen im Stande ist. Kinder, die den ganzen Tag im Garten sich tummeln, sind oft, auch wenn sie nicht müde sind, sehr faul zu eigentlichem Spazierengehen. Manche Menschen brilliren in der Unterhaltung und sind hölzern im Schreiben. D. Strauss war tapfer wie Einer am Schreibtisch, in der Unterhaltung hätte ihm ein Kind eine Niederlage beibringen können. Schopenhauer verlor in der Unterredung mit nicht ganz Gleichdenkenden, soweit er sich überhaupt auf solche einliess, sehr viel von dem absprechenden und rücksichtslosen Ton seiner Schriften.

Wenn solche Ungleichheit des Menschen mit sich selbst so das von Haus aus zu Erwartende ist, wie kommt es dann überhaupt zu grösserer Gleichmässigkeit der Bethätigung, auch der willkürlichen? Diese wird blos erlangt dadurch, dass, wenn eine willkürliche Bethätigung unter bestimmten Umständen durch Uebung fest und leicht geworden ist, die Umstände variirt werden, zuerst wenig, dann immer mehr. Dadurch werden die einzelnen Willensbethätigungen allmälich unabhängig von Ort, Zeit, Umgebung, Stimmung u. s. f. Diese Gunst kann das Leben und können die äusseren Verhältnisse dem Menschen vielfach gewähren, aber meist ist absichtliche Zucht erforder-

lich, ursprünglich durch Andere, später durch uns selbst. Ein Kind, das jeder Zeit ein Gedicht soll recitiren können auf blosses Geheiss, muss dasselbe erst mit solcher Festigkeit inne haben, dass eine blosse Erinnerung an dasselbe den Ablauf der Vorstellungen und Worte hervorzubringen im Stande ist; ist es dann scheu, vor Fremden herzusagen, so muss man es erst dazu bringen, es vor dem Vater aufzusagen, was bald gelingen wird, wenn man mehrmal zuvor davon gesprochen hat, es solle es vor dem Vater recitiren; dadurch wird ihm die Vorstellung des Vaters mit dem Aufsagen des Gedichtes soweit associirt, dass die wirkliche Gegenwart desselben kein Hinderniss des Gedanken- und Wortflusses mehr bildet. Dann muss man dazu übergehen, dass vor Verwandten aufgesagt wird, dann vor mehr bekannten Fremden, endlich vor jedem Fremden. Ebenso muss man von langsamem Aufsagen zu schnellerem, dann zu rapidem fortgehen, und auch wieder umgekehrt, wenn eine Verschiedenheit auch in dieser Hinsicht von Werth sein sollte. Bei uns lernen viele nie selbständig arbeiten, weil Lernen mit ihnen blos geübt wurde unter Anleitung oder mit directen Aufgaben von der Schule aus: sobald diese Umstände aufhören, wissen sie nicht recht, was sie eigentlich machen sollen, sie nehmen allerlei in sich auf, aber sie lernen nicht, bis endlich das Examen mit seinen bestimmten Forderungen durch seine Aehnlichkeit mit dem Aufgabestellen der Schule sie wieder zum eigentlichen Lernen zurückbringt. Da jene Zucht Zeit, Musse und verständnissvolle Leitung braucht, so ist eine solche grössere Unabhängigkeit des Willens von äusseren und inneren besonderen Bedingungen meist der Vorzug ernster und absichtlicher Bildung. Der Ungebildete hat eine gewisse Steifigkeit und Festgefahrenheit: in einer gewissen Art und von gewissen Punkten aus kann er willkürlich seine Kräfte in Bewegung setzen, jede Abweichung von der gewohnten Weise aber stört und hemmt ihn. Wer will, dass Ungebildete gern unter ihm arbeiten, der muss sich in ihre Art eine Sache anzufangen und zu betreiben hineinversetzen, dann kann er viel mit ihnen aufstellen, anderenfalls wird er wenig ausrichten und noch dazu lauter Ver-

druss machen und haben. Die Festigkeit und Steifigkeit kann so gross sein, dass, es grob auszudrücken, ein Gänsejunge mit 20 Gänsen prächtig fertig wird, aber bei 25 sich als unfähig erweist. Analog und häufig sind die Fälle etwa, dass jemand einem kleinen Geschäft vortrefflich vorsteht, sowie er es aber vergrössert, nicht mehr damit zu Stande kommt, oder dass eine Frau, die bei drei Kindern Haushalt und Erziehung musterhaft versorgte, sobald sie vier hat, ohne dass besondere Umstände dazu getreten wären, anfängt sich als unfähig zu erweisen. Oft gelingt es auch nicht, die Unabhängigkeit des Willens von besonderen Umständen überhaupt herzustellen: viele Menschen bedürfen, um in einer gewissen Weise zu sein, gewisser Umgebungen, der Anregung und des weckenden Beispiels. Sie sind unter Leitung fleissig und ordentlich, sich selbst überlassen werden sie faul und unordentlich. Die moderne Lehre, jeden auf sich selbst zu stellen, ist für nicht wenige heilsam, die der hohen Art von Selbständigkeit fähig sind, für Andere ganz verderblich, mindestens die Gelegenheit zum Anschluss müssen die letzteren haben, wenn sie gedeihen sollen. Das Bedürfniss nach Vereinen nicht nur zur Verstärkung und Ergänzung gewisser Seiten in uns, sondern auch, weil unsere Art nur unter besonderen circumstantiis recht wirksam wird, ist ein allgemeines: im Alterthum wollte der Staat dies leisten für alle Seiten des menschlichen Seins, dann trat für das Sittliche und Geistige die Kirche hinzu, in der Neuzeit ist eine Mehrheit von solchen Vereinigungen erforderlich geworden. Jene Unabhängigkeit des Willens ist auch nicht für alle Seiten menschlicher Bethätigung gleich erreichbar, manche Bethätigung hängt ihrer Natur nach von Stimmungen ab, d. h. körperlichen und geistigen Dispositionen, deren Elemente sehr complicirt und meist noch ganz dunkel sind, Justinus Kerner z. B. konnte nur dichten in trüber Stimmung. In solchen Fällen muss man, soweit es angeht, die Stimmung herbeizuführen suchen. Manche bringen es dahin nach Willkür ernst dreinzuschauen, Anderen gelingt dies blos so, dass sie sich willkürlich an Etwas erinnern, welches ernster Natur war, so dass von dieser

Erinnerung aus die damit fest associirte Stimmung des Ernstes eintritt.

12. Die letzten Beispiele gehören bereits zur Erweiterung des Willens durch eine indirecte Herbeiführung desselben. Direct ist der Wille, wenn er aus spontaner oder von aussen durch Beispiel angeregter Bethätigung entstanden ist, indirect ist er, wenn er durch Anschluss oder im Zusammenhang mit einem bereits vorhandenen effectiven Willen erzeugt wird. Göthe und seine Schwester hatten als Kinder nicht den effectiven Willen im Dunkeln einzuschlafen. Der Vater versuchte ihre Schreckhaftigkeit zu überwinden, indem er sie selbst erschreckte, und dann den Schrecken aufklärte. Vergebens. Die Mutter wusste einen besseren Weg einzuschlagen; sie versprach ihnen, wenn sie im Dunkeln ruhig einschliefen, täglich von den gerade reifen Pfirsichen. Wodurch wirkte sie damit? jedesmal, wenn die Gefühle der Schreckhaftigkeit wiederkamen, kamen jetzt auch die Vorstellungen und Werthgefühle der Pfirsiche wieder, die man durch ruhiges Einschlafen erhalten könne: diese angenehmen Gefühle wirkten den schreckhaften entgegen, so dass diese nicht zu der früheren Stärke gelangten, an welche die Unruhe sich anschloss, so starben sie allmälich selbst weg, und das ruhige Einschlafen blieb als Gewohnheit übrig. Lohn und Strafe wirken in gleicher Weise indirect auf den Willen: irgend eine Bethätigung fällt schwer, man verspricht eine Belohnung, d. h. etwas als werthvoll Empfundenes, der sicher gehoffte Werth erregt ein freudiges Gefühl schon in der Gegenwart, bei den meisten Menschen hat aber die mässige Freude eine die vorhandenen Kräfte auslösende Gabe, sie regt überhaupt an, das Blut strömt lebhafter durch den Körper, die Gefässe erweitern sich, in Folge dessen werden auch die Nerven und Muskeln angeregt, die bei der schwer fallenden Bethätigung besonders betheiligt sind, die Sache geht leichter. So erklärt sich die Wirkung, welche bei einer schweren Arbeit das versprochene douceur ausübt, die Wirkung, welche bei der Erndtearbeit die Aussicht auf das dann folgende Erndtefest hat; so wirkten früher in den Kriegen die Feldherrn durch das Ver-

sprechen der Plünderung einer Stadt, so jetzt durch die Aussicht auf Beförderung, auf Ehrenzeichen. So rüstet man sich zu einer sauren Arbeit durch den Hinblick auf ihren Nutzen, ihren Ruhm; die Aussicht auf göttliche Belohnung gehört gleichfalls hierher. Die indirecte Wirkung der Strafe oder Drohung auf den Willen ist wo möglich noch grösser, als die der Belohnung. Sie erklärt sich so: An die Vorstellung irgend einer Bethätigung wird das Bewusstsein geknüpft, dass ein Uebel oder mindestens eine Missbilligung Anderer darauf folgen würde. Erscheint mir nun das Uebel oder die Missbilligung wirklich als etwas zu Vermeidendes, so erscheint auch die bestimmte Bethätigung als eine zu vermeidende; denn wie wir ein empfundenes Uebel an sich fliehen, so hat auch das sicher erwartete Uebel eine hemmende Wirkung. Wie stark auf viele Menschen die Gesetze mit ihren Strafandrohungen wirken, das haben alle Zeiten gezeigt, wo die Gesetze schwach gehandhabt wurden, die Uebertretungen haben sich dann sehr gemehrt. Eine wie grosse Rolle gefürchtete Missbilligung spielt, das geben genugsam zu erkennen die Erwägungen der Kinder über das, was Vater und Mutter sagen würden, die zarte Scheu, welche oft der Gedanke an die oder den Geliebten in Jüngling und Jungfrau behütend erregt, aber auch die verbreitete Rücksichtnahme auf guten Ruf u. s. f. Diese indirekte Wirkung auf den Willen durch Strafe und Drohung wird freilich nicht immer erreicht, es giebt Uebertreter trotz irdischer und himmlischer Strafen und Drohungen. Bei vielen ist das gehoffte Werthgefühl aus einer bestimmten Bethätigung stärker als das gefürchtete Uebel der Strafe, oder sie rechnen auf nicht-Ertapptwerden und dergleichen. Alle Beeinflussung der Menschen hat sich aber zu allen Zeiten dieser indirekten Wirkung auf den Willen bedient: man studirt, welche Vorstellungen und Werthschätzungen den betreffenden Menschen erfüllen und den Kreis seiner Bethätigung ausmachen, dann sucht man ihm nahe zu legen, dass das und das zu thun und zu treiben seiner Werthschätzung noch besser diene. Es kann sein, dass der Betreffende mit der Zeit von selbst darauf gekommen wäre, es kann aber auch sein,

dass er es nicht wäre, ja dass der neuen Bethätigung gewisse Hindernisse im Wege stehen; durch die Erregung der Vorstellung und Werthschätzung der neuen Richtung steigert man nun die Bethätigung, die sich auch von selbst geregt hätte, und schafft zugleich die etwaigen Hemmungen weg, so dass zusammen mit dem Beispiel, das man giebt oder zeigt, aus allem eine stark sich regende Bethätigung wird. So sind Fürsten und Völker oft indirekt zur Annahme einer neuen Religion gebracht worden, so benutzte Napoleon die Abspannung der Geister in Folge der Stürme der Revolution, um von der Freiheit und Gleichheit, welche ihm mehr vorübergehende Neigungen gewesen zu sein schienen, an das seiner Ansicht nach eigentliche Grundgefühl der Franzosen, l'honneur, zu appelliren, und gab diesem mit Erfolg Nahrung. Solche Beeinflussung kann zum Guten ebenso wie zum Bösen geübt werden. Zur Besserung werden viele Menschen ebenso inducirt wie zur Verschlechterung. J. Möser hat in den patriotischen Phantasien gelehrt, wie bei Landleuten Verbesserungen nicht anders eingeführt werden können, als so, dass man selbst die Sache macht, sie dieselbe sehen lässt und dadurch den Nachahmungstrieb in einigen mehr schon für die Sache Geeigneten weckt. Wenn die Anderen dann wahrnehmen, dass einige von ihnen es auch neu machen und sich dabei besser stehen, als sie selbst bei ihrer bisherigen Art, dann wirkt dies alles zusammen indirekt dazu, den effectiven Willen, es gleichfalls so zu machen, hervorzubringen. Bei uns und überhaupt bisher wird diese indirekte Herbeiführung des Willens viel zu sehr betrieben; was man gemeinhin unter Macht des Willens versteht, bezieht sich fast ganz auf solchen indirekten Willen. Befolgung des Rechtes, der Moral, der Religion soll Alles durch Hinweis auf diesseitige oder jenseitige Wohlfahrt hervorgelockt werden, d. h. die einzige direkte Werthschätzung, welche man voraussetzt, ist die des sinnlichen Wohlbefindens, und alles Andere glaubt man blos durch Anknüpfung an diesen direkten Willen indirekt zur Effectivität bringen zu können. Viele Moralisten haben hiergegen geeifert, die Praxis zeigt zur Genüge, wie unzuverlässig ein blos indirekter Wille

ist. Wessen Rechtsbethätigung, wessen moralisches und religiöses Leben nicht auf direktem Willen beruht, bei dem ruht sie auf schwachem Grunde. Die Aufgabe ist daher stets, zu versuchen, ob nicht eine spontane Bethätigung jener Art da ist oder durch Beispiel geweckt werden kann; und es ist auf diesem Wege viel mehr zu erreichen, als bis jetzt geschehen ist, aus Unkenntniss geschehen ist oder aus Trägheit, weil die indirekte Herbeiführung eines solchen Willens oft bequemer aussieht. Wo dies nicht gelingen sollte, da wird man freilich, ohne den Versuch mindestens des eignen Beispiels aufzugeben, auf Hervorrufung eines indirekten Willens eingehen müssen, aber stets mit dem Bestreben, ihn nach und nach durch Gewöhnung zu einem direkten zu machen und in sich selbst werthvollen. Man muss bei Kindern oft sehen, was am ehesten hilft, ohne in sich selbst verkehrt zu sein; aber auch der Erwachsene muss sich kennen, um die geeigneten indirekten Mittel bei sich selbst anzuwenden; denn es kommt oft vor, dass in einer bestimmten Hinsicht der direkte Wille schwächer ist, als wir wünschen, und wir mindestens zeitweilig den indirekten mit herbeirufen müssen. Handelt es sich z. B. um Ablegung kleiner, aber sehr eingewurzelter Gewohnheiten, so ist die Auferlegung einer kleinen Geldbusse, so oft man dabei wieder ertappt wird oder sich selbst ertappt, oft von überraschender Wirkung. Auch ein mässiger Schmerz hat oft eine erregende Wirkung: manche Menschen sind geduldig, wo sie durch sofortige Abwehr grösseres Uebel für die Thäter selbst verhüten könnten, sie werden gut thun, ihrer Mattigkeit durch die Vorstellung der Folgen abzuhelfen. Andere sind leicht ungeduldig; Luther rieth Solchen an die Geduld zu denken, welche Gott mit den Menschen habe, man werde dann mit seiner Umgebung bald wieder zufrieden.

13. Theils zur indirekten Herbeiführung des Willens, theils zur Verstärkung desselben dient die Aufmerksamkeit. Von dieser hat man freilich in der gewöhnlichen Praxis noch eine sehr übertriebene und oft falsche Vorstellung. Sie soll die Zauberkraft sein, welche einen nicht vorhandenen Willen schafft oder einen schwachen kräftigt. Zunächst ist aber klar, dass ihr

Vorhandensein, fasse man sie mit Herbart als die Aufgelegtheit, einen Zuwachs des vorhandenen Vorstellens zu empfangen, oder allgemeiner mit Beneke als die Richtung des Geistes auf etwas, zu oberst abhängig ist von einer gewissen Ungestörtheit des Gemeingefühls; bei Schmerz, körperlichem Unbehagen, Kopfweh u. s. w. sind wir auch geistig unaufgelegt. Die sinnliche Aufmerksamkeit in engerer Bedeutung erfordert ferner eine gewisse Frische und Kräftigkeit der dabei zur Verwendung kommenden Sinnesorgane, aber auch zur Aufmerksamkeit auf mehr abstracte oder überwiegend intellectuelle Gegenstände, für ästhetische Betrachtungen, sittliche Ueberlegungen und Entschliessungen ist ein kräftiges noch nicht übermüdetes Gehirn Bedingung. Daher im Durchschnitt das Denken Morgens am Leichtesten von Statten geht, und wir Abends nicht gern eine wichtigere Entscheidung treffen, sondern uns vorbehalten, die Sache noch einmal zu beschlafen. Sodann ist es gewiss, dass es ausser der willkürlichen Aufmerksamkeit, welche vom Vorsatz, also von Vorstellung und Werthschätzung abhängt, eine unwillkürliche giebt, welche spontan entsteht, sobald Sinne und geistige Vermögen kräftig und zugleich unbeschäftigt sind, und ebenso gewiss, weil an jedem Kinde zu beobachten, ist es, dass die unwillkürliche Aufmerksamkeit der willkürlichen der Zeit und Entwicklung nach vorausgeht, und auch in den Erwachsenen täglich lebendig ist. Die Hauptgesetze der unwillkürlichen sinnlichen Aufmerksamkeit sind: bestimmte Sinneseindrücke ziehen sie auf sich erstens durch grössere Intensität, zweitens durch Neuheit, drittens dadurch, dass sie zu der gerade vorhandenen Vorstellung oder dem ganzen vorhandenen Vorstellungskreis im Verhältniss der Association stehen. So zieht der stärker beleuchtete Gegenstand unwillkürlich das Auge auf sich, dem abweichend Gekleideten folgen alle Blicke, aber auch ein Bekannter tritt uns aus der sonst fremden Gesellschaft hervorstechend entgegen. Die Captivirung der unwillkürlichen sinnlichen Aufmerksamkeit durch bestimmte Sinnesreize ist hierbei noch näher bestimmt durch den Zug, welchen das Sinnesorgan vermöge seiner physiologischen Zustände gerade von sich aus

hat: das eine mal sind wir mehr zur Aufmerksamkeit für Farben disponirt, das andere mal mehr für Gestalten u. s. f. Die unwillkürliche sinnliche Aufmerksamkeit ist also nicht blos im Allgemeinen eine Aufgelegtheit für Wahrnehmungen, sondern sehr häufig eine Aufgelegtheit für eine bestimmte Art von Wahrnehmung; tritt uns dann unter den Sinneseindrücken diese Art entgegen, so zieht sie vor allen anderen Arten die Aufmerksamkeit auf sich, und innerhalb der Eindrücke jener Art gelten dann wieder die obigen drei Gesetze. Aehnlich ist es mit der Aufmerksamkeit für mehr abstrakte oder intellektuelle, ästhetische, moralische Gegenstände. Die spontane Aufgelegtheit für bestimmte Arten solcher geistiger Bethätigungen ist das Interesse. Das Interesse ist innerliche Activität, Hangen der Gedanken, Gefühle, Strebungen an etwas, Interesse hat, wer Gewusstes festhält und zu erweitern sucht (Herbart). Dies Interesse schliesst sich an die inneren Anlagen an, gerade wie die Aufgelegtheit zur sinnlichen Wahrnehmung sich an das Vorhandensein des Sinnesorgans und zwar in einem frischen kräftigen Zustand anschliesst. Dass die unwillkürliche Aufmerksamkeit, das direkte Interesse im Sinnlichen und Geistigen sehr mächtig ist und wirkungsvoll, ist bekannt. Um so unmächtiger und wirkungsloser dagegen ist die willkürliche Aufmerksamkeit, soweit sie im blossen Vorsatz besteht, aufmerksam zu sein oder Interesse zu haben: sie erlahmt bald, wenn sie überhaupt in bemerkenswerthem Grade auf den Vorsatz sich einstellt, oft aber will sie auch bei dem besten Vorsatz sich nicht in irgend erheblicher Weise einfinden. Manche Moralisten, z. B. Malebranche, haben daher alle Schwäche und alle Mängel der Menschheit von ihrer Unfähigkeit zur Aufmerksamkeit abgeleitet. Der Grund dieser Erscheinung ist, dass der blosse Vorsatz als Vorstellung und Werthschätzung noch keineswegs effectiv ist, sondern dass die willkürliche Aufmerksamkeit dies lediglich werden kann auf der Grundlage der unwillkürlichen. Die Seele vermag nichts als die vorhandenen Aufgelegtheiten nach ihrer Absicht zu benutzen; allerdings muss man solche Aufgelegtheiten auch herzustellen und intensiv und extensiv

auszubilden versuchen, aber man kann das immer nur in Anknüpfung an die vorhandenen Keime und mit den uns zu Gebote stehenden Mitteln. Um also mit Erfolg willkürlich aufmerksam sein zu können, muss man jetzt oder vorher dafür gesorgt haben, dass die natürlichen Bedingungen der Aufmerksamkeit vorhanden sind, die man von der unwillkürlichen gelernt hat, also die allgemeinen physiologischen Vorbedingungen und die besonderen physiologisch-psychologischen Vorbedingungen. Bei den vielen inneren und äusseren Reizen, welche beständig auf die Seele wirken, ist die willkürliche Aufmerksamkeit etwas, was durchaus gelernt werden muss. Kinder und Wilde sind charakterisirt durch Zerstreutheit, d. h. durch einen auffallenden Wechsel ihrer Vorstellungen, Gefühle, Strebungen und durch die Unfähigkeit längere Zeit bei etwas damit auszuharren. Bildung der willkürlichen Aufmerksamkeit auf Grund und innerhalb der unaufhebbaren Bedingungen der unwillkürlichen Aufmerksamkeit ist eine Hauptaufgabe aller Erziehung. Am bequemsten gelingt das, wo sinnliche und geistige Aufgelegtheit, mit einem Wort, Interesse da ist, welches blos verstärkt zu werden braucht und vor Ueberreizung der Organe und der Seele und dadurch erfolgender Abstumpfung behütet, allein dies glückliche Zusammentreffen von Interesse und Lernobject ist z. B. bei theoretischen Gegenständen anfangs selten der Fall. Daher ist die indirekte Erregung der unwillkürlichen Aufmerksamkeit erforderlich: das Hauptmittel ist die Person des Lehrers, welcher durch seine Autorität als Mischung von Liebe und Respect alle ablenkenden Eindrücke und Gedanken abwehrt, zugleich aber durch den Eifer und das psychologische und logische Geschick, womit er den Unterricht betreibt, in Folge des Nachahmungstriebes die Seelen der Kinder in die Sache hineinzieht. Ist das Interesse einmal gewonnen, so wirkt es wie eine ursprüngliche Aufgelegtheit, die darauf bezüglichen Vorstellungen werden zu freisteigenden (Herbart), d. h. zu solchen, welche sich von selbst regen und nach Erweiterung und Verbindung mit anderen suchen, mit anderen Worten: der mathematische, geschichtliche, sprachliche u. s. w. Unterricht

wird von da ab an sich interessant. Wo es nicht gelingt, ein solches Interesse an der Sache zu erwecken, mit anderen Worten, wo die Aufmerksamkeit nicht spontan wird, sondern stets durch Vorsatz des Schülers unter Einwirkung des Lehrers erzwungen werden muss, da hat der Unterricht keine Frucht, weil er nur äusserlich aufgenommen wird, und die darauf bezüglichen Vorstellungen ausser der Schulstunde nicht nachwirken. Genau in derselben Weise, wie die theoretische willkürliche Aufmerksamkeit gebildet wird, muss auch die ästhetische, moralische u. s. w. gebildet werden. Wo von Haus aus hier kein energisches Interesse ist, da muss es geweckt werden durch das Beispiel besonders des Hauses, der Umgebung, dann aber wo möglich in ein selbständiges verwandelt. Ausserdem ist noch besonders hinzuweisen auf die natürlichen Bedingungen erfolgreicher Aufmerksamkeit und sind dieselben zu üben; sehr oft fallen der beste Vorsatz und die Kenntniss der Bedingungen seiner Verwirklichung hier aus einander. Man muss geradezu fragen: was nimmst du in dir, wenn du aufmerksam siehst, hörst, wahr in Bezug auf Richtung des Auges, Ohres, was störte dich in solcher Aufmerksamkeit, und dann die Antworten ergänzen und zu Versuchen schreiten. Solche Anweisungen muss man auch bei mehr geistigen Operationen geben, also etwa einen dem Schüler gelungenen Aufsatz analysiren: was hast du hier zuerst gestellt, was zu zweit, was hatte das für Folgen in Bezug auf Klarheit oder Beweiskräftigkeit u. s. f.? Im Moralischen im engeren Sinne ist die Aufmerksamkeit ganz ebenso zu üben; im Anschluss an ein lobenswerthes Thun, welches dem Kinde noch ungewohnt war, aber gerade und zwar aus ihm selbst mehr gelang, ist zu fragen: was dachtest du dabei, wie hast du das Einzelne angefangen? Auf diese Weise kann ein einzelnes gutes Thun, wie es fast bei allen Menschen einmal vorkommt, zu einem Anknüpfungspunkt werden, die willkürliche Aufmerksamkeit aus einem blossen Vorsatz zu einem mit so und so viel Mitteln ausgerüsteten Vorsatz, sie also erst stark und kräftig zu machen. Der Erwachsene muss gleichfalls oft genug seiner willkürlichen Aufmerksamkeit, damit sie nicht blos allgemeiner

Vorsatz bleibe und unerfolgreich, aufhelfen durch die Besinnung: wie machtest du es damals, als dir die Sache gelang, welches waren die äusseren Umstände, differiren diese jetzt davon, welches die inneren, ist eine Discrepanz in Frische, Gefühl? u. s. f. Ohne derartiges Eingehen in das Detail der inneren und äusseren Bedingungen wird die grösste sogenannte Aufmerksamkeit meist nutzlos sein.

14. Auf Grund der Willenstheorie (§ 4—6) und der damit stimmenden Auffassung der Nachahmung (§ 10) wird die grosse Bedeutung verständlich, welche Gelingen und Misslingen für die Willensbildung hat. Ursprünglich gelingt uns willkürlich zunächst blos, was sich ursprünglich unwillkürlich einstellte von Vorstellen, Fühlen, Bewegungen oder Combination solcher, entweder ganz spontan einstellte oder durch Vorbild angeregt. Bei dem Versuch spontanes Thun wiederzuerzeugen sowohl, als bei der Anregung durch Vorbild kommt es nun häufig vor, dass ein gewisses Bestreben zur Hervorbringung des Gleichen eintritt, aber nicht sofort zum Ziele führt. Fehlt zum vollen Gelingen nur wenig, so führt das überwiegende Gelingen zu immer neuen Versuchen, bis es ganz erreicht ist, fehlt aber viel, so ist Gefahr da, dass wir die ganze Sache aufgeben. Der Mensch ist von seiner Grundconstitution aus daran gewöhnt, sich im Willen nur das anzueignen, was sich zuerst ohne seinen Willen spontan oder auf blos leise Anregung hin leiblich oder geistig von selbst machte. Wo das nicht ist, da haben wir stets Zweifel am Gelingen, d. h. Misstrauen in unsere Kräfte, wie wir sagen. Dies Misstrauen kann sich so steigern, dass es selbst mit ein Hinderniss des Gelingens wird; denn durch das Misstrauen und seine Reflexionen werden dem psychologischen und physiologischen Mechanismus die Anfänge spontaner Bethätigung, das was man Trieb nennt, noch entzogen. Auf geistigem Gebiete ist die Erscheinung bekannt: es kommt in vielen Lebensbeschreibungen bedeutender Männer vor, dass sie zwar Talent in sich verspürten, aber der erste Wurf gelang nicht nach Wunsch, und so hatten sie lange mit dem Misstrauen als dem ärgsten Feind ihrer Gaben zu kämpfen, bis

dies auf einmal, vielleicht ganz zufällig, überwunden war, und sie nun siegesgewiss ihre reiche Natur entfalteten. Göthe kannte diesen Zug menschlicher Natur sehr wohl, er sagte einmal zu Einem, dem er Talent zutraute, der sich selbst aber misstraute: Ach was, man muss nur in die Hand blasen, dann geht es. Was die Körperbewegungen betrifft, so ist es gleichfalls bekannt, wieviel darauf ankommt, dass die Kinder bei ihren ersten Gehversuchen Glück, d. h. einigermassen Gelingen haben; haben sie auffallendes Misslingen, vielleicht aus ganz zufälligen und äusseren Ursachen, so sind sie für die nächste Zeit von aller Wiederholung jener Versuche abgeschreckt. Auf allen Gebieten des Lebens erzeugen so die Versuche, welche nicht gelingen wollen, meist sehr schnell jenen Unmuth, den Herbart die Schwindsucht des Charakters genannt hat. Stellt sich ein Gelingen nicht gleich oder mindestens nicht zu einem guten Theil gleich ein, so macht man zwar noch ein paar Versuche, wenn das, was gelingen soll, uns als Erfolg sehr wünschenswerth erscheint, scheitert man damit, so gibt man das Ganze auf, und sollte man darüber zu Grunde gehen. Besserungsversuche, welche die Menschen mit sich selbst anstellen, geben sie oft genug auf, weil die Besserung nicht schnell genug eintritt, sie schliessen: könnte sie gelingen, so würde sie schon gelungen sein, also ist mir so und so zu sein nicht beschieden, und dann lassen sie sich gehen. Das berühmteste Beispiel für diesen Zug menschlicher Natur ist die Art, wie jetzt die Anthropologie den Untergang der Naturvölker im Contact mit civilisirten Gruppen erklärt, die sich neben jenen ansiedeln: es ist nicht so sehr der Branntwein und die Krankheiten, welche das Vernichtende sind, das Vernichtende ist psychologischer Natur. Die Ueberlegenheit der Europäer in Kampf und Erwerb sehen die Naturvölker, aber ihre angestammte physiologische und psychologische Disposition ist so verschieden von derjenigen, von welcher die Bethätigung der modernen Europäer abhängt, dass eine Anregung zur Nachahmung entweder gar nicht erfolgt oder doch unverhältnissmässig zurückbleibt hinter dem, was sie erreichen will. In Folge

hiervon tritt bald stumpfe Gleichgültigkeit ein; was bis jetzt unter ihnen für gross und weise gehalten wurde, kann neben der europäischen Art sich nicht mehr als solches geltend machen, eine Umänderung kann aber nicht so rasch eintreten; so ist das Alte um seinen Credit gekommen, ein Neues ist nicht da, die Völkerschaften gehen an Demoralisation im psychologischen Sinne zu Grunde. Aus dem Gesagten erhellt die Wichtigkeit, die es hat, das Gelingen zu üben und Misslingen zu überwinden. Es ist das eine Hauptaufgabe der Erziehung, so fern wir nur ihre formale Seite in's Auge fassen. Die Erziehung knüpft dabei an bereits gelingende Bewegungs- oder Vorstellungsreihen an und übt diese, dadurch stärkt sie dieselben, d. h. verwandelt sie in solche, welche auf den blossen Willen als inneren psychischen Zustand eintreten; so wird eine Herrschaft über unsre Vorstellungen, Gefühle und Bewegungen erlangt. Dann fügt die Erziehung zu dem bereits erlangten Können ein neues Glied hinzu, welches sich unschwer an jenes anschliesst, und übt es wieder u. s. f., bis immer neue und neue Combinationen von Vorstellungen unter sich, Gefühlen unter sich, Bewegungen unter sich oder von Vorstellungen mit Gefühlen u. s. w. hergestellt sind. Der gute Erzieher leiblich und geistig ist der, welcher die Anknüpfungspunkte in bereits von selbst gelingenden Vorstellungen und Bewegungen finden kann, er ist es auch, welchem die Zöglinge meist mit Begeisterung folgen; denn nichts entzückt die junge Seele so sehr, als die Lust an immer weiter und weiter sich ausbreitendem Gelingen. Hat der Erzieher einmal das Zutrauen des Zöglings gewonnen, so kann er diesem von unendlichem Segen dadurch werden, dass er ihn auch dazu anzuleiten im Stande ist, Gelingen zu finden trotz anfänglich scheinbaren völligen Misslingens; es ist dies das Gelingen, dessen Eintreten abhängt von einer Menge Zwischenglieder, welche alle erst gelungen sein müssen, bis das eigentlich intendirte Gelingen möglich wird. Wem z. B. Mathematik schwer fällt, bei dem schiebt man eine Vorübung in mathematischer Anschauung ein durch Zeichnen und Messen von einfachen Figuren u. s. w. oder durch Rechnen mit Stäbchen.

Wem sich in seine Berichte stets Phantasie oder subjektive Gefühle einmischen, den leite man an, genau sich etwas anzusehen und unmittelbar darauf Einem darüber zu referiren, so aber, dass man beim Sehen mit dabei war. Für das Gesammtverfahren können Beispiele sein die Art, wie man schreiben lernt, Clavier spielen, tanzen, im reiferen Alter exerciren. Vielseitige Uebung des Gelingens, wo nicht von selbst die Anfänge sich einstellten, ist das Beste, was die Erziehung zu geben im Stande ist. Zweierlei ist die Hauptsache, erstens vielseitige Ausbildung des Thuns, d. h. der verschiedenen Arten von Bewegungen, denn ohne diese bleibt es bald beim Wünschen und ergibt keinen effectiven Willen, zweitens vielseitige Ausbildung des Vorstellens, denn ohne diese bleibt der Geist dürftig und ungelenk. Auf diese Weise kann dem Misslingen vorgebeugt, dem Gelingen allmälich Effectivität bereitet werden. Da indess ein Misslingen oder ein geringes Gelingen auch wegen mangelhafter Anlage bleibend sein kann, so hat besonders bei der Berufswahl Folgendes massgebend zu sein. Erstens ob bei dem, was wir anfangen zu treiben, Originalität sich zeigt oder blosse Receptivität, und ob der Beruf blosse Receptivität verträgt. Zweitens wie viel Erfolg, d. h. welche objektiv von Anderen beurtheilbaren Leistungen innerhalb einer gewissen Zeit hervortreten, mit anderen Worten, welche Fortschritte wir machen. Drittens nichtentscheidend ist die eigne Freude an einer Beschäftigung, weil diese subjektive Freude an einer Bethätigung oft in keinem Verhältniss zu dem Erfolg derselben steht. Zum Beruf müssen wir das wählen, was wir nicht blos innerlich mit Neigung und selbst Talent bilden können, sondern auch äusserlich. Z. B. es hat Jemand Neigung zur Dichtkunst und innerlich in blossen Bildern und Ideen eine grossartige Phantasie, aber die Worte wollen nicht äusserlich das Innere ausströmen: ein solcher darf nicht Dichter werden, indem ihm gerade die specielle Naturgabe des Dichters fehlt. Beim Musiker, beim Maler ist es ebenso, es kann Jemand das feinste Gehör, die wunderbarsten musikalischen Conceptionen haben, es klingt innerlich herrlich und vielleicht mit Recht — aber die Compo-

sition, die Bannung des innerlich Erklingenden in äussere Töne gelingt nicht. Passavant, der Kunsthistoriker, war ein grosses Malergenie der Phantasie und der Beurtheilung nach, als er aber zur Kunst kam, war seine Hand bereits zu steif, sodass er nicht mehr die Gelenkigkeit der Finger erlangte, welche zur Technik, d. i. zur Ueberführung des Inneren in Aeusseres durch Muskelbewegungen erforderlich ist. Ebenso kann es mit dem Staatsmann, dem Feldherrn, dem Mann der Wissenschaft gehen: es gehört zum Inneren da stets auch ein Aeusseres. Dass es bei uns so viele Stümper und so viel Klagen über verfehlten Beruf gibt, kommt eben davon, dass man bei der Wahl desselben blos Neigung und inneres Interesse in Anschlag bringt, und glaubt, das äussere Gelingen müsse sich in entsprechendem Grade anschliessen, wenn nur das innere da sei. Umgekehrt muss man auf die äussere Seite sehen, ob sie in solchen Anfängen da ist, dass von ihnen aus ein bedeutender Fortschritt erreicht werden kann; diese äussere Seite genügt zum Beruf, wo es sich um mehr Nützliches und Mathematisch-Mechanisches handelt. Handelt es sich um mehr Intellectüelles, Aesthetisches, Politisches, Militärisches u. s. w., so braucht man zwar auch da in erster Linie die äussere Technik, sodass diese stets ihren Preis hat, aber Ausgezeichnetes wird nur geleistet, wo zur Virtuosität im Aeusseren innere Genialität oder Talent tritt. Wer blos das Innere besitzt, der mache sich daraus eine Liebhaberei, wie Göthe mit seinem Zeichnen, aber keinen Beruf, sonst wird er unglücklich. Umgekehrt kann auch unglücklich werden, wer ein Aeusseres hat oder sich angeeignet hat, während sein Inneres nicht damit harmonirt. Ist da wirklich natürliche Discrepanz da, so treibe er das Aeussere als Beruf und das Innere als Liebhaberei. In die Versuche, das Gelingen zu wecken, wo es nicht von selbst oder auf blosses Vorbild eintritt, greift sehr viel ein die indirekte Herbeiführung des Willens, also Lohn und Strafe (§ 12). Sie kann natürlich nur wirksam sein, wenn die obigen Mittel, Gelingen zu erleichtern, benutzt werden; denn da die Wirkung von Lohn und Strafe auf einer fördernden oder hemmenden Association beruht, so

kann sie nie stattfinden, wo nicht etwas zu associiren ist. Wer also nicht vorher sorgt, dass ein solches Element irgendwie da ist, der erreicht mit Lohn und Strafe nichts, die ehrlichen Naturen können trotz aller Versprechungen und Drohungen nicht, die unehrlichen greifen zum Betrug. So vermögen z. B. Lohn und Strafe einen in der Mathematik Schwachen nur zu befeuern, wenn ihm zugleich Mittel zum Gelingen in der Mathematik unabhängig von Lohn und Strafe gegeben werden. Es gibt Eltern und Lehrer, welche mit völliger Verkennung dieser Wahrheiten handeln. Ebenso helfen im Staate blosse Strafgesetze nichts, es müssen zugleich die Mittel parat erhalten werden, z. B. das, was man haben muss, aber in bestimmter Weise nicht haben soll, etwa nicht durch gewaltsame Wegnahme, in anderer Weise zu gewinnen, so beispielsweise bei einer Hungersnoth.

15. Das Ziel der Willensbildung ist Bildung des eignen Willens durch den Einzelnen selber. Dieser Selbstbildung vorauf geht aber unvermeidlich die Bildung des Willens durch Andere in dem, was den Heranwachsenden von Erziehung zu Theil wird. Die beginnende Selbstbildung findet also nicht mehr res integra vor, sondern der Erwachsene muss an das Resultat seiner Erziehung positiv oder negativ anknüpfen. Die Willensbildung, die uns in der Erziehung zu Theil geworden, hat daher eine entscheidende Bedeutung für unser Leben. Locke hat den Ausspruch gethan, dass bei neun Zehntel aller Menschen die Erziehung über ihr Glück oder Unglück bestimme. Um die Wahrheit dieses Wortes zu empfinden, darf man sich nur erinnern, dass die Mameluken in Aegypten, die Janitscharen in der Türkei, was sie einst waren, fast alle durch Erziehung geworden waren; denn es waren meist geraubte Christenknaben, durch die Erziehung aber wurden sie die fanatischen Stützen des Islam.

Regel bei der Willensbildung des Kindes muss sein: aus dem Mannichfachen, was sich unter der erforderlichen leiblichen Pflege von unwillkürlichen Bethätigungen regt, das nach der Erfahrung der Erwachsenen Beste zu begünstigen, damit es

wiederkehre und sich Vorstellung und Werthschätzung, anfangs dunkel, dann deutlich so daran anschliesse, dass auch rückwärts auf diese Vorstellung und Werthschätzung die bezügliche organische und psychische Thätigkeit eintritt. So bringt man es dahin, dass z. B. die Kinder gut trinken lernen, auf Reinlichkeit halten, Bewegung, frische Luft wollen u. s. w. Denn, um nur dies anzudeuten, wenn sich kleine Kinder verunreinigt haben, so ist dies für sie eine unangenehme Zustandsänderung in Bezug auf Hautempfindung, in Folge derselben schreien sie. Achtet man darauf und legt sie trocken, so beruhigen sie sich; daraus bildet sich sehr bald heraus, dass sie jedesmal das Signal für Reinlichmachung geben. Ueberhört man dagegen ihr Geschrei in solchen Fällen, so stumpft sich das Gefühl für diese Zustandsänderung in ihnen ab, und es ist ihnen sehr bald in der Unreinlichkeit sogar behaglich. Regt sich die Bewegungslust, so begünstigt man unter normalen Verhältnissen das Kriechen nicht, weil die virtuose Ausbildung desselben das Laufenlernen verspätet. Durch die Begünstigung des Besten und seine Herausbildung wird das Schlechtere von selbst geschwächt und eventuell verdrängt, oder auch es wird das Bessere von selbst herbeigeführt dadurch, dass man auf das Schlechtere nicht eingeht. Ein Kind soll etwa nach dem Arzt alle zwei Stunden Nahrung haben, es fängt aber nach anderthalb Stunden an nach solcher zu schreien, dann lässt man es schreien bis zur festgesetzten Zeit; ist das zwei-, dreimal geschehen, so wartet das Kind von selber ruhig bis dahin. Gibt man dagegen nach, so bildet sich rasch in den Kleinen die Gewohnheit, erst bei Hunger, dann analog bei jeder körperlichen oder psychischen Unruhe so lange zu schreien, bis ihnen ihr Wille gethan ist. Diese Methode genügt aber nicht immer, sondern oft ist das Schlechtere auch durch positive Gegenwirkung zu unterdrücken. Kinder sind oft heftig, ungestüm, schlagen dabei um sich, kratzen u. s. f.; es ist das an sich eine blosse Erweiterung der Gefühls- und Bewegungsunruhe, welche bei Unbehagen leicht eintritt. Mangel z. B., so lange dabei die Natur noch kräftig genug ist, um lebhaft davon erregt zu

werden, macht ungestüm und bei entgegentretenden Hindernissen böse; erst ganz schwache Menschen fühlen auch den Mangel nur schwach, wesshalb der immer Schlechtgenährte bei seiner mageren Kost meist zufrieden ist, der armselige Sklave ruhig seine Ketten trägt. Das Umsichschlagen, Kratzen u. s. w. der kleinen Kinder entsteht daher theils als eine Art der Mitbewegung bei lebhaftem innerem Gefühlszustand, theils als eine körperliche Ausgleichung inneren Unbehagens, wie ja auch an den Erwachsenen solche Zustände nicht blos als Regungen, sondern oft als Bethätigungen genugsam bekannt sind, man lässt eben seinen Unmuth, seine Verstimmung an Jemand aus. Im Kinde ist solchem Thun entgegenzuwirken zunächst durch Liegenlassen in diesem Zustand, bis er sich ausgetobt hat, hilft das nicht, so sind mässige, aber empfindbare Schläge auf Hand, Fuss, Mund u. s. w. unerlässlich. Die Wirksamkeit solchen körperlichen Schmerzes beruht darauf, dass derselbe irgendwie in einer Verrückung der Nervenmolecüle besteht, also erstens das Kraftgefühl überhaupt mindert, zweitens der Art von Bewegung, wie sie in Händen, Füssen u. s. w. gerade waltet, direkt entgegenwirkt. Durch Beides zusammen, wenn es öfter und gleich Anfangs eintritt, wird daher allmälich der ganze Vorgang geschwächt und an der Ausbildung und Festsetzung verhindert. Sehr zu verhüten ist bei Kindern nervöse Ueberreizung. Kinder sind Abends müde und würden, sich selbst überlassen, einschlafen. Wer sie dann aus dem Bette nimmt, herumträgt, tanzen lässt, zum Licht führt, sonst allerlei Erregendes mit ihnen macht, dem widerstehen sie selten dadurch, dass sie trotzdem einschlafen, sondern wie die Erwachsenen, wenn sie müde sind, durch Reize auf die noch vorhandenen Kräfte sich einige Zeit länger aufrecht erhalten können, so hat das Kind in Folge des lebhaften Wachsthums hierfür stets einen starken Vorrath an mehr latenten Kräften; freilich folgt dann nach einiger Zeit eine um so grössere Abspannung, verbunden meist mit Verstimmung und der Schwierigkeit Ruhe zu finden. Dieses Verfahren erzeugt künstlich im Kinde das nervöse Temperament, das nur bei heftigen Reizen sich wohl

fühlt, dann aber jedesmal in eine um so grössere Prostration verfällt. Wem als Kind Heftigkeit auch bei dem kleinsten Unbehagen und das Ungestüm der ganzen Art nicht abgewöhnt ist, und wem Erregtheit zur Unzeit künstlich beigebracht wurde, dem hängt das Alles sein Leben lang nach, es wird ein Theil seiner festen organischen und psychischen Grundstimmung, dem später meist nur noch durch Palliativmittel beizukommen ist.

Bei zweckmässiger und für Wachsthum ausreichender Ernährung entstehen im Kinde bald unwillkürliche Muskelbewegungen und Sinnesbethätigungen; diese sind in geeigneter Weise (Spiele) zu begünstigen, aus ihnen entwickelt sich Lust an und Verlangen nach Thätigkeit und Wahrnehmung mit allen Folgen derselben. Zu vermeiden ist erstens Ueberfütterung, weil sie durch übermässige Heranziehung des circulirenden Blutes für die Verdauung die übrige Muskel- und Nervenbethätigung beeinträchtigt, so an passives Geniessen gewöhnt und einen physiologischen Anknüpfungspunkt für Faulheit und Trägheit schafft. Wie der Erwachsene nach dem Essen zum Denken sowohl als zur anstrengenden Muskelarbeit nicht aufgelegt ist, wie solche Anstrengung dann sogar schädlich ist für die Gesundheit, so sind übermässig ernährte Kinder beständig in diesem Zustand, und sträuben sich daher naturgemäss gegen Alles, was die Verdauung stört, sie sind sowohl denk- als bewegungsfaul. Zweitens ist zu vermeiden ein Ueberwiegen der Erregungsmittel in der Ernährung (Näschereien); dasselbe erzeugt einen physiologischen Hang zu solchen und überdies oft durch analoge Ausdehnung sinnliche Lüsternheit überhaupt, namentlich die sexuellen Triebe werden bei solcher Gewöhnung früh und heftig geweckt. Selbst das von der anderen Nahrung isolirte Gewähren von an sich nützlichen Erregungsmitteln ist thunlichst zu vermeiden.

Schmerz, körperlicher und geistiger, ist dem Kinde möglichst zu ersparen wegen der noch geringen Widerstandskraft seines organischen und psychischen Lebens. Dagegen sind aushaltbare natürliche oder sittliche unvermeidliche Leiden — z. B. Trauer über eine abgeschlagene Bitte, bis sie sich von

selbst verliert — durchaus sogar wünschenswerth. Geduld und Entsagung werden nicht anders gelernt als so. Hierin verwöhnten Kindern ist später jedes Leiden, jede Verfehlung eines Lieblingswunsches unerträglich, der körperliche oder geistige Organismus adaptiren sich dann nur schwer oder gar nicht, Gewaltskuren körperlicher oder geistiger Art an sich zu vollziehen, wie sie jedem Menschen Pflicht werden können, sind solche als Erwachsene meist unfähig. Es soll extreme Fälle gegeben haben, dass verwöhnte Kinder an Nichterfüllung eines Wunsches gestorben sind. Solche Fälle sind immerhin möglich, weil die ganze organische und psychologische Elementarconstitution darauf gestimmt war, dass Wunsch und Erfüllung zusammen seien; wird es einmal nicht so, so tritt ein Choc ein, ähnlich wie erwachsene Menschen schon durch plötzliche grosse Freude oder plötzlichen grossen Schreck gestorben sind. Das in einzelnen Fällen sicher constatirte Nachsterben von Eheleuten gehört gleichfalls hierher. Wie wenig die Menschen im Allgemeinen für heftigere Kuren vorbereitet sind, sieht man daran, dass nur die wenigsten es fertig bringen, sich eine Liebesleidenschaft, deren Verkehrtheit sie einsehen, oder die zufällig entstandene Leidenschaft für Opiumeinspritzungen abzugewöhnen. Der letzte Stuart war von Haus aus kein Trinker, aber im schottischen Aufstand von 1745 musste er seinen Anhängern auf ihre Weise oft Bescheid thun, und die so im Tumult des Bürgerkrieges entstandene Neigung vermochte er nicht mehr zu überwinden. Möglich sind solche Ueberwindungen wohl, aber es sind Gewaltskuren: es entsteht dabei einige Zeit eine völlige Revolution in Leib und Seele, alles strebt dagegen, sich die gewohnten Gefühle und Erregungen rauben zu lassen, so dass der Gedanke entsteht: ich gehe über dem Versuch doch sofort zu Grunde, also lebe ich immer noch besser etwas länger mit Beibehaltung jener Gewohnheit. Hätten solche Menschen in der Jugend gelernt, dass man ähnliche Zustände sehr wohl überdauern kann, so würden sie vor derartigen Kuren nicht so zurückschrecken, wie es überwiegend geschieht.

16. Der Höhepunkt der Willensbildung ist, dass der Mensch einen **Charakter** gewonnen hat. Der Begriff des Charakters ist ein bewusstes Zusammenwirken aller Hauptseiten des menschlichen Wesens, des Vorstellens, des Gefühls und der äusseren Bethätigung, und zwar ein festgewordenes Zusammenwirken. Dass Alterthum und Mittelalter kein unserem Begriff von Charakter ganz entsprechendes Wort hatten und sich im gewöhnlichen Leben mit ἦθος und mores begnügten, in der philosophischen Behandlung mit ἕξις und habitus, kommt davon, dass wir bei Charakter besonders an das Einzelindividuum denken; einen solchen Individualcharakter gab es aber im Alterthum und Mittelalter nicht. Nach Burckhardt's feiner Bemerkung war alle Bildung im Alterthum politisch, unter überwiegendem Einfluss der Staatsgemeinde stehend, im Mittelalter war sie Standesbildung, der Einzelne hatte also die Bürgerart oder Sitte, die Standesart oder Sitte (mos, ἤθη) fest in sich aufzunehmen und sich danach bleibend zu bethätigen (ἕξις, habitus), das war der Abschluss auch seiner Willensbildung. Seitdem mit der Neuzeit die Individualität grösseren Spielraum erhielt, wurde ein Wort erwünscht für den Begriff eines bewussten und festgewordenen Zusammenwirkens der Hauptseiten menschlicher Natur gerade in diesem oder jenem Einzelmenschen. Da nunmehr die Bürger- und Standesart nicht mehr den ganzen Menschen bestimmt, ist einen Charakter zu haben oder ein Charakter zu sein auch viel schwerer geworden, es wird nicht mehr von dem Stand für den Einzelnen gewollt, so dass dieser sich blos in die herrschende Art einzuleben hätte; dass daher über Mangel an Charakteren geklagt wird in der Neuzeit, ist nicht zu verwundern. Die hohe Bedeutung, welche man dem Charakter beilegt, erklärt sich daraus, dass er dem Menschen etwas in sich selbst Einstimmiges und relativ Fertiges giebt, das 1) überhaupt allein einer bedeutenden Wirkung fähig ist, 2) Anderen die Gewähr der Zuverlässigkeit und Stetigkeit im Zusammenwirken bietet. Dass Kindheit und Jugend noch keinen Charakter haben, gereicht ihnen nicht zum Vorwurf, sie sind die Zeit der Entwicklung, wo also die mannichfaltigen

Seiten der Natur hervortreten und sich ausbilden, das gerade Hervortretende also immer etwas dominirt, und nur allmälich ein Einordnen und Zusammenwirken der verschiedenen Seiten angebahnt werden kann. Kindheit und Jugend sind darum, dass sie keinen Charakter haben, noch nicht charakterlos, denn sie können sehr in Tendenz zu einem solchen begriffen sein, anfänglich mehr geleitet dabei, nach und nach selbst mitwirkend dazu.

Für die Bildung des Charakters ist ausser den bisherigen Regeln über die Willensbildung, sofern es sich beim Charakter um ein Ganzes des Vorstellens, Fühlens und Thuns handelt und zwar um ein festes Ganzes, noch besonders Folgendes von Wichtigkeit. 1) Manche Menschen sind als Kinder oder im Knaben- und Mädchenalter schon geneigt sich in einer festen Art abzuschliessen. Sofern dies leicht zu einer gewissen Dürftigkeit des Wesens führt, ist dem unter Schonung der besonderen Neigungen doch durch mannigfache Anregungen von aussen entgegenzuwirken. 2) Andere sind geneigt sich in die jedesmaligen äusseren Verhältnisse ganz zu verlieren, immer andere und andere zu sein; dem ist entgegenzuwirken durch öftere Wiederzurückführung in dieselben Verhältnisse und Belebung einer mehr identischen Art zu sein. 3) Phantasievollen Naturen ist leicht eigen Unentschiedenheit, wo es gälte bestimmte Entschlüsse zu fassen. Da sie so lebhaft nach allen Seiten empfinden und so stark alles in der Einbildungskraft haben, so wird die lebhafte Empfindung und starke Einbildungskraft gewissermassen zum ästhetischen Selbstgenuss und zieht alle Kraft an sich, so dass zur Entscheidung wenig Kraft mehr bleibt. Sowie sie ferner dabei sind, sich zu entschliessen, fällt ihnen immer wieder Anderes und Anderes ein. Solche Naturen sind früh in Lagen zu versetzen, welche rasche Entschliessungen unausweichlich machen. Zu diesen Naturen gehörte Göthe, und er selbst hat erklärt, dass ihm letztere Gelegenheit gefehlt habe. 4) Noch schlimmer für Charakterbildung sind die überwiegenden Gefühlsnaturen daran, es sind das die Menschen, welchen das affective Element aller Verhältnisse, das Lust- und Unlust-

gefühl, am lebhaftesten zum Bewusstsein kommt, und die von da aus in so starke Erregung versetzt werden, dass in Folge dessen das klare gegenständliche Vorstellen und ein bestimmtes, den Verhältnissen angepasstes Thun wenig aufkommt. Der Zug ist in der Jugend sehr häufig, als Sturm- und Drangperiode oder Wertherperiode in unserer Literatur vertreten. Ihm muss gleichfalls von früh an entgegengearbeitet werden durch Belebung des klaren gegenständlichen Vorstellens und durch Gewöhnung an ein den Verhältnissen sich anpassendes Thun. 5) Zur Festigkeit des Charakters gehört die Unabhängigkeit der Gesammtart des Menschen von Umgebung, besonderen Relationen, Stimmung u. s. w. Dieselbe ist allmälich zu erlangen nach den Regeln des § 11. — 6) Die Festigkeit des Charakters ist nicht gesichert, wenn sie nicht eine bewusste ist, d. h. aus der blos instinctiven Gesammtart eine von Reflexion, von Grundsätzen getragene geworden ist, wie Herbart es ausgedrückt hat, Charakter ist Wollen auf Grund des Nichtwollens. Daher muss man die eigene Art unterscheiden von anderen Arten und in ihrem Werthe gegen andere Arten erfasst haben. Dadurch allein ist der Charakter gegen Verlockungen zur Abweichung gesichert. Erfordert ist aber, dass der Charakter erst einige Festigkeit erlangt habe, ehe er möglichen Versuchungen ausgesetzt werde; wo keine Kraft zum Widerstand voraus bereitet ist, womit soll widerstanden werden? Nicht blos in der Erziehung ist da Vorsicht nöthig, auch der Erwachsene muss sich in dieser Hinsicht stets eher misstrauen als zuviel vertrauen; und es ist nicht nöthig, dass sich die Festigkeit bei allen in gleicher Weise zeige. Bei Hasardspielen können die Einen ruhig zusehen, fest gegen dieselben von der Ueberzeugung ihrer Verderblichkeit aus, Andere haben vielleicht dieselbe Ueberzeugung, aber sie haben daneben Emgfänglichkeit für den Reiz momentanen Wagens und möglichen Gewinnens oder der abwechselnden Erregungen von Furcht und Hoffnung; sofern durch Zusehen diese Empfänglichkeit so könnte geweckt werden, dass jene Ueberzeugung von der Verderblichkeit davor zurückgedrängt würde, ist ihnen zu rathen, sich von

dem Zusehen fern zu halten. 7) Es ist eine beliebte Streitfrage, ob Eigensinn bei Kindern künftigen Charakter anzeige und also zu dulden sei. Zunächst deutet Eigensinn nichts weiter an als eine gewisse Festigkeit des momentanen Vorstellens, Fühlens, Thuns, dies kann sich bald wieder geben und so trotz seiner Stärke nicht dauernd sein und nicht in Bezug auf denselben Gegenstand wiederkehren. Eigensinn ist in diesem Fall nicht Stärke, sondern Schwäche, Unfähigkeit von einem Vorstellen, Fühlen, Thun loszukommen. Durch Anregung eines mehr mannichfaltigen und wechselnden Vorstellens, Fühlens, Thuns ist hier entgenzuwirken. Eigensinn kann aber auch das sein, was Herbart Gedächtniss des Willens genannt hat, wo also unter gleichen Umständen derselbe Wille wiederkehrt. Dies muss geschont und begünstigt werden, doch ist darauf zu achten, dass nicht Pedanterie entsteht, d. h. eisernes Festhalten an einer zufällig einmal so und so stattgehabten Ordnung, während eine andere ebenso gut oder noch besser wäre.

17. Das Formale des Charakters ist mitbedingt durch das Temperament, daher bei gleichem Charakterinhalt doch verschiedene Menschen sich oft noch sehr verschieden darstellen. Das Temperament hat eine physiologische Basis an der dem Organismus eignen Reizempfänglichkeit oder Eindrucksfähigkeit, welche sowohl im Grade als in der Nachhaltigkeit bei verschiedenen Menschen sehr verschieden ist. Die vier überlieferten Temperamente charakterisirt man daher jetzt so (vergl. besonders Henle, Anthropologische Vorträge. S. 118 ff.). „Geringe Reizempfänglichkeit, aber mit Nachhaltigkeit des einmal gemachten Eindrucks ist das phlegmatische Temperament; viel Reizempfänglichkeit, aber ohne Nachhaltigkeit ist das sanguinische; viel Reizempfänglichkeit mit Nachhaltigkeit, überwiegend nach Seiten äusserer Thätigkeit, ist das cholerische, überwiegend nach Seiten des Gefühls das melancholische oder sentimentale Temperament.“ In Analogie mit der Spaltung bei den beiden letzteren Temperamenten könnte man aber viel mehr Temperamente unterscheiden, und in der Wirklichkeit lassen sich in der That diese vielen aufweisen. Wenn geringe Reizempfänglichkeit, aber mit

Nachhaltigkeit des einmal gemachten Eindrucks das phlegmatische Temperament ist, so würde geringe Reizempfänglichkeit ohne Nachhaltigkeit die stumpfe und dabei zugleich fahrige Geistesart sein, der wir öfter begegnen. Die wenige Reizempfänglichkeit des phlegmatischen Temperamentes sammt der Nachhaltigkeit für die einmal gemachte Erregung kann sich ferner verschieden wenden: bald werden mehr die Vorstellungen festgehalten, das sind die Menschen, die von einem Gedanken schwer loskommen, bald mehr das Gefühl, der Phlegmatiker hat oft sehr tiefe Gefühle, bald mehr die Bewegung, manche Menschen sind schwer in Gang zu bringen, aber einmal darin, traben sie in demselben fest fort. Das anfängliche Widerstreben gegen Bewegung im phlegmatischen Temperament des Orients spiegelt sich wunderbar in dem Worte, welches Muhammed zugeschrieben wird: Eile ist vom Teufel, Zögern aber ist eine Gabe des Höchsten. Viel Reizempfänglichkeit, aber ohne Nachhaltigkeit ist nicht blos das sanguinische Temperament überhaupt, sondern es wandelt sich der Zug auch wieder a potiori ab. So ergiebt viel Reizempfänglichkeit, aber ohne Nachhaltigkeit, besonders nach Seiten des Vorstellens, die momentan gute Auffassung, aber ohne Gedächtniss und Erinnerung und daher auch ohne Verarbeitung und Urtheil. Derselbe Grundzug überwiegend nach Seiten des Gefühls ergiebt die Menschen, welche alle Augenblicke für etwas Anderes schwärmen, überwiegend nach Seiten der Bewegung die Naturen, welche immer Neues anfangen, diruit, aedificat, mutat quadrata rotundis (Horaz). Endlich viel Reizempfänglichkeit mit Nachhaltigkeit, aber überwiegend nach der Seite des Vorstellens, ergiebt die lebhaften und ausdauernden Forscher, Denker, Künstler, je nach der Art des Vorstellens, welche jeden von ihnen fesselt. Da das Temperament blos einen Gradunterschied in der Reizempfänglichkeit und in der Nachhaltigkeit des einmal gemachten Eindrucks bedeutet, so liegt eben darin die Möglichkeit einer ergänzenden oder verstärkenden Einwirkung: selbst ein starkes Temperament kann durch Achtsamkeit bei der Erziehung und durch Selbstbildung so weit modificirt werden, dass unter Erhaltung seiner

möglichen Vortheile seinen Gefahren vorgebeugt wird. Das ist auch der Grund, warum uns im Leben so selten reine Temperamente begegnen.

Für den Inhalt des Charakters, also dafür, was der Grundzug in dem festen Zusammenwirken von Vorstellung, Gefühl und äusserer Bethätigung in uns wird, ist entscheidend, welches von den physiologisch-psychologischen Hauptsystemen in uns prädominirt. Ist das vegetative System, um diesen glücklichen Ausdruck der älteren Physiologie wieder aufzunehmen, besonders regsam, aber so, dass Muskel- und Nervensystem auch tüchtig sind, so entsteht die Richtung des Denkens und Thuns auf materielles Wohl, nicht nothwendig blos das eigene, sondern überhaupt auf materielles Wohl als wichtig und als Hauptgegenstand menschlichen Strebens und Sinnens. Ist das Muskelsystem besonders regsam, aber so, dass Nervensystem und vegetatives System auch tüchtig sind, so entsteht die Richtung auf praktische Bethätigung als solche: militärische, technische, industrielle Bestrebungen erscheinen als Selbstzweck oder als in sich wichtig. Ist das Nervensystem besonders regsam, sind aber Muskelsystem und vegetatives System dabei auch tüchtig, so wird Kunst, Wissenschaft, überhaupt geistiges Leben, auch oft in religiöser Form, als das Höchste betrachtet. Ueberwiegt das Sexuelle, so entsteht im Manne der frauenhafte Charakter, wie ihn Göthe genannt hat; er zeigt sich theils als früher Trieb zur Familiengründung, theils als ritterliche Galanterie und Frauenverehrung, theils als Liebesbedürfniss im engeren Sinne und da wieder bald dauernd mit seiner Liebe, bald wechselnd. Alle diese Arten inhaltlicher Determination des Charakters von dem überwiegenden physiologisch-psychologischen System her können wieder sehr mannigfach modificirt und combinirt sein. Eine solche Nüancirung beim frauenhaften Charakter ist angedeutet worden, combinirt ist ein solcher oft mit überwiegendem Nervenleben — Dichter sind meist frauenhaft — oder mit überwiegendem Muskelleben — Mars mit Venus im Alterthume verbunden. Das vegetative System als überwiegend kann mit starkem Muskelsystem und sexuellem Leben verbunden sein, dann wird

für die Familie oder die Geliebte erworben mit unermüdlicher Arbeit. Ist dasselbe System mit starker Nerventhätigkeit und sexuellem Leben verbunden, so weiss man seine Kunst, seine Wissenschaft u. s. w. einträglich für die Familie zu machen. Sind das vegetative System und das Nervensystem sich ungefähr an Stärke gleich, so treibt man seinen geistigen Beruf auch sehr als Broderwerb u. s. f. Obwohl wir hier noch lediglich die formalen Gesetze der Willensbildung entwerfen, so mag es doch gut sein schon jetzt darauf hinzudeuten, dass diese Mannichfaltigkeit von Charakteren nach ihrem Inhalt an sich einer sittlichen Verwerthung nicht fremd ist. Denn da sich der Inhalt des Charakters in einen Beruf bringen lässt, also in ein überwiegendes Betreiben gerade dieses oder dieses Zweiges von Bethätigung in Folge der Theilung der Arbeit, so findet eine sittlich erlaubte Hingabe an den bestimmten Zug a potiori statt. Nur die sexuelle Liebe, sofern sie mit der Nüance des Wechselnden auftritt, ist an sich bedenklich, es lässt sich sittlich rein nicht wohl etwas aus ihr machen. Dagegen die übrigen Hauptgrundzüge sind sittlich wohl verwerthbar, nur die Gefahr besteht bei ihnen, dass blos Jedem seine Art verständlich und sympathisch ist, wie denn ganz gewöhnlich der Krieger Gelehrte, Handwerker und Bauern verachtet, der Bauer und Handwerker in dem Gelehrten einen Müssiggänger sieht, der Gelehrte oft einen Ungelehrten kaum noch als Menschen erachtet. Allein solche Einseitigkeit der Lebensauffassung kann verhütet werden dadurch, dass in der Jugendbildung der Einzelnen alle Hauptrichtungen menschlicher Natur etwas entwickelt werden, etwa durch allgemeinen Unterricht bis zu einer gewissen Höhe, durch Betreiben von Gartenbau oder einer Technik im Knabenalter, durch allgemeine Militairpflicht, damit Jeder auch die ihm von Natur fremdere Art mindestens verstehen kann; ausserdem muss die Einsicht geweckt werden, dass jede dieser Richtungen sittlich gewendet werden kann, und für den Bestand der Menschheit alle erforderlich sind. Sehr schwierig für Charakterbildung sind diejenigen Naturen, bei welchen mehrere der physiologisch-psychologischen Hauptsysteme stark sind, aber nicht zusammen-

wirken, sondern isolirt gegen einander auftreten. So giebt es Menschen, in denen früh eine starke Anlage zur Sinnlichkeit hervortritt, sei es in Essen, Trinken, sexueller Liebe oder auch in zweien derselben oder allen dreien zusammen, und daneben grosse Muskelbethätigung für sich in militairischer oder technischer Art, oder grosse Nerventhätigkeit für sich in wissenschaftlichem oder künstlerischem Betriebe, aber, wie gesagt, isolirt gegen einander, bald geben sie sich dem einen Zuge hin, bald dem andern. Wo in der Kindheit so etwas bemerkt wird oder in der Jugend hervortritt, da gilt es nach allen Regeln der Willensbildung jener Isolirung der Hauptsysteme entgegenzuwirken durch Dämpfung, Unterdrückung, Belebung, direkt, indirekt; sonst entstehen jene Menschen, die schon dem Alterthum so befremdlich erschienen, welche abwechselnd Schlemmer und Asketen sind, abwechselnd in Trägheit dahindämmern und in aussergewöhnlicher Bravour und Arbeitskraft hervorragen u. s. f., und bei denen wir doch gestehen müssen, dass Anklänge an eine solche Art in Jedem von uns ab und zu auftauchen.

18. Selbst bei hoher Ausbildung des Charakters sind wegen der Complicirtheit menschlichen Wesens und der Mannichfaltigkeit seiner möglichen Erregungen zeitweilige Schwankungen und die Gefahr der Abweichung nicht ausgeschlossen. Im Drang vieler und nothwendiger Bethätigungen kann eine Seite unseres Wesens, von der wir wissen, dass sie, um wirksam zu sein, stets einer gewissen Uebung bedarf, zeitweilig müssen vernachlässigt werden; kommt uns dann eine Aufforderung zu einer Bethätigung dieser bestimmten Seite, so finden wir gewöhnlich ein Widerstreben dagegen, und wir sind geneigt uns in dieser Hinsicht zu dispensiren. Praktische Naturen z. B. bedürfen in ihrer Freizeit einer gewissen Beschäftigung der Intelligenz, sonst regen sich während der Musse blos die animalischen Begehrungen; umgekehrt bedürfen theoretische Naturen in der Freizeit einer gewissen praktischen Bethätigung, sonst geht es ihnen ebenso. Es kann nun sehr wohl vorkommen, dass beide Naturen einige Zeit auf solche Ausfüllung der Musse nicht achten konnten, dann wird leicht ein Widerstreben gegen die Wieder-

aufnahme sich fühlbar machen, oder sie werden sich auch plötzlich in der Musse sinnlichen Trieben von ungewohnter Heftigkeit gegenüber finden. Andere Seiten unsers Wesens bedürfen etwa stets einer gewissen Niederhaltung, wir haben geglaubt diese fortwährend zu üben, da stellt sich plötzlich heraus, dass vielleicht sehr indirect eine solche Seite sogar eine wie dafür gemachte Anregung durch die Umstände erhalten hat. Oft hat es auch in Folge eines schwierigen Naturells oder einer mangelhaften Erziehung statt, dass solche Fälle nicht blos gelegentlich, sondern mit einer gewissen Regelmässigkeit wiederkehren. Vorübergehende Abweichungen vom Zustande des im Charakter gewonnenen Ganzen und Festen stellen sich dar in den Affecten (Herbart), fest und stark gewordene verkehrte sinnliche oder auch geistige Begierden in den Leidenschaften (Herbart). Die alten Rathschläge für beide sind, 1) im Moment der Erregung und des Schwankens die Entscheidung, also auch die That, aufzuschieben; 2) die Aufmerksamkeit von der Versuchung abzulenken. Diese Regeln haben einen physiologischen Anhalt daran, dass es Hemmungsnerven und Hemmungsnervenzellen giebt (Rosenthal, Allgemeine Physiologie der Nerven und Muskeln, S. 263, 277 u. 278). Von da aus kann die Athembewegung gehemmt werden, die Reflexbewegungen gehemmt und sogar unterdrückt werden. Analoges findet sich durch das ganze geistige Leben. Der Hergang ist auch hier so, dass, wie die Bethätigungen, so auch die Hemmungen zuerst unwillkürlich auftreten, wir können uns aber den geistigen Zustand merken, wie er bei der Hemmung war, durch Wiedererzeugung dieses Zustandes können wir rückwärts auch die Hemmung herbeiführen, zum Theil schon bei den automatischen Bewegungen (langsames Athmen), noch mehr bei den Reflexen (Husten, Gähnen, manche Menschen auch Erröthen). Auch im bewussten Geistesleben treten die Hemmungen früh unwillkürlich ein, oft sehr indirect: ein Kind schreit, wird aber abgelenkt durch einen neuen Anblick, Belohnung und Strafe sind oft Hemmungsmittel, Belohnung z. B. dafür, dass man etwas unterlässt, Strafe etwa, damit man nicht der Naschlust nachgebe. Vernünftige Motive im ge-

wöhnlichen Sinne, also Erwägungen, welche die Zukunft und die Folgen auf Grund der Vergangenheit hereinziehen, gehören zu den Hemmungsmitteln. Am leichtesten ist es, die äussere Bethätigung, also das Thun in statu nascenti, wo es sich als Tendenz regt, aber noch nicht eigentlich begonnen hat, zu hemmen. Es hängt dies damit zusammen, dass, wie es scheint, „die Molecüle des Muskels eine grössere Trägheit besitzen, als die des Nerven, so dass sehr schnell vorübergehende Einwirkungen in ihm leichter unwirksam bleiben“ (Rosenthal, ibid. S. 148). Zuckt es blos in der Hand, so ist der Schlag noch leicht zu hemmen, und wir sind in solchen Hemmungen geringer Bewegungstendenzen sogar sehr geübt. Ist dagegen die Hand zum Schlagen bereits erhoben, so ist gerade in Folge der grösseren Trägheit des Muskels die Hemmung nunmehr um so schwerer, es ist, als ob die erhobene Hand dem widerstrebte, sich zu senken. Daher die Erfahrung, dass ein Thun, welches über den status nascens hinaus ist und schon als beginnende Thätigkeit nach aussen hervorgetreten, nur sehr schwer rückgängig zu machen ist; „wir können uns nicht mehr halten; jetzt mag es geschehen, es hat einmal angefangen“, oder wie sonst noch wir das ausdrücken. Im Völkerleben ist es in dieser Hinsicht nicht anders als im Leben der Individuen: sobald der erste Schuss gefallen, ist der Krieg, dessen Ausbrechen vielleicht noch zu verhindern gewesen wäre, unvermeidlich geworden. Eine bereits begonnene Action zu hemmen, ist Schmerz sehr wirksam. So bei Kindern und ihrer Unruhe (§ 15), aber analog ist er auch bei Erwachsenen zu gebrauchen. Die Knaben dämpfen sich unter einander, indem sie sich balgen, viele Menschen verlieren blos dadurch ihr Ungestüm, dass sie öfter und nicht blos in bildlichem Sinne „anrennen“, für eine ohne Noth kampflustige Nation ist eine gründliche Niederlage das beste Mittel, sie zur Ruhe zu bringen. Wer einmal zur Bethätigung erregt ist, dem ist zu rathen, nicht schon zufrieden zu sein, wenn ihm die momentane Hemmung gelungen ist, sondern sich auch aus der Nähe der erregenden Ursache wegzubegeben, ja seinem Bethätigungstrieb, damit er ihn nicht plötzlich, wie so

oft geschieht, wieder zu jener Ursache zurückführe, in anderer Weise Ableitung zu verschaffen, etwa durch eine saure körperliche Arbeit. Der Trieb, eine einmal in Affect oder Leidenschaft begonnene Bethätigung zu vollführen, ist ja in activen Naturen so stark, dass, wo sie nicht direct beikommen konnten, sie mindestens in effigie den Uebelthäter hängten, verbrannten u. s. f. Viel schwieriger noch, als die Bethätigung zu hemmen, ist es, dem Gedankenlauf Einhalt zu thun, eben weil die Nerven überwiegend dabei thätig sind, und, da sie weniger Trägheitswiderstand besitzen, sofort sehr schnell und stark erregt werden, also eine grosse Kraft augenblicklich für die Gedankenreihe verfügbar ist, und somit für Ableitung durch andere Gedanken, die ja gleichfalls Nervensubstrate oder Nervenbedingungen bedürfen, weniger Raum mehr bleibt. Hier gilt es, in ruhigen Zeiten grosse und wichtige Gedankenmassen ausgebildet zu haben, die gleichsam den physiologischen Substraten fest eingeprägt sind, so dass sie leicht und mit einer gewissen Stärke aufgeboten werden können; oft aber wird es nöthig, um die Gedanken erfolgreich abzulenken, noch Unterstützung durch Muskelbethätigung zu suchen. Bei dem Manne ist ernste, alle Kräfte auf sich ziehende Berufsarbeit hier wirksam; wo diese wenig Körperbewegung enthält, muss dieselbe besonders zugefügt werden; bei der Frau ist mehr Zerstreuung nothwendig, weil sie bei der weiblichen Art von Arbeit noch so viel Raum hat ihren Gedanken nachzuhängen. Am schwersten ist es die Gefühle zu hemmen, da diese durch ihre Einwirkung auf das vegetative System (Athmung, Blutumlauf, Ernährung u. s. w.) sofort die ausgebreitetste physiologische Basis gewinnen. Selten hilft hier das blosse Aufbieten von Vorstellungen; das *abc* aufsagen, wenn man in Zorn gerathen ist, verliert schnell seine hemmende Kraft, man sagt es dann auf, aber der Zorn bleibt. Mehr Hülfe bietet Ableitung durch Gegengefühle: die Liebe bekommt einen starken Stoss, wenn der Gegenstand der Liebe lächerlich wird, der Zorn kühlt sich ab, wenn der, welcher ihn erregt hat, dumm und albern erscheint, Hass wird am ehesten überwunden, wo man sich nicht läugnen kann, dass sein Object

nach anderen Seiten Liebe erweckt. Sehr oft müssen Muskelbewegungen zu Hülfe genommen werden: so verläuft man sich die unbestimmte Niedergedrücktheit, welche manchmal aus organischen dunklen Ursachen entspringt, leicht durch einige Stunden Spazierengehen in Feld und Wald. Da die Gefühle besonders durch ihre physiologische Verbreitung so sehr haften, so sind besonders solche Muskelbewegungen zu wählen, welche indirect andere Vorstellungen und Gefühle erwecken und dadurch den gerade wogenden und wallenden Abbruch thun. So richtet man den Verzagten auf, indem man ihn dazu bringt etwas zu thun, was er gut kann und was werthvoll ist, dadurch entsteht ihm wieder ein Kraftgefühl. Aber so dämpft man auch den Uebermüthigen, indem man ihn zu etwas auffordert, worin er schwächer ist. Was andere so an uns fertig bringen, das können wir analog auch an uns selbst vollführen. Wo nichts helfen will, da bleibt nichts übrig, als die That, zu welcher die Gefühle etwa drängen, zu hemmen und diese dann sich in sich selbst austoben zu lassen, was, je heftiger sie sind, wegen der physiologischen Erschöpfung um so schneller gelingt.

19. Wir haben bis jetzt die Natur des Willens erörtert und die Gesetze der Bildung eines effectiven Willens, d. i. des Willens, wo auf Vorstellung und Werthschätzung innere oder zugleich auch äussere Bethätigung eintritt. Die Hauptstücke im Willen waren Vorstellung und Werthschätzung. Welches von diesen beiden ist das wichtigere? Wenn man auf die Hauptmasse der Menschen blickt, so kann kein Zweifel sein, dass dies die Werthschätzung ist. Der Mensch will, woran sein Herz hängt, was sein Interesse ausmacht. Die Vorstellung tritt dabei oft zurück, sie ist blos Anknüpfungs- oder Beziehungspunkt des Gefühls. Das Interesse oder das Werthgefühl, sei es intellectuell, ästhetisch, religiös, sinnlich, praktische Bethätigung als solche oder eine Combination von zweien oder mehreren hiervon, macht, dass wir bei einem Gegenstand verweilen, uns in ihn vertiefen, dass auf die leiseste innere oder äussere Anregung der Gedanke an den Gegenstand wiederkommt und die Beschäftigung mit ihm wieder anhebt; die drei Merk-

male, welche Bain hauptsächlich von den sinnlichen Werthgefühlen (Essen, Muskelgefühlen u. s. w.) abstrahirt und als continuance, increase and renewel bezeichnet hat, sind auf alle Werthgefühle ohne Ausnahme anwendbar. Wie ist diese Kraft der Werthgefühle zu erklären? Warum überhaupt etwas mit einem Werthgefühl verbunden ist, wissen wir nicht; der Versuch, den Herbart gemacht hat, die Gefühle aus blos formalen Verhältnissen an sich gleichgültiger Vorstellungen zu erklären, ist in sich hinfällig; denn es lässt sich nicht einsehen, warum zwei an sich gleichgültige Elemente im Zusammentreffen ein Gefühl des Werthes oder Unwerthes erzeugen, sie können höchstens Veranlassung werden, dass in der Seele bei Gelegenheit dieses Zusammentreffens ein Gefühl entsteht, falls die Seele schon vorher so geartet war, auf solches Zusammentreffen von Vorstellungen hin ein Gefühl zu produciren, es muss also die Fähigkeit, Gefühle zu erzeugen, dabei schon vorausgesetzt werden (Lotze). Wenn wir so nicht erklären können, wie überhaupt Werthgefühle in uns entstehen, so sind wir doch im Stande die näheren Umstände anzugeben, die sich dabei ereignen. Alle Werthgefühle überhaupt sind ein Bewusstsein von Erhöhung des Lebens, von Steigerung der Kraft, sei es des sinnlichen Lebens, des intellectuellen, ästhetischen, sittlichen, das letztere besonders gezählt, falls sich etwa später ergeben sollte, dass es nicht mit einem der vorhergehenden zusammenfällt, sondern eine besondere Fassung mehrerer derselben ausdrückt. Bei dieser Steigerung der Kraft spielt eine Hauptrolle die Blutzufuhr: wenn wir nachdenken, so strömt, wie physiologisch feststeht, das Blut besonders zum Gehirn, wenn wir mit Aufmerksamkeit sehen, zum Auge, machen wir eine Muskelbewegung, in Arm oder Bein, beim Essen und der Verdauung nach dem Magen u. s. f. Bei der schon oft hervorgehobenen Bedingtheit unseres gesammten geistigen Lebens durch den Leib, müssen wir annehmen, dass überhaupt bei aller Bethätigung das physiologische Moment mitwirkt. Es hat also bei den Werthgefühlen statt 1) eine Kräftebethätigung überhaupt, welche mit Lust verbunden ist, 2) eine Steigerung derselben durch das nach der betreffen-

den .mitbetheiligten Partie des Organismus strömende Blut. Von der Nachhaltigkeit der betreffenden Partien und der Blutzuströmung hängt es ab, wie sehr und wie lange das Kraftgefühl bleibt und vermehrt wird, bis Abspannung und Bedürfniss mindestens nach Wechsel im Detail der Bethätigung eintritt; denn unendlich ist die menschliche Kraft nicht, auch die sittliche nicht, sie wird allmälich durch den Verbrauch schwinden, vielleicht das Bewusstsein noch bleiben, aber ohne Erholung würde auch dies zuletzt schwinden. Diese Kraft-Bethätigung und -Steigerung erklärt das Verweilen und Versenken bei den Werthgefühlen; es hat zur Zeit vorzugsweise eine lebendige Thätigkeit gerade in der und der geistigen und körperlichen Richtung statt, alle anderen möglichen Bethätigungen treten daher mehr zurück, die fluctuirenden Kräfte des Lebens kommen einer Seite desselben im Moment hauptsächlich zu Gute, alles, was mit dem Kreis derselben zusammenhängt von Vorstellungen, Gefühlen, Strebungen, wird besonders geweckt. Dass aber das, was mit Werthgefühlen verbunden war, sich leicht erneuert, ja nach Erneuerung strebt, ist gleichfalls jetzt begreiflich: gerade wegen des Verweilens und Versenkens sind so viele Gedanken, Gefühle, Bewegungen mit dem betreffenden Gegenstand verbunden, dass derselbe rückwärts durch Anregung eines von diesen wieder leicht erweckt wird. Aber auch ohne diese Anregung geht es mit den leiblich-geistigen Partien wie mit dem geübten Muskel, auch dieser wird stärker und regsamer und, sobald er nach dem Gebrauch sich erholt hat, wirkt er als ein Reiz starker Art unter den schwächeren im geistigen Leben. Das ist die Erneuerung, nach welcher die Werthgefühle streben. Die Werthgefühle sind ferner nicht so, dass sie gewissermassen blos eine isolirte Erregung in einer isolirten Partie mit sich führen, sondern sie bringen eine allgemeine Erregung hervor: die Blutzufuhr, verstärkt nach einer Partie, hat eine Abweichung von der gewöhnlichen Art zur Folge, und dies Neue wirkt an sich erregend, ausserdem aber haben die Gedanken, Gefühle, Bewegungen, welche beim Verweilen und Vertiefen mit erregt werden, auch ihre physiologischen Anknüpfungspunkte,

nach denen dann gleichfalls das Blut mehr strömt, es wird also eine verhältnissmässig weitverbreitete Erhöhung des Tonus hervorgebracht. Daher ist es uns bei einer guten That so wohl, nicht nur aus ihr selbst, sondern auch körperlich fühlen wir uns bei und nach ihr so leicht und aufgelegt. Daher hat intellectuelle Thätigkeit mit Interesse so etwas Erfrischendes für Leib und Seele, das Aesthetische gleichfalls, Essen, Trinken, Spazierengehen u. s. w. nicht minder; dazu kommt noch, dass manche Thätigkeit wie eine Entladung ist: es hat sich Kraft aufgehäuft und wirkt spannend, drängend, und nun sind wir durch die That erlöst, ein Wort musste heraus, eine Arbeit musste gethan werden, nach langem Sitzen mussten wir herumgehen u. s. f. Endlich ist eine Bethätigung in einer Art oft zugleich eine Erholung und ein Ausruhen für andere Partien unseres geist-leiblichen Lebens, so dass die beginnenden Unlustempfindungen von dieser Seite her bei jener anderen Bethätigung sich verlieren, also von da aus noch ein Zuwachs zu den bestimmten Werthgefühlen tritt. Welch eine allgemeine Erregung Werthgefühle hervorbringen, sieht man z. B. daraus, dass man bei Ermüdung durch Erregung unermüdeter Centren jener zu Hülfe kommen kann. Wenn die Soldaten müde sind vom Marsch, so fangen sie an zu singen, d. h. die, welche besondere Leichtigkeit darin haben, beginnen zuerst, die anderen, dadurch angeregt, stimmen mit ein. Die Stimmwerkzeuge sind Partien, welche beim Manövriren und Marschiren wenig functioniren, also noch relativ kräftig sind, die Lust des Singens löst nun eine Menge Vorstellungen und Gefühle aus und regt zugleich den ganzen Körper so an, dass die noch vorhandenen Kräftevorräthe genöthigt werden sich frei zu machen und dadurch auch den Muskeln direct oder indirect, etwa durch Zufuhr zum Blute, zu Gute zu kommen. Dies geht freilich nicht ins Unendliche; wenn das Singen dann aufhört, so ist Gefahr der Erschöpfung und des Liegenbleibens da. Hierher gehört auch die bekannte Erfahrung, dass bei grosser Uebermüdung die Aussicht, in einer halben Stunde in gutes Quartier zu kommen, durch die auslösende Wirkung der Freude die noch

übrigen Kräfte in den Dienst des Gehens bringt. Ueberhaupt macht man einen fröhlich, so ist er geneigt vieles zu thun, was er vielleicht vorher abgelehnt hätte: die Freude mit ihrer erregenden Wirkung hat die vorher gebundenen Kräfte gelöst, so dass sie auf Anregung leicht hervortreten. Darum kann von dieser Seite indirect dem Willen so viel nachgeholfen werden im Bösen wie im Guten.

Und wie erklärt sich die Kraft der Unwerthgefühle? Wenn den Werthgefühlen zukommt zu verweilen, sich zu versenken, sich leicht zu erneuern, so sind die Unwerthgefühle dafür bekannt, dass sie sich schnell loszumachen suchen von dem Gegenstand, ihn fliehen und womöglich ganz vergessen möchten. Dies erklärt sich, wenn man an das anknüpft, was die Physiologen vom Schmerz lehren. Der Schmerz besteht nach ihnen objectiv in irgend einer Trennung oder Verrückung der Nervenmolecüle; diese kommt nicht blos als Unlustempfindung zum Bewusstsein, sondern es findet auch unwillkürlich eine Reaction vom übrigen Körper gegen sie statt, die Kräfte des Körpers werden gegen sie aufgeboten. Dadurch wird der Schmerz nicht blos als Unlust empfunden, sondern ist zugleich eine Störung und Beeinträchtigung der vorhandenen schmerzlosen Bethätigungen; er erscheint daher als ein Eingriff in das Gesammtleben, und, je mehr er das ist, desto unerträglicher erscheint er. Wegen des grossen Eindrucks, welchen der Schmerz so macht, merkt die Seele sich bald, auf welche Veranlassungen er eintrat, — ein gebranntes Kind scheut das Feuer, — aber auch die natürliche Reaction, durch welche er beseitigt oder ausgeglichen wurde, merkt sie sich bald. Daher ist der willkürlichen Vermeidung und Linderung des Schmerzes so viel in der Menschheit. Etwas Analoges wie beim körperlichen Schmerz muss bei den Unwerthgefühlen überhaupt angenommen werden. Das ästhetisch Hässliche erweckt ja in sensiblen Naturen auch Gefühle der leiblichen Abwendung, des Erschreckens, sie schliessen die Augen u. s. w., das intellectuell Falsche erregt zum Theil Lachen, zum Theil lebhafte Aeusserungen des Erstaunens, der Rüge, selbst des Hasses, das Unsittliche im engeren Sinne erweckt den

Gedanken der Gegenwirkung durch Hemmung, durch Strafe, durch ausgedrückte Missbilligung, was alles oft nur schwer überwunden wird. Zu beachten ist, dass, was die Unwerthgefühle betrifft, der Schmerz zwar meist Reaction hervorruft, so lange überhaupt noch Kräfte dazu im Organismus vorhanden sind, aber ein schlechter Rathgeber ist. Stark ist bei ihm die Empfindung und der Wunsch ihn loszuwerden, stark die allgemeine Erregung besonders körperlicher Art, wie ja auch der Schmerz als Verrückung von Nervenmolecülen zunächst zur Abhülfe eine Zurechtrückung derselben erfordert; aber so lebhaft diese Erregungen sind, sie sind nicht immer zweckmässig zur Beseitigung des Uebels, sondern haben oft blos die Tendenz eine momentane anderweitige Erleichterung durch Ausgleichung zu verschaffen, in Schreien, Seufzen, sich Wälzen, Herumlaufen. Namentlich erregen Unwerthgefühle eine Neigung zu heftigen Muskelbewegungen, wesshalb im Schmerz leicht eine Ableitung durch Zanken, Hauen u. s. w. gesucht wird, und nicht blos im Schmerz als solchem, sondern überhaupt in Unlustempfindungen, in Verstimmung, wie man sich ausdrückt. Durch diese Art Muskelbewegungen, welche der Schmerz hervorruft, wird in ihm das Intellectuelle beeinträchtigt, der Mensch kann in ihm nicht denken, oder die Vorstellungen strömen nicht leicht, deshalb wird auch keine grosse Anregung gegeben, sich nach indirecten Mitteln gegen ihn umzusehen. Der gemeine Mann meint meist, Schmerz müsse man eben erleiden und in sich selbst austoben lassen. Oder aber es wird durch Schmerz blos eine allgemeine Aufregung unter den Vorstellungen erweckt, man greift wirr herum nach einem Mittel der Abwehr und Linderung, daher hier ein Hauptsitz für Aberglaube und Unsinn ist. „Wenn's nur lindert“, denkt man, und es lindert oft blos dadurch, dass es die Gedanken beschäftigt, die Hoffnung, erregt, so die vorhandenen Gegenkräfte gegen den Schmerz und seine Störungen wach ruft und ihm selbst Zeit lässt, sich nach natürlichen Gesetzen auszugleichen. Im Allgemeinen macht der Schmerz so einen grossen Eindruck, und eine Unmasse von Veranstaltungen unseres Lebens, nützliche und blos ungefähre,

sind gegen ihn getroffen in leiblicher und in geistiger Hinsicht, aber Bain hat mit Recht bemerkt, wenn er selten sei und rasch vorübergehe, so lasse er oft wenig Erinnerung und veranlasse wenig Vorbeugung; so seien manche Menschen, die ab und zu Krämpfe nach dem Genuss einer Speise gehabt haben, oft in dieser Rücksicht sehr leichtsinnig, wozu freilich beitragen mag, dass man immer glauben kann, der Umstand, an welchem das Uebel lag, habe sich unterdessen geändert. Im Geistigen und Sittlichen ist Analoges in Fülle zu beobachten.

Wenn den Werthgefühlen eigenthümlich ist Verweilung, Vertiefung und leichte Erneuerung, so wäre zu erwarten, dass, wo es gelingt, diese drei in Bezug auf etwas herzustellen, damit auch ein Werthgefühl erzeugt sei. In der That wird von dieser Umkehr reichlich Gebrauch gemacht. Man thut z. B. etwas sehr ungern, sieht aber ein, dass es im Zusammenhang mit einem Gut nothwendig ist darin geübt zu sein, so wird von da aus dem Act zunächst so viel Werth zuwachsen, dass man ihn überhaupt thut; hat man ihn dann oft gethan, wobei Verweilung und Versenkung eintrat, und ist durch die Uebung die Leichtigkeit der Erneuerung dazugekommen, so erlebt man es oft genug, dass, was man anfangs widerwillig und nur aus Noth in Association mit Anderem that, man schliesslich überaus gern thut und in sich selbst höchst werthvoll findet. Dieser Erfolg wird eintreten, wenn auf jenem Wege eine anfangs schwache Kraft gestärkt ist, so dass ihre Bethätigung an sich Lust wird, dazu kommt dann die grössere Zuströmung des Blutes und was damit zusammenhängt. Es gelingt daher nicht immer durch diese Umkehr directe Werthgefühle zu erzeugen. Hat eine ähnliche Umkehr auch bei der Unlust statt, d. h., wo etwas nicht in sich ein Unwerthgefühl bei sich führt, gelingt es da durch Abwendung, Fliehen, Vergessenwollen, ein solches herzustellen? Auch nach dieser Methode wird instinctiv operirt, z. B. bei den Kindern. Ein Gegenstand gefällt ihnen, ein Benehmen haben sie gezeigt, die Erwachsenen zeigen nun durch Ton und Geberde ein Gefühl des Abscheus mit Bezug auf den Gegenstand und das Benehmen und bringen es schnell dahin,

dass das Kind sein verabscheuendes „bäh“ gegenüber demselben Gegenstand oder Benehmen auch bald hat und fühlt. Freilich ist dabei Voraussetzung, dass Gegenstand oder Benehmen nicht allzugrosse Lustgefühle erweckt haben, denn dann wird höchstens das „bäh“ in Gegenwart der Betreffenden vorhalten, wenn aber die Kinder allein sind, sich Gegenstand oder Benehmen von ihrer Lustseite darstellen.

20. Was von Lust und Unlust gesagt ist als Bewusstsein der Förderung oder Minderung des Lebens, gilt zunächst von beiden blos als momentanen Zuständen, da sind sie, wie sie beschrieben wurden, und als solche sind sie durch Verweilung, Versenkung, Erneuerung oder das Gegentheil charakterisirt. Alt ist diese Beobachtung, dass die Lust blos momentan zunächst Förderung oder Steigerung des Lebensgefühls nach irgend einer Seite ist. Es liegt dies zu Tage in der Unterscheidung der Lust in solche, welche in sich Lust ist und auch in der Folge sich als unschädlich erweist, und in solche, welche das letztere nicht an sich hat. Ebenso giebt es Unlust, welche in sich Unlust ist, in der Folge aber sich als heilsam documentirt. Dieser Unterschied geht aber durch alle Gebiete der Werthgefühle. Die intellectuelle Freude kann im Moment gross sein, nachher sieht man ein, dass das Problem gar nicht gelöst ist, und es tritt Niedergeschlagenheit oder Aerger erst recht ein. Die ästhetische Freude kann sich gleichfalls getäuscht haben; nicht der Gegenstand war schön, sondern die zufällige Beleuchtung machte ihn schön. Mit dem Sittlichen ist es nicht anders; man kann sich darin sehr vergriffen haben und es später bereuen. Von der sinnlichen Annehmlichkeit ist das Gleiche nur zu bekannt. Ausserdem kann noch bei den Werthgefühlen die Verweilung, Vertiefung, Erneuerung die Kräfte zu sehr nach einer Seite ziehen, und so dem allgemeinen Leben und dadurch indirect auch der betreffenden Bethätigung selber Abbruch geschehen: nicht blos die sinnliche Annehmlichkeit übernimmt sich, sondern es giebt auch ein geistiges und technisches Ueberarbeiten und ein unnöthiges sich-sittlich-Aufreiben. Dazu kommt bei der Lust die intellectuelle Anregung in Bezug auf die Mittel;

wie erfinderisch sind oft Kinder, sich Naschwerk zu verschaffen, die Jugend, welche in Folge des Wachsthums eine Art natürlicher Trunkenheit ist (Aristoteles, Larochefoucault), erhöht diesen Zustand gern durch künstliche Berauschung, wer in sinnlicher Liebe von Natur stark ist, sucht oft diese Force durch künstliche Reize quantitativ und qualitativ noch zu steigern. Ebenso wird aber auch der religiöse Eifer gern zum Fanatismus, der sittliche zur Unduldsamkeit und zum Rigorismus, der intellectuelle zum Partei- und Cliquenwesen. Für das dem Leben im Allgemeinen Heilsame sind demnach sowohl Lust als Unlust Indicatoren, aber für das Gesammtleben, wenn man alle Seiten des Lebens und die Zukunft mit einschliesst, sind beide keineswegs unfehlbar; mit Rücksicht hierauf bedarf es für die Werthgefühle vielfacher Erfahrung und auf Grund derselben Regelung.

Woher kommt aber die Kraft, welche die Werthgefühle direct und indirect in Wirksamkeit setzen? Sie strömt nicht auf blossen Befehl der Seele aus nichts zu, sie muss irgendwie latent vorhanden gewesen sein, sie ist ferner keineswegs unendlich, sie erschöpft sich sogar bald. Beweis ist, dass auf alle grosse Erregung von Werthgefühlen bald Abspannung eintritt; nichts verbraucht so viel Kraft, als starke Freude (Beneke). Die grossen Komiker sind fast alle ausser der Bühne Melancholiker: auf der Bühne erregen sie Lachen nur durch ihren Anblick, ehe sie noch den Mund aufgethan oder eine besondere Action vorgenommen haben, aber eben dies so intensiv lächerlich sein und so extensiv in jeder Bewegung und in jedem Zug hat mit einer grossen Anspannung auch einen ungemeinen Verbrauch von Nervenkraft zur Folge; der Revers ist die Niedergeschlagenheit im Leben, welche als Gefühl und Stimmung zugleich die ihr verwandten Vorstellungen anregt, die dann wieder der düsteren Art als Stützpunkt dienen. Von Personen, welche in Gesellschaft sehr lustig sind, kann man annehmen, dass sie nachher und im gewöhnlichen Kreise sehr oft überaus deprimirt sein werden. Dies Gesetz, dass auf grosse Erregung von Werthgefühlen Abspannung folgt, geht aber durch alle Werthgefühle

hindurch. Die contemplativen Naturen, welche in religiösen Vorstellungen und Gefühlen oft so selig schwelgen, haben am meisten geklagt, dass Zeiten der „Dürre“ eintreten, wo sich ihnen die Beseligung ganz versagt und das Gefühl der Leere und Oede die entsprechenden Vorstellungen des göttlichen Zorns, der Verlassenheit und Verdammniss mit sich führt. Die wissenschaftlichen Naturen haben oft nach Zeiten grosser Productivität Zeiten der Unfähigkeit und Unlust; wer ein Buch fertig hat und unmittelbar darauf durchgeht, dem erscheint es meist schal und nichtssagend, er weiss gar nicht, wie er sich während der Production so daran freuen konnte. Künstler haben abwechselnd ihre sterile Zeit; sie klagen, sie könnten jetzt nichts machen trotz des besten Willens und der grössten Anstrengung, d. h. die Vorstellung und Werthschätzung und die Technik, die sie in der Erinnerung haben und festhalten im Bewusstsein, will nicht effectiv verschlagen. Der Geschäftsmann hat oft Unlust und Ueberdruss an seinem ganzen Treiben, es will ihm nicht mehr gefallen und von der Hand gehen, obwohl er kurz zuvor in seinem Berufe noch ganz lebte und webte. Von der sexuellen Liebe ist es eine alte Bemerkung, dass besonders in der Jugend unmittelbar nach der Geniessung ein Widerwille eintritt, der sich oft direct gegen die Person richtet, mit welcher der Verkehr statt hatte. Dass dies nicht nothwendig sittliche Motive bewirken, zeigt der Umstand, dass der Sache bereits in den aristotelischen Problemen als paradox Erwähnung gethan wird, die Griechen aber an ausserehlichem Geschlechtsverkehr vor der Ehe keinen sittlichen Anstoss nahmen. Auch gegen Essen und Trinken empfindet man oft Widerwillen, man möchte es gerne überhaupt los sein, während man für gewöhnlich vergnügt und munter sich damit abgiebt. Der Grund von alledem liegt in der Natur der Werthgefühle. Sie hängen sehr ab vom Vorhandensein gewisser Kräfte, welche sich zur Bethätigung regen, und ausserdem von den anderen Kräften, welche durch die Bethätigung jener geweckt und in eine bestimmte Weise der Wirksamkeit hineingezogen werden. Hierbei kann Ueberreizung stattfinden. Es giebt zwar meist eine leise Warnung von diesen

Kräften aus, man fühlt, es sei genug, aber weil leise, wird diese Warnung leicht überhört, wenn andere Gegenmomente da sind, wie direkte Aufforderung von aussen, Beispiel, Versuch, wie weit man es bringen könne, sittliche Nothwendigkeit in der Sache fortzufahren. Die ungewöhnliche grössere Erregung hat überdiess etwas Zauberhaftes, vinum addit cornua pauperi, die Liebe macht grösser, gespannter, sie scheint göttliche Seligkeit mit sich zu führen, ebenso giebt es ein grosses Gefühl in ungewöhnlichen Arbeiten, im Forschen, in der künstlerischen Bethätigung, in der religiösen Contemplation. Solche Momente erscheinen oft als das wahre, höhere, eigentliche Leben. Sobald dann die vorhandenen auslösbaren Kräfte verbraucht sind, tritt natürlich der Rückschlag ein, es will nicht mehr gehen, und so ist der Mensch der Depression und ihren Vorstellungen hingegeben. Auch das Sittliche im engeren Sinne als besondere Ansicht oder besondere Combination jener Hauptseiten menschlicher Natur ist diesem Wechsel von Stimmungen ausgesetzt: auf Zeiten des fröhlichsten, frischesten Gelingens folgen manchmal Tage der Kleinmüthigkeit und Unfähigkeit mit Irrewerden an sich selbst und dem Zweifel, ob Alles nicht leere Einbildung sei. Fast alle sittlichen Lehren, sie mögen einen Inhalt haben, welchen sie wollen, haben daher stets auf Mässigung gedrungen, es sollte eine gewisse Gleichmüthigkeit durch das ganze Leben erstrebt werden eben dadurch, dass kein Moment outrirt würde. Der Grund ist, dass auf diese Weise stets ein Ueberschuss von Kraft bleibt, und so einer zu grossen Depression vorgebeugt wird, es ist dann immer noch etwas da, was in sich mit Werthgefühl verbunden ist, und Anderes, was in den Dienst dieses sich regenden Werthgefühls gezogen werden kann. Freilich hat es auch Naturen gegeben, die einer solchen Gleichmässigkeit widerstrebten; Aristipp erklärte blos die momentane, und zwar sinnliche, Lust für ein Gut, Anderen ist der Wechsel die Seele des Lebens, sie sind mit Allem bald fertig, haben aber stets Kraft für Neues und Anderes. Gewöhnlich ist in der Jugend bei der Erziehung hier etwas versäumt worden, und es ist schon viel, wenn erreicht wird, Solchen zum Be-

wusstsein zu bringen, dass ihre Art mehr individuell ist, damit sie sich nicht selbst als Typus aufstellen, sondern eher als einer gewissen Gegenwirkung bedürftig anerkennen. Auch der Zug nach Höhenmomenten des Daseins lässt sich in vielen Menschen nicht ganz überwinden: sie schwanken zwischen grossen und kleinen Zeiten; die hohen Momente gehen ihnen als tröstende Erinnerungen in das Alltagsleben ein und wirken als Hoffnungssterne einer möglichen Zukunft.

Die Kraft selbst, welche so direkt und indirekt in den Werthgefühlen zur Auslösung kommt, hängt ab von der ursprünglichen physiologisch-psychologischen Constitution, von der leiblichen, geistigen und sittlichen Erziehung, diese im weitesten Sinne genommen, und von der sich daran anschliessenden Selbstbildung, sofern die letztere überhaupt ernstlicher statt hat.

21. Wir haben bei unsrer ganzen Betrachtung der Natur und der Gesetze des Willens herausgestellt, dass die Werthgefühle ein Moment desselben sind und sogar ein Hauptmoment. Den Schein, dass dem nicht so sei, haben wir bereits § 2 beseitigt. Da aber Niemand Geringeres als Kant gerade beim Sittlichen die Werthgefühle — er nennt sie schlechtweg Lust — verworfen hat, und die sie auch hier behauptende Ansicht als Eudämonismus gebrandmarkt hat, so ist es angezeigt, an dieser Stelle noch ausführlicher darauf einzugehen. Schon in seiner Definition des Willens hat Kant die Werthgefühle eliminirt, denn diese lautet: „Wille ist das Vermögen den Vorstellungen entsprechende Gegenstände hervorzubringen oder sich doch zur Bewirkung derselben zu bestimmen, das physische Vermögen mag nun ausreichen oder nicht;“ und die Vorstellungen, welchen entsprechende Gegenstände durch den Willen hervorgebracht werden sollen, sind charakterisirt durch die Allgemeinheit, d. i. durch die Tauglichkeit für alle vernünftigen Wesen Gesetze der Bethätigung zu werden. Wir sehen hier ganz ab von inhaltlichen Einwendungen, die man gegen das Kantische Moralgesetz machen kann, wir halten uns blos an die formale Auffassung des Willens und des sittlichen Willens. Es ist bekannt, dass Kant das Werthgefühl, das er beim sittlichen Willen

zuerst nicht mag, schliesslich doch als Triebfeder, warum der Wille das Gesetz der Allgemeinheit der sittlichen Regeln befolge, nicht entbehren kann. Diese Triebfeder sieht er in der Achtung, einem „intellectuellen Gefühl“, wie er es nennt. Thatsächlich ist diese Achtung bei ihm so viel wie das Bewusstsein, neben den sinnlichen auch geistiger Kräfte und durch sie der Richtung auf das Allgemeine fähig zu sein. Also ein Werthgefühl hat er nicht zu entbehren vermocht auch beim sittlichen Willen. Indess hat die Sache eine viel allgemeinere Seite. Es giebt Naturen, bei welchen die Vorstellungen sofort in Thätigkeit oder in Streben zur Bethätigung übergehen. Im gewöhnlichen Leben nennt man sie impulsive Naturen, und meint damit eine gewisse Raschheit, oft auch zu grosse Raschheit des Ueberspringens von der Vorstellung eines Thuns in die That. Dies Impulsive giebt es nicht blos bei der Sinnlichkeit, sondern eben so auch in Bezug auf künstlerische, wissenschaftliche, technische, kriegerische u. s. w. Art: es sind das die Menschen, welche, sobald ihnen irgend etwas der Art vorgestellt wird, gleich dabei sind. Andere Naturen haben eine gewisse Langsamkeit, von Vorstellung zur Thätigkeit überzugehen, bei ihnen bedarf es längeres Verweilen bei der Vorstellung und was zu ihr gehört, ehe Tendenz zur Handlung entsteht. Den impulsiven Naturen ist es nun zu Muthe, als ob auf die blosse Vorstellung als Vorstellung die Handlung oder die Tendenz zur Handlung einträte, und ein Gefühl dabei gar nicht mitwirke. Das hat aber nicht blos bei der Kantischen Moral statt, sondern es giebt ein solches Muss bei Kunst, Wissenschaft, Technik, Militairischem, ohne alle Beziehung überhaupt auf Moral, natürlich lediglich bei den impulsiven Naturen. Andere lässt eine Vorstellung desselben Inhaltes zunächst kälter, um warm dafür zu werden, müssen die Gefühle der Grösse, Erhabenheit, des Vortheils, der Lust, der Schönheit, der Gottwohlgefälligkeit, welche sich an den Vorstellungsinhalt anschliessen können, zuvor bei ihnen erregt werden, dann erst ist auf merkliche Tendenz zur Handlung zu hoffen. Nunmehr ist die Frage die: sind Gefühle blos bei

diesen erforderlich, damit aus Vorstellung Handlung werde, oder sind sie bei ihnen blos in bewusster Weise da, mit a. WW., müssen diese nach den impulsiven Naturen umgebildet werden, oder müssen die impulsiven Naturen nach diesen gedeutet werden? Wenn man bedenkt, dass die impulsiven Naturen der kriegerischen, technischen, künstlerischen, wissenschaftlichen, religiösen Art auf die Frage: warum thut ihr so? antworten: wir können nicht anders, „es wäre mir wehe, wenn ich nicht predigte“ (Paulus), so tritt zu Tage, dass auch bei ihnen das Gefühl ist, nur wegen der Schnelligkeit des Uebergangs von Vorstellung zu Thun nicht besonders zum Bewusstsein kommt. Also wird dies bei Kant's Moral auch so sein: es wäre ihm wehe gewesen, wenn er nicht die geistige und auf das Allgemeine gehende Kraft seiner Natur bethätigt hätte. Zu beachten ist, dass Kant auch in Bezug auf den Glückseligkeitstrieb impulsiv war; seine Glückseligkeit zu befördern ist darum nach ihm nicht Pflicht, weil jeder schon von Natur genugsam dazu gedrungen sei. Das Letztere ist aber gar nicht von allen Menschen gültig, wenn Glückseligkeit, wie sie nach Kant soll, „das Bewusstsein eines vernünftigen Wesens von der sein ganzes Dasein ununterbrochen begleitenden Annehmlichkeit des Lebens“ ist, und also Sorge für Lebenserhaltung, Gesundheit, genügenden Wohlstand einschliesst. Auch die Thatsache, dass jemand, der oft eine That denkt, ohne sie zu billigen, ja mit Missbilligung, ebendadurch dazu kommen kann sie zu thun, bringt dem Gesetz keinen Eintrag, dass nur Werthgefühle zur Handlung treiben, Unwerthgefühle sie hemmen. Wer oft an eine That denkt, die er missbilligt, bildet dieselbe nothwendig innerlich nach, bei jeder Nachbildung einer That erzeugen sich aber ebenso nothwendig gewisse Werthgefühle, schon das Können, das Gelingen als blosse Vorstellung ist ein Lustgefühl, ausserdem bietet eine That, mag sie so verbrecherisch sein, wie man will, auch Seiten, von denen sie etwas Grosses und Werthvolles hat: Klugheit, Stärke, Gleichgültigkeit gegen das eigne Leben, Auffallendheit, Ruhm, Beredetwerden können dabei gefallen. Je öfter man daher eine That denkt, sehr ausdenkt, desto mehr verbinden

und verdichten sich in Beziehung auf sie diese Werthgefühle und werden so eine Macht, welche das Unwerthgefühl bei ihr zu schwächen oder zeitweilig zurückzudrängen im Stande ist. Kommt nun durch besondere Umstände eine Stimmung auf, durch welche das formal-Werthvolle so herausgehoben, das sittlich-Schlimme so zurückgedrängt wird, so ist die Gefahr des Hervorbrechens einer eigentlich sittlich nichtgewollten That gross. Das Mittel gegen solche Versuchungen ist, den Teufel nicht an die Wand zu malen, d. h. das Schlimme als schlimm zu verurtheilen und sich nicht in seine Nebenseiten zu sehr zu vertiefen. Es kann der Hergang in jenem Fall eines sogenannten Handelns aus fixer Idee auch der sein, dass der Gedanke der That mit seiner formalen Werthschätzung so stark wird, dass er eine allgemeine Unruhe im Bewegungsapparat erzeugt, die nicht anders scheint beschwichtigt werden zu können, als durch Auslösung der Spannkraft; man fühlt sich dann zur That dämonisch getrieben. Ist es einmal soweit gekommen, so ist das einzige Mittel eine Ableitung der körperlichen Unruhe in unschädlicher Weise: man haut eventuell seine Fäuste an einer harten Wand müde und wund, um sich nicht an einem Menschen zu vergreifen. Manchmal ist es auch blos scheinbar, dass die That einer fixen Idee entspringe, die fixe Idee ist öfter selbst erst Erzeugniss auf Grund von dunklen, aber plötzlichen Spanngefühlen: hierher gehört die Berserkerwuth, der ähnliche Zustand, der unter den Malayen vorkommt; aber auch bei uns können wir Menschen begegnen, welche gestehen, dass es ihnen manchmal ist, als müssten sie durchaus einen Anderen, irgend einen Anderen niederstechen und so Blut sehen, oder als müssten sie durchaus ein Weib verführen. In solchen Fällen ist gleichfalls eine unschädliche Auslösung der Spannungsgefühle, welche die Vorstellung selbst erst erzeugen, möglich; damit fällt die peinigende Idee dann fort.

Gang der Entwicklung der Menschheit auf Grund der ermittelten Natur des Willens und der Gesetze seiner Ausbildung.

22. Alle unsere bisherigen Betrachtungen über die Natur des Willens und die Gesetze seiner Ausbildung waren uns nicht Selbstzweck, sondern Vorbereitungen zu einer Moral, welche die Gesetze effectiven Willens bereits in sich habe und so dagegen gesichert sei, blos frommer Wunsch und schöne Phantasie zu sein. Um zu einer solchen Moral zu gelangen, wird es aber noch nöthig sein vorher zu erwägen, wie auf Grund der ermittelten Natur des Willens und seiner Gesetze der Gang der Menschheit überhaupt und im Moralischen insbesondere wird zu erwarten sein. Der Wille — das steht uns fest — ruft ursprünglich nichts hervor, sondern der Mensch wird sich blos der spontan entstehenden Vorstellungen und Bewegungen und der damit verbundenen Werthgefühle bewusst, so wie des geistigen Gesammtzustandes, den er dabei hatte. Von den Werthgefühlen wird dasjenige, welches am leichtesten und öftersten kam und am stärksten war, am ehesten reproducirt, und dadurch, dass der Mensch dann den geistigen Zustand mitreproducirt, den er dabei hatte, treten die Vorstellungen und Bewegungen wieder auf, der Wille wird effectiv. Da dem so ist, so ist begreiflich, dass Jeder das wählt, d. h. das ihm zu seinem vorherrschenden Willen wird, was sich ihm am meisten und leichtesten von selbst darbietet von Vorstellungen, Gefühlen und Bewegungen. Nun sind in der Mehrzahl der Menschen die mechanischen unmittelbar im Körper angelegten Bewegungen

das, was am meisten und am leichtesten kommt, also ziehen die meisten Menschen eine dem entsprechende Lebensart, d. i. ein praktisches Leben, vor. Von dem Vorstellen ist das am meisten und unmittelbarsten sich Regende das der Associationen auf Grund der Wahrnehmungen, an die sich irgend eine Lust knüpft, darum sind die Phantasien — denn das sind die so geleiteten Associationen — die beliebteste und verbreitetste geistige Art. Zu dieser natürlichen nächstliegenden Art des Menschen, zur körperlichen Bewegung und Phantasie als Constituenten seines Lebens, kommt als modificirend hinzu, was das Land, die natürliche Umgebung bot: was sich da zunächst als Lebensweise und Bethätigung für Bewegung und Phantasie darbot, wurde gewollt und daran festgehalten, denn es war und blieb das leichteste, und kam man mit alledem erträglich aus, so entstand gar nicht der Gedanke, dass es anders sein oder werden könne. Das, was man so hatte, konnte nun auch durch die erweckende Macht der Noth oder durch glückliche Association ausgebildet werden, oft wunderbar fein und wunderbar zweckmässig, aber stets geschah das von dem einmal vorhandenen einseitigen Punkte aus, und Anderes, was daneben lag, aber sich nicht einem unmittelbaren Gelingen darbot, das blieb unergriffen für immer. So haben die Wilden in Amerika sich dem aufdrängenden überwiegenden Jägerleben hingegeben mit all seinen Consequenzen materieller und geistiger Art, so in Südamerika die Völkerschaften in den tropischen Urwäldern. So ist Schifffahrt urspünglich nur entstanden als Küstenschifffahrt, und wo von Insel zu Insel ein leichtes Gelingen zu finden war. Dass der Krieg so lange eine Hauptbeschäftigung der Menschheit war, und wegen des reichlichen Bewegungsgenusses und des grossen Phantasiegenusses, den er mit sich führte, lange Zeit für eine der edelsten galt (pigrum et iners videtur sudore acqüirere, quod possis sanguine parare, Tacitus von den Germanen) erklärt sich leicht. Der Krieg knüpft an nächste sich darbietende Regungen an. Wird man angegriffen oder beleidigt, so ist im kräftigen Menschen die nächste Regung die der Abwehr mit der Hand, d. h. der Kampf; möchte man etwas

haben, so ist die nächste Bewegung das Ausstrecken der Hand danach, d. h. die Bewegung des Wegnehmens. An beide unmittelbar sich darbietende Bewegungen knüpfte das kriegerische und räuberische Treiben vergangener Zeiten sich an. Ein bellum omnium contra omnes war das freilich nie; denn schon irgend welche Familienzusammengehörigkeit und was sich daran anschloss, und das Bedürfniss der Verstärkung und Ergänzung (§ 10) schaffte Gegenkräfte, aber wo diese Gegenmotive von einer kleinen Menschengruppe zur anderen fehlten, da kam es zum Auswirken jener ersten Regungen, d. h. zu Kampf und Raub. In unseren Kindern sehen wir noch heute die Kampflust von der Bewegung her, und wegzunehmen, was ihnen gefällt, erscheint ihnen selbstverständlich, bis es ihnen durch Gegenwirkungen abgewöhnt ist. Muthige Völker auch von hoher Civilisation sind noch heute leicht zum Krieg zu begeistern: Bewegungslust, d. h. die zum Kampf erforderlichen Muskelspannungen sind bei ihnen da, und die Phantasie wird ebendarum durch entsprechende Bilder besonders lebhaft erregt, also können sie durch Kriegsvorstellungen schnell entflammt werden. Da die unmittelbaren Bewegungen, in jedem Augenblick von ihnen erzeugbar, in so fern schon ein gelingender Anfang sind, so steigt dadurch in der Phantasie die Ueberzeugung des Gelingens überhaupt. Es müssen nur die äusseren Mittel vorhanden sein — Geld und gute Waffen — oder, wie in früheren Zeiten, eine Schaar muthiger Männer sich zusammengethan haben, so gilt der weitere Erfolg als sicher; ist nun aber gar eine kleine Abtheilung der Feinde geschlagen, oder sonst ein Vortheil errungen, so zweifelt Niemand mehr an völligem Sieg. Was ein Appell an die in einem Volke von Natur oder durch seine Lebensweise vorhandenen Kräfte vermag, zeigt nichts besser, als das Leben Muhammeds; so lange er in Mekka blos disputirte, brachte er es zu wenig, als er aber nach Medina geflüchtet war und dort grosse auch irdische Verheissungen machte und dabei die Kampf- und Beutelust der Araber, also ihre vorhandenen Kräfte in den Dienst seiner Lehre nahm — da wurde er Stifter einer Weltreligion.

23. Wenn aber die Umgebung nicht die Bedürfnisse so weit befriedigte, dass ein leidlicher Zustand eintrat, wie kam der Mensch auf Abhülfe? Wir dürfen uns nur auf den Hergang besinnen, den wir an uns selbst noch beobachten. Wenn in einem Kinde ein Bedürfniss entsteht oder ein Verlangen, so ist dies nicht einmal als Gefühl immer deutlich und bestimmt, es macht sich oft blos als ein allgemeines Unbehagen geltend, auch die Bewegungen, die es hervorruft, drücken meist mehr die allgemeine Unruhe aus, als dass sie in sich sofort zweckmässig für Abhülfe oder Erreichung von etwas wären; ebenso ist es mit den Vorstellungen. Etwas Aehnliches bleibt durch das ganze Leben. Zuerst entsteht aus Bedürfniss oder Verlangen Unruhe. Diese treibt Bewegungen und Vorstellungen hervor, welche an sich oft noch wenig zweckentsprechend sind; viele Menschen wissen dann gar nicht, was sie eigentlich wollen, oder ihr Handeln ist ganz verkehrt. Wie daher die ersten Bewegungen des Kindes gewöhnlich noch nicht das erreichen, zu dessen Erreichung sie instinktiv unternommen werden, sondern erst nach mehreren vergeblichen oder halbnützlichen Versuchen die Erlangung eintritt, so bleibt davon auch viel im späteren Leben, wo nicht Hülfe von aussen eintritt. Die Folge dieses Grundzugs ist, dass auch da, wo es sich um Befriedigung dringender Bedürfnisse handelt, der Mensch mehr zunächst dem Zufall, d. h. dem, was sich im Zusammentreffen seiner tastenden Versuche und der äusseren Dinge darbietet, hingegeben ist, als einem methodischen Verfahren. So konnte es kommen, dass oft ein grosser und überaus geistvoller Griff geschah, während daneben wieder das dürftigste Behelfen statt hatte. Am Günstigsten waren für Entwicklung, d. h. für Uebung des nicht unmittelbaren Gelingens, das aber der Anlage nach statt haben konnte, die Klimate, welche Humboldt für die Cultur verlangte. Eine höhere Bildung konnte ursprünglich nur da gedeihen, wo erstens Schwierigkeiten, aber nicht allzugrosse zu überwinden waren, d. h. wo der Mensch vielerlei versuchen musste, um durchzukommen und zu bestehen und leidlich zu bestehen, wo also ein Gelingen mannigfacher Art

sich darbot und ohne allzuschwere, abschreckende Versuche erreicht werden konnte; zweitens wo der Mensch durch das Klima nach manchen Seiten auf ein längeres Warten angewiesen war, bis der Erfolg seiner Bemühungen eintrat, wo er sich somit an längere Reihen des Vorstellens gewöhnen musste und zwar mit Bezug auf Ursache und Wirkung, Zweck und Mittel, mit mannigfachen Zwischengliedern; drittens wo er durch Beides, mannichfach sich darbietende Versuche und mannichfaches gutes Gelingen einerseits und durch die intellectuelle und praktische Ausbildung in Folge dessen andererseits sich an umfassende und weitausgreifende Gesichtspunkte gewöhnte. Für Entstehung von Cultur, d. h. höhere Ausbildung der Kräfte des Menschen im Allgemeinen, waren also Klimate erforderlich, wo der Mensch sich anstrengen musste, aber durch die Anstrengung auch etwas mehr erreichte, als den blossen nächsten Lebensunterhalt. In solchen Gegenden entstand dann in Folge der Cultur auch eine dichtere Bevölkerung, wodurch der Anregungen innerhalb dieser bestimmten Gruppe untereinander viele wurden, was für höhere Ausbildung selbst wieder erfordert wird. Unter den Tropen konnte daher höhere Cultur nicht entstehen; dort erreichte der Mensch mit wenig Anstrengung zu viel und zu rasch, die Ausdehnung der Reihen von Ursache und Wirkung, Zweck und Mittel war nicht gross genug, und bei der Macht und Pracht der Natur blieb das Vorstellen dem entsprechend in gefühlsmässigen Associationen hangen. Unter den Polen konnte Cultur im höheren Sinne ursprünglich nicht gedeihen; denn dort erreichte der Mensch durch seine Anstrengungen zu wenig, und diese Anstrengungen verbrauchten doch alle seine Kraft, die Uebungen waren ausserdem zu wenig vielseitig, und wiederum bieb bei der starren Macht der Natur das Vorstellen in Associationen stecken. Sehr günstig waren die Länder für Cultur, welche in leichtem Zusammenhang unter sich von verschiedener klimatischer Art und Boden waren, somit von mannichfachen Erzeugnissen. Diese Mannichfaltigkeit liess nicht eine Art zur ausschliesslichen werden, sondern gab zu einer grossen Mannichfaltigkeit auch der Uebungen und empirischen Kenntnisse Anlass,

durch welche Geschicklichkeit und in Folge dessen Erfindungskraft sich regen konnte. Das war z. B. die Lage von China, daher „die Geschichte kein Volk kennt, welches sich durch eigne Kraft höher erhoben hätte, als die Chinesen" (Peschel, Abhandlungen zur Erd- und Völkerkunde, Leipzig 1877, S. 391). Dem Fortschritt China's in der Cultur stand entgegen, dass das Reich politisch und social früh einen Zustand erlangte, bei dem es leidlich existirte, so dass das Gelingen und seine Versuche in den Grundzügen als abgeschlossen und nur der Erhaltung bedürftig angesehen wurden.

24. Dass aber sogar unter günstigen Bedingungen dem Menschen das Gelingen meist selbst überraschend war, also mehr dem glücklichen Zufall als methodischem Verfahren seine Entstehung verdankte, sieht man daraus, dass in den Sagen und Mythologien der Völker alle Erfindungen auf unmittelbare Geschenke der Götter zurückgeführt werden. Es ist da bei den Völkern gegangen, wie es im individuellen Menschen geht: wo ihm etwas unmittelbar und von selbst gelingt, so weit setzt er grosses Vertrauen in sich, was ihm aber nicht so leicht von Statten geht, das hält er auch für sehr schwer, und das Misstrauen in die eigenen Kräfte ist darum weit verbreitet (§ 14). Dazu kam noch beim objectiven Gelingen hinzu die Vorstellung, die sich der Mensch ursprünglich von der Natur machte. Nach der Geschichte ist diese Vorstellung gewesen, und nach der physiologisch-psychologischen Constitution des Menschen konnte es keine andere sein, als die mythologische, d. i. die Auffassung der Natur, ihrer Veränderungen, Wirkungen u. s. w. nach Analogie der Auffassung, die der Mensch von sich selbst hatte. Der Mensch hatte bei seinen körperlichen Veränderungen innere Zustände, und von diesen inneren Zuständen als Antecedentien gingen seine Bewegungen auch oft aus. Das war ihm das unmittelbar Bekannte, also das, was er bei der Auffassung der äusseren Erscheinungen als selbstverständlich zu Grunde legte, wie sich jetzt die Psychologie ausdrückt, die Kategorie, mit welcher er die Veränderungen der äusseren Dinge appercipirte. Speciell entwickelte sich Vieles in der Weltauffassung direkt aus dem

Gelingen und Misslingen und der psychologischen Unruhe, die beim Versuchen entsteht. Bei seiner ursprünglichen Unwissenheit gegenüber der Natur hat der Mensch, was sich ihm draussen günstig darbot, freudig ergriffen und sich mit seinem Thun den unmittelbar günstigen Naturbedingungen accommodirt. Wo aber ein Erfolg nicht sicher war, da kam die Angst über ihn, die psychologische Unruhe, welche das Gelingen ihm zweifelhaft und darum selbst den Versuch bedenklich machte. Der Mensch will das Zutrauen haben, dass das, was er versucht, von Erfolg sein werde, andernfalls wirkt der Zweifel lähmend selbst auf die blos inneren physiologisch-psychologischen Kräfte (§ 14). Diese psychologische Unruhe ist bei Völkern und Menschen, wo die sich unmittelbar darbietenden Vorstellungen, also überwiegend die Associationen herrschen, der eigentliche Sitz des Aberglaubens im Unterschied noch von der blos mythologischen Naturauffassung. Wo sich z. B. bei dieser Unruhe im Menschen etwas darbot, was an sich freudig auf ihn wirkte, etwa dass ihm ein nützliches oder auch unmittelbar angenehmes Thier begegnete, da trat eine nothwendige Verschmelzung dieser freudigen Stimmung mit dem psychologischen Gesammtzustand ein und machte diesen so zu einem gehobenen. In dieser Erhebung des Gefühls fand der Mensch eine Ermuthigung und schrieb natürlich diese Ermuthigung nicht dem Walten psychologischer Gesetze zu, die er nicht kannte, die von den gebildetsten Völkern theoretisch sehr spät verwerthet sind, sondern eben einer geheimnissvollen Einwirkung des betreffenden Gegenstandes. Hat ihn dies Gefühl nicht getäuscht, ist also der erwartete Erfolg eingetreten, so weiss er von jetzt ab, wo er sich in ähnlicher psychologischer Lage hinzuwenden hat, der Fetisch ist fertig, mag er sein, was er will, und mag er selbsterfunden sein oder von Anderen überkommen. Diese Beziehung zwischen Fetisch und gehobener Stimmung lässt sich von uns oft noch nachempfinden. Ein heller Himmel hat auch für uns etwas Erhebendes, manche Menschen sind bei trübem Wetter viel weniger aufgelegt als bei schönem, sie sehen daher, wenn sie etwas unternehmen, und es ist schönes Wetter, ein

günstiges Zeichen darin. Da die Helle von Osten kommt, so war Osten die glückliche Seite, und was von da kam, Vögel u. s. w. gleichfalls glücklich. Bäume und Haine mit ihrer erquickenden und belebenden Wirkung, Quellen u. Ae. wurden vielfach so Anknüpfungspunkte der Hoffnung. Nicht immer hatte der Fetisch von sich aus etwas unmittelbar Erhebendes, es konnte ihm dies auch durch Association gekommen sein. Es war etwa durch blos physiologisch-psychologische Ursachen der Muth gewachsen — unsere Stimmung hebt sich ja manchmal ohne nachweisbaren Grund aus Niedergeschlagenheit zur Getrostheit —, war nun gleichzeitig mit diesem gekommenen Muthe ein Gegenstand besonders bemerkt worden, so galt er als Anknüpfungspunkt der Erhebung, gerade wie umgekehrt in einem Theil Neuseelands kein Eingeborner unter einem Felsen pfiff, weil einmal Menschen, die das gethan, von herabfallenden Felsstücken waren erschlagen worden. Sah man dann jenen Gegenstand wieder, so kam auch die Erinnerung an die damalige Erhebung mit ihrem nachherigen Gelingen, und diese freudige Stimmung übertrug sich auf das neue Vorhaben. Unwillkürlich sorgte man auch dafür, den Fetisch so auszustatten, dass von seiner Ausstattung freudige Gefühle erweckt wurden; daher das Schmücken desselben mit dem Kostbarsten, was man hatte, mit Gold, Edelsteinen, glänzenden Farben u. s. f. In ähnlicher Weise entstanden die Orakelstätten, es waren natürliche oder geschichtliche Anknüpfungspunkte der Erhebung für sie da (Höhle in Delphi, Eichen in Dodona). Sie dienten dem Zweck, den Menschen der Unentschiedenheit oder dem Bangen in Bezug auf ein Vorhaben zu entreissen. Selbst so hoch gebildete Völker wie die Griechen und Römer lebten ganz und gar in solchen Vorbedeutungen, Orakeln u. s. f. Sehr begreiflich; die Unbeständigkeit des Glückes ist das dritte Wort der Alten, wo sie reflectiren; der Natur gegenüber standen sie fast ganz noch auf dem mythologischen Standpunkt, auch die politischen Verhältnisse waren bei ihnen sehr wandelbar. In Bezug auf diese Stimmung und das Verfahren in ihr walteten trotz gleichem Grundzug auch grosse Verschiedenheiten. Der Grieche fragte

das Orakel, ob er etwas Bestimmtes thun oder nicht thun sollte, auch ob etwas sei oder nicht sei (Beispiel die neu entdeckten Bleitafeln in Dodona mit ihren Fragen); der Römer traf seinen Entschluss selbst, aber er sah dann zu, ob die Götter nicht ein ungünstiges Zeichen in Beziehung auf diesen Entschluss sendeten. Die Griechen waren von beweglicher Phantasie, es fiel ihnen daher schwer, einen bestimmten Entschluss zu fassen (§ 16); die Römer waren von Haus aus praktische und in bestimmter Richtung sich bewegende Naturen, sie wollten nur über das objective Gelingen eine gewisse vorläufige Beruhigung. Gewirkt haben die Orakel, sofern sie eben Entschiedenheit und Zuversicht gaben, welche beide im Durchschnitt eine Bedingung des Gelingens sind, somit die Orakel zu bewahrheiten vermochten. Die Orakel sind so die Ursache, dass es keine Hamlets im Alterthum gab, Naturen, die hierzu neigten, wussten, wohin sich wenden. Jene Züge menschlicher Natur, welche zu Fetisch und Orakel führten, sind bei uns auch noch da und waren es vor nicht allzulanger Zeit noch mehr; nur wo Festigkeit in Betreff des menschlichen Wesens und Klarheit über den Naturlauf erreicht ist, sind sie zurückgetreten. Aber in der Medicin z. B., wo noch so Vieles namentlich bei den Heilmitteln auf blossem Tasten beruht, ist der Aberglaube unter Gebildeten und Ungebildeten üppig da, nur dass er bei jenen mehr subsidiär, wenn Arzt und Arznei versagen, eintritt. Früher, als man bei der Religion unmittelbar alle Hauptanweisungen suchte, suchte man auch die Detailentscheidungen durch Bibelaufschlagen u. Ae. Ja Manchem ist in kleinen Dingen noch heutzutage das Knöpfeabzählen immer noch lieber, als sich auf Entscheidungsgründe für oder gegen zu besinnen. Im Göttingschen tritt keine Magd Montag, Mittwoch oder Freitag in Dienst, das bringt Unglück, die andern Tage sind mindestens kein Hinderniss für Glück. Der Anknüpfungspunkt ist hier offenbar ein entlehnter, aber die psychologische Verfassung ist die gleiche: ein neuer Dienst spannt die Erwartung, und so macht man sich Muth durch Antreten mindestens an keinem Unglückstage. Dass Leute am Freitag nicht reisen, ihr neues Haus nicht

beziehen, habe ich an solchen erlebt, bei denen ich darüber betreten war. Es ist im Allgemeinen nicht wahr, dass der Mensch von Haus aus hochmüthig und von zu grossem Selbstvertrauen ist, gegenüber der Natur war er das gar nicht, und wo so etwas bemerkt wurde, da fiel es so auf und erfüllte mit solchem Entsetzen, dass die Thäter sogleich zu warnenden Exempeln gestempelt wurden in den Sagen der Völker. Auch von den nordamerikanischen Wilden ist es bekannt, dass sie trotz ihrer vielfachen Ruhe und Gelassenheit gegenüber der Natur und in Erwartung eines Erfolges voll wirrer Angst und Unruhe gewesen sind.

25. Wir haben bis jetzt im Allgemeinen davon gesprochen, wie sich auf Grund der Natur des Willens und der Gesetze seiner Effectivität die Entwicklung der Menschheit gestalten musste. Es macht dabei nichts aus, ob jemand die sog. Naturvölker für Reste ursprünglicher Menschheit hält oder für herabgesunkene Ueberbleibsel einstiger höherer Cultur. Diese höhere Cultur konnte nur entstanden sein auf Grund günstiger Bedingungen, wie sie oben sind angesetzt worden. Dass sie verloren gegangen sei, würde blos beweisen, dass, wie günstige Bedingungen den Menschen aufwärts, so ungüngstige ihn abwärts führen. Dass übrigens jene vorausgesetzte höhere Cultur der dann verwilderten Stämme keine war wie unsere, keine auf Wissenschaft immanenter Gesetze der Natur und theilweise mindestens der Menschheit beruhende, ist ausser Frage; denn von Resten, die darauf deuteten, findet sich auch nicht eine Spur (Tylor). Eine Menschenwelt von ganz anderer physiologisch-psychologischer Constitution aber an die Spitze der Menschheit zu stellen, ist nichts als eine Hypothese von der falschen Willenstheorie aus (§ 3) und fällt also mit dieser selbst hinweg.

Wir wenden uns nunmehr der Frage zu, was auf Grund der richtigen Willenstheorie sich speciell für den Gang der moralischen Entwicklung der Menschheit erwarten lässt. Die Vorfrage ist: haben wir überhaupt zu erwarten, dass bei allen Menschen und Völkern sich Moral in unserem Sinne findet, d. h. in dem Sinne, den wir von den Griechen her mit dem Worte

verbinden, und der mit der Bedeutung des Wortes in anderen Culturen (der indischen, chinesischen, mittelalterlich-arabischen) durchaus stimmt? Moral in unserem Sinne setzt sehr mannichfache Reflexionen über Werth und Unwerth von Handlungen, Handlungsweisen und den ihnen entsprechenden Gesinnungen voraus, sie setzt ferner voraus, dass ein Grundgedanke als derjenige hingestellt sei, welcher das Leben leiten soll, und eine Beziehung dieses Grundgedankens etwa auf Gott oder auf die Welteinrichtung, mit a. WW., Moral setzt einen umfassenden Ueberblick über mannichfache Lebensverhältnisse voraus und eine Durchdringung derselben mit vielseitiger Reflexion. Solcher Ueberblick und solche Reflexion hat sich stets nur entwickelt bei Völkern, wo praktische und theoretische Reflexion überhaupt sich entwickelt hat, also eigentliche Moral als ein System von Zwecken, Aufgaben, Gesinnungen werden wir blos bei Völkern mit entwickeltem geistigen Leben zu erwarten haben. Die Anthropologen sind daher auch jetzt geneigt den Naturvölkern Moral in diesem Sinne abzusprechen. Daraus folgt noch nicht, dass nicht Ansätze und Elemente zur Moral sich bei ihnen finden, aber sie treten tumultuarisch auf, abgerissen: hier ist Grossmuth und im nächsten Augenblicke Tücke und Hinterlist. Dies hat nichts Ueberraschendes, sondern ist das nächste Resultat der physiologisch-psychologischen Constitution. Wie die Gedanken zuerst abgerissen, getrennt, für den Kundigen voller Widersprüche im Geiste stehen, so auch die Handlungsweisen und Werthschätzungen. Bei uns giebt es noch Beispiele genug zu Beidem. Die platonische Schilderung des Menschen, welcher der Demokratie entspreche, ist noch heute anwendbar; Averroës in seiner Paraphrase der Republik hat diese Schilderung lebhaft applaudirt, also muss er bei den Arabern und zwar den Arabern in Spanien, welche damals höher an Cultur standen als das christliche Abendland, viel Anklänge an solche Art gefunden haben. Sittlichkeit noch blos im formalen Sinne als Beziehung alles Thuns und seiner Folgen auf etwas, das man als Werth oder Aufgabe des menschlichen Lebens vor Augen hat, bildet sich sehr langsam in der Menschheit aus, bildet sich auch bei

uns nur durch sorgfältige Erziehung, Selbsterziehung mit eingeschlossen, auf langem Wege annähernd aus. Aber Anklänge an alles das, was bei den Culturvölkern in Moral ist als hoch und heilig gepriesen worden, haben sich bei den Naturvölkern oft und manchmal in ergreifenden Zügen gefunden. Was jene alte Negerfrau dem Missionär sagte, als er ihr Gott und seine Vaterliebe zu den Menschen schilderte, so habe sie das nie gehört, aber im Stillen glaube sie das immer so gedacht zu haben, drückte gewiss ein wahres Gefühl aus. Das Denktalent solcher Völker ist am glänzendsten hervorgetreten als Disputation mit den Fremden, als Kritik der abweichenden Art und Vertheidigung der eignen, vielleicht unter Zugabe der Schwächen dieser Art. Von nordamerikanischen Indianern sind solche Züge in Menge bekannt. Von einem Regenmacher in Afrika erzählt Livingstone, dass er, auf das Christenthum und sein Gebet hingewiesen, erwiderte: der grosse Gott, Eurer und unserer, hat Euch sehr bevorzugt und Euch viel gegeben, was er uns versagt hat; was aber die Erlangung von Regen betrifft, so hat er Euch blos gelehrt Gebete zu sprechen, uns aber zugleich gelehrt gewisse Mittel anzuwenden, die noch mit Gebeten begleitet sind: warum sollen wir nicht thun, wie er uns gelehrt? Als Livingstone einwandte: aber Eure Mittel helfen nicht, fuhr jener fort: nicht immer, aber helfen Eure Gebete immer? Der grosse Mann, damals noch Missionär, bekennt, dass er auf diese Entgegnung keine Antwort gewusst habe. Dass Denken da war, aus dem viel hätte werden können, das aber aus Mangel an Anregung und Unterstützung durch Andere fruchtlos hinwelkte, sieht man aus anderen Erzählungen: so soll der Inca den Spaniern vertraut haben, dass er vor ihrer Ankunft angefangen an der Gottheit der Sonne zu zweifeln; denn warum bedürfe sie Nachts auszuruhen, wenn sie ein Gott sei? Ein Afrikaner war sehr erfreut von einem Missionär zu lernen, dass die Menschen nicht aus Binsen gewachsen seien, wie die Stammessage erzählte; er hatte seine Zweifel darüber schon früher den Stammesgenossen vorgetragen, diese aber hatten ihn darob verhöhnt. Die Freundlichkeit, welche die wilden Völker

vielfach den Europäern entgegengebracht haben, ist bekannt. Dass sie alle bereits Werkzeuge hatten, also die eigenthümliche Grundlage der technischen Cultur, ist gleichfalls bekannt. Ganz tumultuarisch war ihr Wesen aber auch nicht mehr. Die äusseren Verhältnisse schon hatten bei jeder Gruppe eine gewisse Art besonders hervorgetrieben, diese war das Gepräge, nur kamen Abweichungen unter besonderen Verhältnissen häufiger vor, und die Uebergänge waren schroffer. Bei den moralischen Ansichten und Bethätigungen, welche mehr oder weniger gleichförmig in einer Gruppe herrschten, ist charakteristisch, worauf Bain hingewiesen als etwas, was sich zugleich nicht blos bei den wilden, sondern ebenso bei den civilisirten Völkern finde. Ein Theil der moralischen Vorschriften ist nämlich offenbar zweckmässig für Erhaltung der Gesellschaft, des Individuums, für Ausbildung der oder jener Seite des menschlichen Lebens u. s. f.; auch uns trotz unserer vielleicht sehr anderen Art leuchtet die Zweckmässigkeit ein. Ein anderer Theil ist aber idiosynkratisch, d. h. wir vermögen nicht einzusehen, warum diesem Thun oder Denken ein Werth, jenem ein Unwerth zugeschrieben wird und zwar oft in überaus accentuirter Weise. Das eine Volk hat Beschneidung, das andere verabscheut sie, ein Volk isst die und die Speise, das andere hält sie für verboten, ein Volk wendet sich beim Gebet noch Osten, ein anderes nach Westen, Norden u. s. f., das eine trägt bei Trauer dunkle Gewänder, das andere helle. Und es wird das alles nicht als Aeusserlichkeit betrachtet, die ganze Seele des Volkes hängt gewöhnlich an der und der Art. Man muss annehmen, dass auch in solchen Zügen ein physiologisch-psychologisches Moment obwaltete. Auch bei uns ist dem einen Menschen natürlich in der Trauer zu weinen, dem andern verschliesst gerade der tiefe Schmerz die Zähre, in Aerger und Erregung isst der Eine viel in sich hinein, der Andere bringt keinen Bissen über die Lippen; der Eine ist fromm gestimmt in der Freude, der Andere eher im Leid, dem Einen scheint bei sich die und die Körperstellung die imposanteste, dem Anderen jene u. s. f. Bei grosser Aehnlichkeit der inneren Zustände kann somit die Aeusserung derselben im vegetativen sowohl als im Muskelsystem

eine überaus verschiedene sein. Wir sind an solche Verschiedenheiten gewöhnt bei grosser Bildung, aber diese ist nicht so häufig auch bei uns. Z. B. in einem Orte ist es Sitte, über den Tod eines der Eltern ein Jahr zu trauern und während dieser Zeit unter Anderem grossen Gesellschaften fern zu bleiben. An einem anderen Orte wird blos ein Vierteljahr diese Enthaltung von der Sitte gefordert. Wie gewöhnlich ist es da, dass die strengere Praxis die mildere tadelt als lax, und die mildere gar nicht begreift, warum der und der, welcher in der strengeren Weise aufgewachsen ist, nicht davon lassen will, diesem aber kommt es vor, als ob er durch Verstoss gegen dieselbe alle Pietät verletze, weil er gewohnt ist von Jugend auf Pietät in dieser Form zu sehen. — Wo nun in einer Gruppe eine bestimmte Art Allen die physiologisch-psychologisch nächste war, oder wo eine Art einmal mehr unter besonderen Umständen aufgekommen war und dann bei der nächsten Gelegenheit wieder in Erinnerung kam und so geübte Tradition wurde, da ist es begreiflich, dass sie auf das Festeste mit der ganzen Fühl-, Denk- und Handlungsweise dieser Gruppe verschmolz, und ihr eine andere Art in dieser Beziehung unverständlich und abstossend erscheinen konnte. — Gar nicht zu verwundern ist, dass die moralische Gesammtart eines Volkes beim ersten Zusammentreffen mit einem anderen oft wenig hervortrat; denn diese Art war gebildet unter besonderen Verhältnissen und in Beziehung zu ganz bestimmten Menschen (§ 11); wo also andere Verhältnisse und andere Beziehungen aufstiessen, da fehlte für die moralische Gesammtart die gewohnte Anregung, es war ein Vacuum da, und wie dies ausgefüllt wurde, hing von sehr zufälligen Umständen ab. Es konnte z. B. sehr wohl vorkommen, dass ein Volk unter sich durchaus ehrlich war, aber Fremden gegenüber sich kein Gewissen daraus machte, sie zu bestehlen oder zu übervortheilen. Bei uns pflegt der kleine Mann oft genug der Versuchung mindestens des Uebervortheilens zu unterliegen, wenn ein ganz Fremder, ein Franzose oder Engländer, bei ihm kauft. Versuchung nenne ich das bei uns, weil der kleine Mann aus dem herrschenden moralischen

Unterricht es anders gelernt hat, weil er von seiner gewohnten Praxis aus analog zu argumentiren ausserdem viel geübter ist; bei wilden Völkern ist das meist keine Versuchung, sondern es geschah und geschieht völlig naiv. Ganz falsch ist die Meinung, die wilden Völker müssten eine bestimmte Stufe moralischen Handelns zeigen, etwa die des Eigennutzes oder der blossen Sinnlichkeit. Im Gegentheil hat sich bei ihnen oft die grösste Aufopferung gefunden, natürlich mehr in einzelnen Fällen, manchmal auch weit verbreitet. Auch die blosse Sinnlichkeit beherrscht sie gar nicht, diese Völker sind zum Theil sogar gewohnt sehr gross im Entbehren, Ertragen zu sein; Ehre als blos geistiger Genuss des Ausharrens unter Schmerzen und Foltern gegenüber den Feinden ist sehr ausgebildet unter ihnen gewesen. Lebensklugheit als Berechnung der Folgen einer Handlung auf Grund früherer Erfahrung ist zwar bei ihnen da, wie sie überhaupt beim Menschen mit eine Grundlage seines Menschseins ist, aber viel mehr als solche Lebensklugheit hat diese Menschen die Phantasie beherrscht und das, was wir eingebildete Güter nennen, so nennen, weil nicht für die sinnliche Empfindung etwas Werthvolles in ihnen lag, sondern blos für die Phantasie, oft auch da idiosynkratisch. Die Freiheit des Indianerthums, diesen Genuss des Herumstreifens in Urwäldern, bald ohne Nahrung, selten einmal mit Ueberfluss, allein oder mit Wenigen, hat man in Europa meist nicht nachempfinden können. Freilich, dass er gross war, konnte man an den Franzosen in Canada sehen, deren männliche Jugend anfangs überwiegend in die Wälder lief, um wie die Indianer, selbst so gekleidet oder ungekleidet wie diese, zu leben.

26. Wie gestaltete sich aber bei den Völkern mit mehr entwickeltem geistigen Leben das heraus, was als Aufgabe des Lebens, als höchster Zweck und höchstes Gut (τέλος, summum bonum), als das, was sein soll, gefasst wurde, wie bekamen sie mit a. WW. den Inhalt ihrer Moral? Die Nothdurft des Lebens und deren Befriedigung haben sie meist nicht zu dieser sittlichen Aufgabe selbst gerechnet, sondern als eine blosse Vorbedingung derselben angesehen. Vielmehr, was nach

Befriedigung der Nothdurft des Lebens sich dann von Gedanken oder Bethätigungen in ihnen von selbst regte, das war ihnen das Ideal. Bei den Griechen war das das Schöne, das *καλόν*; daher sie den Gegensatz von *τἀναγκαῖα* und *καλὸν* oft betonen. Wenn der Mensch bei ihnen die gröbsten Bedürfnisse befriedigt hatte, dann war die ihm entstehende unwillkürliche Bethätigung in Denken und Treiben auf das Schöne gerichtet. Darum sind sie ein Volk der Kunst geworden, Kunst im weitesten Sinne genommen, so dass Plastik, Architektur, Malerei, musische und gymnastische Künste miteinbegriffen sind. Dies ist ihr Grundzug, der sich daher durch alle Zeiten des Alterthums erhielt, er ist gewiss der älteste gewesen, und er überdauerte ihre politische Grösse. Unter den Begriff des *καλὸν* haben die Griechen dann alles Andere subsumirt, was sich über die *ἀναγκαῖα* erhebend gross, bedeutend, überhaupt werthvoll erschien. Also vor Allem die *ἀρετὴ* im engeren Sinne, die Tapferkeit, welche Unrecht abwehrt und Selbständigkeit behauptet, dann das *ἄρχειν ἄλλων*, die politische Grösse, endlich das *φιλοσοφεῖν* im weiteren und im engeren Sinne (Wissen überhaupt und Philosophie), so dass schliesslich die Definition des Aristoteles in der Rhetorik passt: *καλὸν ὃ ἀγαθὸν ὂν ἐπαινετόν ἐστι*, das Schöne ist ein Gut, und, weil es über das Nothwendige sich erhebt, so wird es als etwas Besonderes gelobt. Bei den Römern war der dem *καλὸν* entsprechende Begriff das honestum, bei ihnen war, wenn die Nothdurft befriedigt war, die sich dann unwillkürlich regende Bethätigung das Streben nach honor, d. h. nach solcher Stellung in der Bürgerschaft, welche Macht gewährte, eine Macht zwar im Dienst und für das Wohl der Gemeinde, aber den Inhaber derselben gross vor sich und den Anderen hinstellend. Der gemeine Römer hatte Theil an diesem honor, erstens sofern er mit von ihm abhing (Wahlrecht), zweitens sofern die Gemeinde über Andere zur Herrschaft gelangte. Von den Celten schrieb der alte Cato in den Origines: duas res pleraque Gallia industriosissime persequitur, rem militarem et argute loqui, von den modernen Franzosen gilt noch das Nämliche, gloire und esprit ist's, was sie erstreben, so bald die

äusserste Nothdurft befriedigt ist. Bei vielen Menschen wenden sich aber auch die auf Grund der erfüllten Nothdurft sich erhebenden Triebe Theilen der Nothdurft selber zu, bei vielen ist so das Ideal die sinnliche Liebe, welche die Griechen noch zu den *ἀναγκαῖα* rechneten, bei nicht wenigen verschmilzt der ideale Trieb mit den *ἀναγκαῖα* selber, Wohnung, Speise, Trank, gesichert und ausreichend oder verfeinert und zurechtgemacht, ist das Gut, das sie suchen. Die blossen *ἀναγκαῖα* indess gelten den meisten Menschen als gering, als nicht des Lebens werth, auch wenn an ihnen gemeistert wird. „Er ass, trank, schlief, nahm ein Weib und starb", gilt für das Niedrigste, was man von eines Menschen Existenz sagen kann. Wer nur für Solches Sinn hatte, dem legten die Alten den Sclavensinn bei. Dieser Zug menschlicher Natur, das höher zu achten, was über Nothdurft hinausgeht, zeigt sich auch bei den wilden Völkern. Putz ist ihnen mehr als Nahrung und Wohnung, und so ist es auch vielfach noch bei den cultivirtesten Nationen. Sie alle haben auf das Nützliche, d. h. den unvermeidlichen Bedürfnissen Dienende, immer viel weniger Gedanken und Kräfte gewendet, als auf das dem unmittelbaren Leben mehr Entbehrliche und von dessen Standpunkte aus zum Luxus Gehörige. Nur wo eine grosse Bevölkerung die nothwendigen Lebensbedürfnisse für den Einzelnen schwer zugänglich machte, da hat man auf diese und ihre zweckmässige Befriedigung mehr Aufmerksamkeit verwendet: so von alten Zeiten her in China und in Japan, so im modernen Europa. Alle Seiten menschlicher Bethätigung, welche sich auf Grund der physiologisch-psychologischen Constitution frei regen können, sind so zur Aufgabe des Menschen bei den Culturvölkern gemacht worden, gleichzeitig oder nach einander: es gab ein kriegerisches Ideal, ein technisches Ideal, Wissenschaft wurde das höchste Gut, Religion war das Ziel, auch die Sorge für die *ἀναγκαῖα* und die reichliche und genugsame Sicherheit in ihnen wurde als die wahre Moral aufgestellt, aber jene ersteren Theorien überwogen weitaus die letzteren.

27. Als selbstverständlich gilt seit Langem in der Moral bei uns die Gleichheit aller Menschen. Bei Kant ist sie die

Voraussetzung seines Moralprinzips, bei Herbart nicht minder, nach Schleiermacher ist die Richtung auf das Gattungsbewusstsein das eigentlich ethische Moment (Psychologie, herausgegeben von George, S. 303, 264, 188). Ist diese Gleichheit der Menschen etwas, dessen Anerkennung in der Moral immer sein konnte und immer hätte sein müssen, oder ist sie erst ein Erzeugniss mühsamer geschichtlicher Entwicklung? Sie ist das Letztere, und dass dem so war, ist von der physiologisch-psychologischen Constitution des Menschen aus durchaus erklärbar. Es ist eine übereinstimmende Lehre aller Philosophen, dass wir unmittelbar nur uns selbst kennen, Jeder sich selbst als denkend, fühlend, wollend. Dass es Menschen ausser uns gibt, die gleichfalls denken, fühlen und wollen, lernen wir nur durch den Schluss der Analogie: ich habe einen Körper und körperliche Veränderungen und bin mir dabei eines geistigen Inneren bewusst, hier nehme ich einen Körper wahr, wie meinen, und körperliche Veränderungen, wie die meinigen, also wird auch ein geistiges Innere in demselben da sein, welches gleichfalls denkt, fühlt und will. Alles, worin wir den Geist des Anderen unmittelbar zu fassen glauben, der seelenvolle Blick, das zum Herzen dringende Wort, die Thränen, die uns schmelzen, das Lächeln, das uns entzückt, es sind Alles zunächst nichts als körperliche Erscheinungen, denen wir die seelische Deutung erst untergelegt haben. Man sollte meinen, dieser Schluss der Analogie sei so gut wie eine unmittelbare Erkenntniss und Gewissheit. Erkennen wir ja auch im gewöhnlichen Leben Silber, Gold u. s. w. an gewissen äusseren Merkmalen, und wo diese sind, zweifeln wir nicht, dass alle wesentlichen Eigenschaften dieser Stoffe da sind, also die Stoffe unter sich gleich sind. Indess beim Menschen ist es anders. Die Menschen haben bei offenbarer Aehnlichkeit auch sehr viel Unähnlichkeit und zwar gerade in dem, was das Menschliche ausmacht, im Denken, Fühlen, Wollen und den entsprechenden Bethätigungen; die Menschen sind verschieden in Religion, in Recht, in staatlicher Verfassung, in gesellschaftlicher Gliederung, in Cultur und Uncultur, verschieden hierin und in vielem Anderen nicht blos im

Denken, sondern auch im Handeln, in Lust- und in Leidgefühlen. Nun fasst der Mensch zunächst nicht sein abstraktes Wesen auf, sondern wie er concret denkt, fühlt, will, mit allem besonderen Inhalt und den besonderen Relationen, so fasst er sich auf und so fühlt er sich (§ 11). Die formalen Grundzüge menschlichen Wesens aus den besonderen Inhalten und bestimmten Relationen loszulösen, ist weder das Kind geschickt, noch der ungebildete Erwachsene von sich aus, das ist Resultat der Bildung auf Grund einer langen geschichtlichen Arbeit. Daher haben sich die Menschen so lange nur mit den Angehörigen der kleinen Gruppe als gleich gefühlt, zu der sie von Natur gehörten, und in der sie aufwuchsen. Wo sie dann mit anders gearteten Menschen zusammentrafen, fielen ihnen nach dem psychologischen Gesetz des Contrastes zuerst die Abweichungen auf, gerade wie es bei uns auch noch bei der Begegnung von Menschen der Fall ist. Durch diese Abweichungen, selbst wenn sie unbedeutend waren, fühlten sie sich zunächst getrennt von jenen anderen Menschen. Die weitere Folge war, dass diese Fremdheit eine ergiebige Quelle für Streit und Feindschaft werden konnte. Dies Letztere kam so. Jedes Volk legte das andere nach sich aus; daher musste Vieles falsch verstanden werden, was freundlich gemeint war, wurde feindlich gedeutet, wie bei der Berührung der Völker solche Fälle auch in der Neuzeit oft sind beobachtet worden. Wo ausserdem eine Gruppe längere Zeit ganz isolirt gelebt hatte, da musste ihr das Bewusstsein, Mensch zu sein und so zu sein, wie sie war, in Eins verschmelzen. Wo dieser Gruppe dann eine andere fremde gegenüber trat, da musste unter Umständen eine Empfindung entstehen nicht verschieden von der gegenüber manchen Thieren, wie ja auch wilde Völker in Afrika die Affen für Menschen halten, die aber aus Bosheit stumm seien, damit sie nicht zur Arbeit könnten angehalten werden. Man war so zunächst zweifelhaft, wen man vor sich hatte, durch dies Misstrauen entstand Argwohn und argwöhnisches Benehmen, was leicht wiederum zu einem feindseligen Verhältniss führen konnte. Dazu kam noch, worin die einzelne Gruppe gewohnt

war ihr Menschsein zu setzen. Körperliche Merkmale, Grösse, Kraft und Stärke haben hier von Haus aus um so mehr vorgewaltet, als bei der mythologischen Naturauffassung das geistige Innere nicht eine Prärogative des Menschen war, sondern eine allgemeine Eigenschaft aller, besonders der bewegten Wesen. War die fremde Gruppe an Körper der eigenen sehr ungleich, so lag es daher nahe, sie gar nicht als Menschen anzusehen, sondern dem Thierreiche einzuordnen und sie wie Thiere zu behandeln. So mag das ursprünglich gekommen sein, was die Monbuttu in Afrika, welche Schweinfurth entdeckt hat, die kräftig waren und ziemlich cultivirt und nicht ohne Fleischthiere, dem Zwergvolk gegenüber fühlten, welches an ihrer Grenze wohnte. Die Monbuttu betrachten diese Zwergneger als Jagdvieh, als Heerden, gegen die sie zuweilen ausziehen, um so viele zu erlegen, als sie auf dem Schlachtfelde einpökeln können, nicht anders wie man bei uns den Fischfang auf der hohen See betreibt. Solche Verhältnisse sind aber selten auf die Dauer vorgekommen. Gewöhnlich werden die Völker einander an Grösse, Körperkraft, Stärke nicht allzu ungleich gewesen sein, und so war man zu anderen Deutungen getrieben. Wo in das Geistige das Wesen des Menschen gesetzt wurde, da hat bei grossem Eindruck der fremden Gruppe eine Deutung in's Ueberirdische nicht gefehlt. So wurden die Hunnen und Tataren des Mittelalters lange Zeit alles Ernstes für Ausgeburten der Hölle geachtet, und die Europäer in Amerika wegen der Feuerwaffe und der Rosse, mit denen sie verwachsen schienen, als höhere Wesen angesehen. Selbst da, wo man nicht umhin konnte in der Berührung mit fremden Völkern eine überwiegende Aehnlichkeit anzuerkennen nicht blos in den formalen Eigenschaften, sondern auch in der inhaltlichen Art, war bei aller Anerkennung, dass man Menschen vor sich habe, noch ein weiter Schritt zur Einsicht, dass es gleiche Menschen seien. Denn wo in diesem Zusammentreffen ein Volk dem andern überlegen war in Tapferkeit, Kenntnissen, Fertigkeiten, staatbildendem Talent, da drängte sich die Deutung auf, dass dies specifische Unterschiede seien. Denn wie man selbst zu

seiner eigenen Art gelangt war, wusste man nicht, man war so „von Natur oder durch Gunst der Götter"; dass das andere Volk nicht so war, erschien daher als seine natürliche oder gottgewollte Inferiorität. So entstand die Lehre, der ja keine Geringeren gehuldigt haben als Plato und Aristoteles, dass es bei Gleichheit der menschlichen Natur in gewissen Grundzügen doch höhere und niedere Begabung von Volk zu Volk gebe; die höhere Begabung habe mehr Intelligenz und sei zur Leitung berufen, die niedere besitze mehr Körperkraft und bedürfe der Führung des Intelligenten; es liege daher im wahren Interesse beider, dass die Intelligenten sich der weniger Intelligenten zu ihrem Dienst und deren besserem Befinden bemächtigen (Theorie der Sklaverei als Naturbestimmung).

28. Auf Grund der physiologisch-psychologischen Natur des Menschen wird es nur da zur Anerkennung der Gleichheit menschlicher Natur gekommen sein, wo verschiedenartige Völker so verschmolzen, dass keines über das andere eigentlich herrschte, und so der Sinn für Gleichheit menschlichen Wesens trotz seiner Mannichfaltigkeit geschärft wurde. Oder aber es konnte Ein Zug menschlicher Natur als der wesentliche erfasst werden, und dieser ein solcher sein, der sich in allen Menschen fand. In der Art, wie es in Europa zur Anerkennung der Gleichheit gekommen ist, haben sich beide Wege mehrfach verschmolzen. Der Gang war in den Hauptzügen dieser. Bei den Griechen ist die älteste Spur, dass der Gegensatz von Hellenen und Barbaren sich in der Auffassung lockerte, eine philosophische und eine volksthümliche. Die philosophische ist das Weltbürgerthum, das die Cyniker verkündeten. Da diese sich aus Wissen als solchem und aus Cultur als solcher wenig machten, sondern Bedürfnisslosigkeit und Anstrengung, Mühe (*πόνος*) von ihren Anhängern forderten, so waren sie recht wie gemacht zu entdecken, dass der Bedürfnisslosigkeit und der Anstrengung auch der Barbar fähig sei. Der volksthümliche Zug auf Gleichheit der Menschen begegnet in der neueren Komödie, die ihre Sujets aus dem gewöhnlichen Leben nahm. Dieses musste bald herausfinden, dass im Durchschnitt der Sklave in Dingen des

täglichen Lebens ebenso klug war wie sein Herr, ebenso gute wie schlimme Leidenschaften haben konnte. Die neuere Komödie sprach diese Erfahrung des täglichen Lebens wiederholt und gern aus. Allgemein aber findet sich in der Philosophie die Gleichheit der Menschen betont erst in der nacharistotelischen Zeit. Der Wendepunkt liegt hier in der Verschmelzung, welche Alexander der Grosse zwischen Hellenenthum und Morgenland mit kühner und sicherer Hand eingeleitet hatte. Vor der Wirklichkeit, welche der Eroberer kennen lernte und mit der er als Politiker sich abfinden musste, schwanden alle schönen Theorien Plato's und Aristoteles über Hellenen und Orientalen hin. Bei Stoikern und Epikuräern findet man die Menschen daher als von Natur gleich angesetzt, ohne viel Beweis. In diese Bewegung trat das Christenthum ein, entstanden in einem Lande auf der Scheide vieler Völker; ihm war die Religion der wesentliche Zug im Menschen, dieser Zug war notorisch in allen da, es galt blos, ihn in die wahre Richtung zu leiten. Dem Christenthum waren daher die Menschen, alle Menschen, ob Juden, Griechen, Barbaren, gleich vor Gott, dem Einen Gott Aller. Aus dieser Gleichheit vor Gott hat aber das Christenthum keineswegs die volle Gleichheit der Menschen gefolgert, es duldete die Sklaverei, aber es erinnerte den Herrn daran, dass er auch einen Herrn über sich habe. Mit diesem Zug von der späteren griechischen Philosophie, besonders der stoischen, und von dem Christenthum her verband sich im Römerreich der Zug zur Ausgleichung, der im Gefolge der Monarchie einherging. Die Römer, welche einst erobert hatten, waren nicht mehr, die Ueberreste der alten Senatorenfamilien schwanden dahin, es blieb übrig Ein Herrscher und Eine in gleicher Weise von ihm abhängige Masse von Unterthanen. Die Ausdehnung des römischen Bürgerrechts auf alle Provinzen war so vorbereitet. Gegenüber den germanischen Völkern, die eine Menge Ungleichheiten in sich hegten, und ihren Eroberungen, die neue schufen, hielt die mittelalterliche Kirche fest an der Gleichheit der Menschen vor Gott, aber mit dieser war ihr die Sklaverei, servitus, verträglich. Thomas von Aquino erklärt

ausdrücklich, die Sklaverei sei nicht gegen das Christenthum, das ja besonders die Demuth bekenne.*) Aber die Kirche war eifrig darüber aus, die Lage der Sklaven und Leibeigenen zu mildern, und begünstigte die Freilassungen. Auch der Protestantismus hat sich als solcher nirgends gegen die Sklaverei erklärt, noch Grotius und Pufendorf haben sie für sittlich und rechtlich zulässig gehalten. Vollen und ganzen Ernst mit der Gleichheit aller Menschen hat erst das 18. Jahrhundert gemacht, es brauchte diese Lehre bei dem Ringen des dritten Standes um grössere Bedeutung und freiere Bewegung, es war ausserdem angeregt durch die im 17. Jahrhundert erst eigentlich erlangte nähere Bekanntschaft mit Indien und China — namentlich die chinesische Cultur imponirte sehr — und überdies hatte Locke vorgearbeitet durch seine Lehre, aus der sich die Folgerung von selbst ergab, dass bei grosser inhaltlicher Verschiedenheit in der Menschheit die formalen Grundzüge des Denkens, Fühlens, Strebens überall die gleichen seien. Auf ähnlichem Wege wie im Abendland ist die Gleichheit der Menschen im Buddhismus und in China erkannt worden. Dem Buddhismus ist der Grundzug des Menschen das Gefühl des Elends und die Sehnsucht nach Erlösung; da dies Gefühl in allen Menschen nach ihm ist, so sind sie alle gleich, aber ähnlich wie das Christenthum die Sklaverei neben der religiösen Gleichheit bestehen liess, so hatte in Indien Buddha die Kasten bestehen lassen. In China hat unzweifelhaft die Werthschätzung jeder Arbeit früh zur Lehre der Gleichheit geführt, jeder, der arbeiten konnte, war ebendamit auch als Mensch ausgewiesen.

Sind so besondere Bedingungen erforderlich gewesen, um zur Anerkennung der Gleichheit menschlicher Natur hindurchzudringen, so ist zu erwarten, dass wo solche Bedingungen nicht gegeben waren, diese Anerkennung auch noch nicht vorhanden ist. In der That finden wir in einem grossen Theil der Erde noch die Praxis der Ungleichheit, die jedesmal auf eine entsprechende ausdrückliche oder stillschweigende Theorie

*) Summa theologica, Supplementum, qu. LIX art. 4.

zurückdeutet. Ein Gemisch von Gleichheit und Ungleichheit stellt der Islam dar: nach ihm kann jeder Mensch die Einheit Gottes und die Prophetenschaft Muhammeds bekennen, und dann soll er freier Mensch sein; wer sich aber weigert, der verliert damit den Anspruch überhaupt Mensch zu sein und darf von Rechts wegen von den Moslems getödtet werden, es ist blos Gnade, wenn man ihn in untergeordneter Lage bestehen lässt, falls der Betreffende mindestens einer monotheistischen Religion angehört.

Das Resultat unserer Untersuchung ist: die Gleichheit der Menschen ist etwas, was auf Grund der physiologisch-psychologischen Constitution der menschlichen Natur nicht am Anfang der Geschichte stehen konnte, sondern ihre Anerkennung ist, wo sie bereits durchgedrungen, das Resultat jahrhundertelanger mannichfacher Entwicklungen. Die Gleichheit, auf welcher man als thatsächlich fussen kann, ist die Gleichheit der formalen Grundzüge menschlicher Natur mit Offenlassung eines mannichfachen und sehr verschiedenen Inhalts.

29. Bei den Völkern, die ein grösseres geistiges Leben entwickelten und im Zusammenhang damit Moral als Theorie der Aufgaben und Zwecke menschlichen Lebens ausbildeten, drängte sich fast unvermeidlich die falsche Auffassung des Willens vor, wonach Vorstellung und Werthschätzung genügen soll den effectiven Willen hervorzubringen. Die Gründe dieser Erscheinung sind § 8 auseinandergesetzt. Die Erscheinung selbst ist eine allgemeine. Die Schule des Confucius hat diese Auffassung, die indische Lebens- und Weltausdeutung beruht ganz auf ihr, nach Sokrates wäre es ein unerträglicher Gedanke (*δεινόν*), wenn das richtige Wissen z. B. von Gerechtigkeit nicht das Thun nach sich zöge, Plato hat dieselbe Lehre, nur dass er für Tapferkeit und Mässigkeit eine sinnliche Grundlage annimmt, Aristoteles hat den letzteren Gedanken auf alle Tugenden ausgedehnt, welche sich an die Affecte und Bethätigungen des leiblichen Lebens anschliessen, aber als Leiter dieser letzteren und als für sich selber zugleich das Höhere blieb der *νοῦς* stehen, auf den er dieselben Gesetze nicht mehr anwendete. Auch bei

den Epikuräern war die φρόνησις die leitende Kraft, die Stoiker vollends kehrten gänzlich zu der Ansicht des Sokrates zurück: die Tugenden definirten sie als Wissenschaften, die Leidenschaften waren ihnen falsche Urtheile ganz und gar. Christus selber scheint anders gedacht zu haben, mindestens rechnet er bei Johannes, aber auch bei den Synoptikern blos darauf, dass die sich ihm anschliessen, in denen es blos der Anregung hierzu bedarf, und die in sich bereits vorbereitet sind; aber das Christenthum hat durch seine frühe Verschmelzung mit platonischen, stoischen, neuplatonischen, dann im Mittelalter aristotelischen Elementen die Ansichten des Alterthums weiter geführt. Im Protestantismus war die wissenschaftliche Moral lange Zeit die aristotelische, mit einigen stoischen Gedanken (s. Melanchthons Moral). Kant ist ganz erfüllt von der Idee, dass die Würde des Sittlichen um so grösser sei, je mehr die reine Vernunft blos mit ihrer Vorstellung der Allgemeinheit zum Willen spreche, er versprach sich von dieser gereinigten Darstellung des Sittlichen die bedeutendsten Erfolge. Nach Herbart ist die oberste sittliche Idee die der inneren Freiheit, d. h. die Folgsamkeit des Willens gegen die Einsicht, welche selber Vorstellung mit Werthschätzung ist. So sehr endlich Schleiermacher die sittlichen Kräfte mit in seine ethische Betrachtung gezogen hat, so ist ihm doch „die Gesinnung als das nie unmittelbar erscheinende sittliche eben dasjenige, was allem wirklichen und erscheinenden im Bewusstsein zu Grunde gelegt wird als das innere, seiende“, und er setzt hinzu: „also das ὄντως ὂν des Plato, das angeborene der Neueren, die Freiheit als νοούμενον des Kant“ (Entwurf eines Systems der Sittenlehre, herausgegeben von A. Schweizer, § 298).

Nach dieser Willenstheorie schien die Moral eigentlich leicht, es kam ja blos auf Vorstellung und Werthschätzung an, wobei in der aristotelischen noch eine Gewöhnung und Disciplinirung der sinnlichen Seite des Lebens hinzutrat. Um so mehr fiel auf, dass die moralische Praxis sich nicht recht einstellen wollte. Man half sich hierüber hinweg theils mit jenen mannichfachen Rückdeutungen, welche früher erwähnt sind (§ 3),

theils durch Vorschläge für die Praxis. Plato und Aristoteles wollten die Moral von Staats wegen verwirklicht haben, umgekehrt appellirten die Stoiker um so stärker an den Trieb der Selbständigkeit und der eigenen Kraft im Menschen, das Christenthum fasste den Menschen besonders von der religiösen Seite an, diese als Vorstellung und Werthschätzung sollte stark sein und unwankend (Glaube), hieraus sollte dann mit Nothwendigkeit die Moral (die Liebe zu den Menschen) hervorgehen; dass dies aber nur sehr schwach geschieht, haben alle kirchlichen Parteien stets anerkannt. Freilich war neben alle dem im instinctiven Drang des Lebens die Ahnung der richtigen Willenstheorie immer da, und auch die Bildung machte davon Gebrauch. Aber sie thut dabei halb verschämt, nennt es Lebensweisheit, Stützen und Krücken, die der schwache Mensch nicht entbehren könne, und hält als das Grosse und Eigentliche immer etwas fest, was weder gross noch eigentlich ist, weil es so, wie man es ansetzt, gar nichts ist als eine scheinbare Missdeutung.

30. Mit der falschen Willenstheorie und ihren theoretischen und praktischen Verlegenheiten complicirte sich bei den Culturvölkern die Schwierigkeit der Mannichfaltigkeit sittlicher Ansichten (§ 26), die man doch nicht alle bis auf Eine als falsch verwerfen konnte. Man half sich mit der Unterscheidung einer höheren und niederen Moral. So giebt es bei Plato eine Tugend blos mit richtigem Vorstellen und eine wahre mit der höchsten Erkenntniss, bei Aristoteles ist das Höchste das Leben in reiner Erkenntniss, das Zweite ist das praktisch-politische Leben. Selbst der Stoicismus liess thatsächlich eine höhere und eine niedere Moral zu mit seiner Unterscheidung des *κατόρθωμα* und des *καθῆκον*. In Indien war das Ideal Contemplation, aber Vorstufe zu ihr ist die Bethätigung des Einzelnen nach den Vorschriften seiner Kaste; wer nicht zur Contemplation gelangt, hat durch das Leben nach den Kastengeboten mindestens den Erfolg, dass er in einem späteren Leben eher in die Lage kommt auch jenes Höchste zu erreichen. Das Christenthum ist bekanntlich in seiner Ethik im Neuen Testa-

mente bestimmt durch die Aussicht auf baldiges Weltende. Es sind zwar reichlich Elemente für alle Zeiten da, aber hervortreten sehr die besonderen Momente, welche erfordert wurden, wenn die frohe Botschaft noch vor dem nahen Weltende recht weit sollte getragen werden, „bis an die Enden der Erde“, wie es in orientalischer Fassung lautet. Daher wurde Ehelosigkeit geschätzt, Verlassen der Güter geschätzt; denn die Hauptaufgabe war die Mission, und zu dieser war man freier, wenn man auf jenes beides verzichtete, und zugleich legte man dadurch an den Tag, dass man das kommende Himmelreich allen irdischen Verhältnissen vorzog. Christus selbst hatte so gelebt; ehelos um des Himmelreichs willen, hatte er nicht gehabt, wo er sein Haupt hinlege. Als das Himmelreich nicht so bald eintrat, ging man, jenen anderen Elementen bleibender Art folgend, auf die sittlich-religiöse Bethätigung in dem gewöhnlichen Leben stärker ein (Pastoralbriefe). Da aber die römische Welt in den Kampf mit dem Christenthum trat und dies mit ihr, sofern römisch-griechisches Leben mitmachen vielfach würde geheissen haben Götzendienerisches mitmachen, so entwickelte sich, ob nun blos von Innen heraus, ob mit durch Nachahmung von bereits Vorhandenem (Aegyptischem), der Zug der Weltflucht, welcher gleichzeitig im Neuplatonismus aus dem Heidenthum selbst erwachsen war. Die gegebenen Verhältnisse erschienen so mangelhaft, dass nicht die Erde und die Bethätigung auf ihr, sondern eine höhere Welt und Bethätigung aus der Erde hinaus zu ihr hinauf die Aufgabe des Menschen sein konnte. Die Erkenntniss, welche Plato und Aristoteles so hochgestellt hatten, wurde jetzt popularisirt, aber nicht eigentlich als Erkenntniss, sondern als Stimmung des Entrückt- und Erhobenseins von der Erde, als gefühlsmässiges Erleben, Berühren des höchsten Weltgrundes. Es war da zugleich die Seite menschlichen Wesens angeschlagen, welche in der griechisch-römischen Welt bis dahin mehr latent geblieben war, darum war sie noch ungeschwächt, der üppigsten Entfaltung fähig. Diese neuplatonische Auffassung wurde bekanntlich mit dem Christenthum verschmolzen und ging durch das ganze Mittelalter. Aber

schon in der älteren Zeit waren nicht alle Christen ihr zugänglich, ehrliche, einfache, praktische Leute, die man nicht verlieren wollte. So kam auch hier eine doppelte Moral auf, eine der religiosi, welche alles Höchste anstrebten und erreichten nach der Meinung der Zeit, ja noch mehr als das, und eine niedrigere derer, welche in der Welt lebten, einschränkend die sinnlichen Neigungen und irdisch-praktischen Bestrebungen, durch die religiosi geleitet und durch deren Verdienste gedeckt. Die Reformation hat diese Moral überwiegend contemplativer Art mit Zulassung praktischen Lebens als eines niederen Standpunktes verworfen: sie hat theoretische und praktische Bestrebungen gleich gestellt, das sittlich-religiöse Ideal als übermenschlich ein für allemal erklärend und nur in Einem erfüllt, der allein, und nicht viele neben ihm, uns decke, wenn wir uns ihm anerkennend anschliessen.

Wie steht es nun bei uns? Thatsächlich gehen, wie Herbert Spencer es geschildert hat, zwei Strömungen neben einander, die eine vom Christenthum her, sehr mannichfach, wie dessen Auffassungen selbst, aber doch überwiegend Gottes- und Menschenliebe predigend, die andere vom Alterthum her und dessen Wiederbelebung, welches praktisch durch seine Geschichte wesentlich Cultur und Herrschaft über Andere lehrt.

31. Wo die Moral, d. i. Aufgabe und Bestimmung des Menschen, Gegenstand der Reflexion wurde, sei es der rein wissenschaftlichen, oder der dichterischen oder der religiösen Contemplation, da stellte sich noch etwas Besonderes ein. Der geistige Zustand, in welchem die Moral da festgestellt wurde, ist der einer ruhigen Betrachtung, in welcher naturgemäss die mannichfachen Erregungen des praktischen Lebens und seiner oft sehr complicirten Verhältnisse zurücktreten, oft so zurücktreten, als wären sie überhaupt nie da. Es giebt Naturen, die in der Contemplation ganz andere sind, als in der Praxis des Lebens. Unter den Dichtern sind sie sehr häufig gewesen, „Merk, dass oft der allergröbste Schlingel — die allerzärtlichsten Verse singt." Wieland war in seinem Leben ein braver Mann im gewöhnlichen Sinne des Wortes, in seinen Dichtungen

ist eine gewisse besonders erotische Leichtnehmigkeit. Von der Zartheit der Gefühle und der Rücksichten gegen Menschen, welche in Byron's Poesien lebt, ist in seinem effectiven Verkehr nur wenig gewesen. Von Herder hat Lewes mit Recht geurtheilt, er habe überwiegend eine abstrakte Menschenliebe gehabt, in der Praxis war gerade seine nähere Umgebung einer grossen Bitterkeit und Reizbarkeit ausgesetzt, die immerhin körperlich begründet gewesen sein mag. Solche Discrepanz von Contemplation und Praxis findet sich aber nicht blos bei Dichtern. Göthe's Wort: „Nur der Betrachtende hat Gewissen, der Handelnde ist gewissenlos", findet auf viele Menschen Anwendung, die nie eine Zeile gereimt haben. In der Betrachtung fassen solche Menschen die Beziehung einer Handlung etwa zu dem Ganzen eigenen und fremden Lebens lebhaft auf, aber in der Praxis treten bei ihnen blos die momentanen Erregtheiten ihres Lebens in Wirksamkeit. Was Christus bei den Pharisäern als Heuchelei, wörtlich als Schauspielerei, bezeichnet hat, findet so seine Erklärung. Je weniger oft solche Menschen im Leben durch Moral sich auszeichnen, um so blühender und schwungvoller fallen, wohl unter der Einwirkung des psychologischen Gesetzes vom Contrast, ihre Vorstellungsbilder von Moral aus. Aber auch die, welche nicht so sind, bei denen der Unterschied zwischen moralischer Theorie und Praxis nicht so klafft, befinden sich bei der theoretischen Feststellung der Moral in einer Gefahr, an welche selten gedacht wird. Der contemplative Zustand, in welchem sie da verweilen, ist demjenigen geistigen Thun sehr günstig, welches man Idealisiren nennt. Das Schöne, Grosse, Herrliche drängt sich da leicht hervor; weil der Zustand als Stimmung freudig ist, treibt er ähnliche Bilder heraus, vor dieser Stimmung und ihren Vorstellungsbildern treten die Hemmungen und Trübungen zurück, welche sich in der Bethätigung des ganzen Menschen und unter dem Einfluss der äusseren Dinge einstellen. Von der Freude der Betrachtung aus fliessen die beweglichen Kräfte des Lebens (§ 19 und 20) dieser, sie steigernd und erhöhend, zu. Die Moral wird so eine Summe von Idealbildern menschlichen Thuns, etwa so, wie

die platonische Ideenlehre eine Summe von Idealbildern der Dinge war; wie zu dieser Ideenlehre die Wahrnehmung blos den Anstoss gegeben hatte, dann die logische und ästhetische Phantasie das Weitere that, so gab bei den Moralisten die effective Bethätigung auch blos den Anstoss, das Weitere that die Phantasie. Diese Idealbilder, von den theoretischen Moralisten entworfen, welche darum nicht immer systematische Philosophen gewesen sein müssen, wurden dann dem Volke, zunächst dem eigenen, geistig verwandten, vorgetragen, vorgetragen, wenn dies Musse und Stimmung zum Anhören hatte. Diese Stimmung des Anhörens war also gleichfalls eine contemplative, die Hörer konnten darin nachbilden in der Vorstellung und mit Werthschätzung begleiten, was ihnen vorgetragen wurde. Stimmte die Mehrzahl zu, so war die herrschende moralische Theorie fertig. Diese moralische Theorie stimmte mit der Praxis, so weit als sie an dieselbe angeknüpft hatte, aber was darin von Idealisirung aus der contemplativen Stimmung der Erzeugung und Annahme stammte, darin war Discrepanz mit der Praxis. Natürlich; wo der Zustand der Ruhe und des Gleichgewichts und überhaupt der blossen Betrachtung nicht mehr ist, sondern die Praxis des Lebens mit ihrer oft drängenden Unruhe und ihren mannichfachen Erregungen herrscht, da wird anders gehandelt und zwar nach den letzteren Momenten. Diese Discrepanz von Theorie und Praxis in der Moral ist auch stets sehr aufgefallen, sie hat zu vielerlei Versuchen theoretisch und praktisch geführt, selten aber zu den richtigen. Man sah in jenen Idealbildern das wahre und eigentliche Wesen des Menschen, das in der Praxis auf unbegreifliche Weise nur getrübt und gebrochen zur Erscheinung komme, man fragte triumphirend, wie anders, denn als Ueberreste höherer Natur, man jene Idealbilder und ihre Werthschätzung erklären wolle. Praktisch verfuhr man so, dass man von Jedem die strenge Theorie forderte, aber eine grosse Laxheit in der effectiven Bethätigung duldete, wenn nicht gar, wie im Jesuitismus geschehen, dazu selbst Anleitung gab. Die Mehrzahl der Menschen fand in diesem Verfahren nichts Auffallendes. Die moralische

Theorie hatten sie in einem Lebensalter gelernt, wo die Phantasie ohnedem vorherrscht, und von den zuströmenden Lebenskräften her eine grosse Leichtigkeit des Ideals vorwaltet, wo ausserdem noch keinerlei Widerstreben gegen die Lehren im Einzelnen sich regt, weil in Kindheit und Jugend meist gar keine Bethätigung danach verlangt wird. Die Theorie wird daher aufgenommen und prägt sich ein. Sobald daher die Erwachsenen theoretisiren, kommt ihnen das wieder, was sie einst in mehr contemplativer Stimmung gelernt haben, und was ihnen in derselben zusagte, zumal sie, wenn sie theoretisiren, wieder in contemplativer Stimmung sind. Die Praxis, nach der die Erwachsenen leben, hat sich neben und meist ganz unabhängig von dieser theoretischen Moral herausgebildet, dadurch, dass der Mensch, indem er die moralische Theorie seiner Umgebung annahm, zugleich in die davon abweichende effective Bethätigung derselben sich hineinlebte oder in die ihm selbst natürlichen und spontan entstehenden Bethätigungen. Nach dem Gesetz, dass der Wille nie als ein abstrakter entsteht, sondern als ein ganz concreter in concreten Relationen (§ 11), bildet sich der Mensch nach den Theorien seiner Umgebung auch blos theoretisch, er lernt sie auswendig, nach ihrer Praxis bildet er sich praktisch, und sucht sich dabei noch instinctiv die aus, deren Praxis der ihm spontanen congenial ist. Dies geschieht Alles meist ganz unwillkürlich. Mit diesem Thun erzeugt sich auch eine demselben entsprechende innere Gefühls- und Denkweise. Diese wird seine effective Moral, während die theoretische Moral blos in bestimmten Stunden und in gewissen ruhigen Stimmungen und für gewisse Gelegenheiten da ist (Sonntagsmoral). Ist die Discrepanz zwischen der herrschenden Theorie und der herrschenden Praxis in einem Menschen sehr gross, so tröstet man sich, falls er jung ist, mit seiner Jugend, ist er älter, so setzt man gerade darauf seine Hoffnung. Nur das Eine verlangt man ferm, er soll bei aller Abweichung seiner Praxis die herrschende moralische Theorie nicht angreifen; tastet er auch diese an, und wirft er der Gesellschaft wegen ihrer Abweichung von derselben, die sie doch unantastbar

wolle, sittliche Heuchelei vor, begiebt er sich also in die Lage, wie sie sich Byron geschaffen hatte, so ist seines Bleibens in dieser Gesellschaft nicht mehr.

Was soll man aber an die Stelle jener idealisirenden Moral mit all ihren misslichen Consequenzen setzen? Man darf sich nur erinnern, welche Moraltheorie am meisten Effectivität gehabt hat. Dies ist unstreitig im Abendland, das uns am besten bekannt ist, die aristotelische gewesen, sie hat im Mittelalter geherrscht bei Christen und Arabern, sie ist lange darüber hinaus von grösstem Einfluss geblieben, sie hat sich in der Neuzeit trotz der Kantischen Moral immer durchgedrängt, indem nicht Wenige, die mit Kant in ihren praktischen moralischen Bestrebungen anfingen, mit Aristoteles endigten, weil sie, wie Fr. v. Raumer es etwa ausgedrückt hat, im Leben selber nach und nach die Erfahrung machten, dass den Verhältnissen desselben, soweit sie schlechterdings in Rechnung zu nehmen sind, die aristotelische Art viel angemessener ist. Dies stammt davon, dass Aristoteles nicht idealisirt wie Plato, mit überwiegendem Entrücktsein aus den irdischen Verhältnissen, sondern er geht von den Grundverhältnissen des Lebens aus, sucht das Werthvollere an ihnen heraus und giebt Anweisung, dies zu erhalten nicht nur, sondern auch zu steigern und zur Herrschaft in sich zu bringen. Man braucht deshalb nicht dem Inhalt der aristotelischen Ethik zuzustimmen, welcher ja durch die Voraussetzung einer natürlichen Ungleichheit der Menschen und durch seine doppelte Moral eines praktisch-politischen und theoretischen Lebens uns ferne gerückt ist, aber die Art, wie er idealisirt und Ideale realisirt, ist im Grossen und Ganzen die einzige mit Effectivität des Willens verträgliche. Es ist hier ein ähnlicher Unterschied in der Moral, wie in der dichterischen Phantasie zwischen Göthe und etwa den Romantikern. Göthe greift aus der Wirklichkeit das Schöne heraus und gestaltet es zu einem dichterischen Ganzen, den Romantikern war die Wirklichkeit blos ein Anlass zu weit von ihr contrastirenden Vorstellungen; solche Vorstellungen, die mit der Wirklichkeit nichts gemein hatten, waren ihnen die wahrhaft poetischen,

ob sie gleich im Gefühl, dass ganz leere Phantasien etwas Dürres haben möchten, ihre Idealbilder an vergangene Zeiten anzuknüpfen suchten. Was man aber in der Dichtkunst vielleicht Jeder nach seiner Art machen kann, damit ist es in der Moral ganz anders; denn die eine Art ergiebt eine effective Moral, die zugleich grosse und hohe Aufgaben zu stellen vermag, die andere eine Anfüllung der Phantasie mit Bildern, die man erstens fälschlich für Ideen der Vernunft ausgiebt und dem Menschen in das Gewissen schiebt, und von denen zweitens die Praxis des Lebens in kläglicher und die Gewissen schwer verwirrender Weise absticht. Die theoretische Moral muss sein eine Formulirung des Wesentlichen von dem factisch als werthvoll Geübten, und hat als solche denselben hohen Werth, wie eine Formulirung der Regeln des Denkens oder der Methode einer Wissenschaft, sie dient als Erinnerung bei Gefahr gelegentlicher Unachtsamkeit, als Ausbildung des etwa blos gröber Erfassten in's Feinere mit all seinen Bezügen, als Wegweiser für selbständige Ausdehnung und analoge Erweiterung des im engeren Kreise Geübten auf weitere u. s. f.

32. Zu all diesen Schwierigkeiten kam noch die nicht geringe der sittlichen Selbsterkenntniss, die freilich eine allgemeine ist, aber bei der falschen Willenstheorie noch sehr verstärkt war. Gerade die Discrepanzen und selbst Gegensätze zwischen moralischer Theorie und Praxis kommen dem Menschen oft gar nicht zum Bewusstsein. Es hängt das damit zusammen, dass zur Selbsterkenntniss Erinnerung gehört, der jedesmalige Inhalt der Erinnerung aber sehr abhängt von der augenblicklichen Stimmung. In mehr theoretischer Stimmung überwiegt leicht die Erinnerung an frühere gleiche Momente, in praktischer ebenso, also steht das Bild des ganzen Menschen selten vor der Seele. Diese Discrepanz zwischen Theorie und Praxis und das Nichtbewusstsein darum findet sich ebenso im Intellectuellen, Aesthetischen, Technischen u. s. w. Gewöhnlich ist da auch die Theorie besser als die Praxis, manchmal ist es auch umgekehrt; es giebt Menschen von feinstem ästhetischen Urtheil in concreto, von sehr vagem und ganz falschem in abs-

tracto. Bei der Moral im engeren Sinne fällt die Discrepanz um deren Wichtigkeit willen nur mehr auf. Ausserdem verschmilzt die Ichvorstellung bei manchen Menschen ganz mit ihren Mängeln, bei anderen ganz mit ihren Vorzügen, oft blos solchen ihrer Phantasie, bei anderen schwankt sie zwischen beiden hin und her. Der Grund davon ist: in grösserer innerer oder äusserer Bethätigung tritt die Ichvorstellung mehr zurück, sie ist zwar immer da, aber sich ihrer mehr bewusst zu sein, dazu gehört eine gewisse ruhige Stimmung. Daher verlangen wir Bedenkzeit, Zeit zur Sammlung, um mit uns selbst zu Rathe zu gehen, ob etwas unserer Natur, d. h. unserem inhaltlich so oder so entwickelten Ich, entspreche. Je nach der Art dieser ruhigen Stimmung sind auch die Erinnerungsbilder, die sie uns von uns selber bringt. Ist die ruhige Stimmung, welche auf eine sich selbst mehr vergessende Thätigkeit folgt, eher eine trübe, so treibt sie trübe Bilder hervor, giebt uns also blos unsre Mängel zu erkennen; ist sie heiter, so lockt sie heitere Bilder heraus, zeigt uns also unsere Vorzüge, wirkliche oder vermeintliche. Die Jugend, welche gesund ist und in leidlichen Verhältnissen aufgewachsen, ist darum voll guter Hoffnungen über sich: es schweben ihr von ihrer fröhlichen Grundstimmung aus überwiegend ihre guten Seiten vor, und zugleich hat sie keine Ahnung, dass ihr bisher das Meiste blos darum leicht geworden, weil ihr die äusseren Verhältnisse so leicht und bequem wie möglich gestaltet sind, sie hält das Leichtgewordensein alles für ihre Kraft. Gesunde und kräftige Menschen überschätzen nach A. Smith nicht nur ihre Fähigkeiten, sondern auch ihr Glück, von ihrer Grundstimmung aus verschmelzen nicht nur ihre Vorzüge, sondern auch ihr objectives Gelingen, das ist eben ihr Glück, mit ihrer Ichvorstellung. Der tiefste Grund von alle dem ist die Enge des Bewusstseins, auf welche Locke hingewiesen, und die Herbart durch seine metaphysisch-mathematische Psychologie allein für erklärbar hielt. Thatsächlich kommen uns immer nur verhältnissmässig wenige Vorstellungen auf einmal zu deutlichem Bewusstsein, und diese wenigen noch bestimmt durch die Stimmung, alle anderen sind dann meist

wie nicht da. Die Thatsache ist für physiologische Psychologie sehr einfach zu deuten. Ist ein Organ in besonderer Thätigkeit, so strömt das Blut lebhafter dorthin, so in die Muskeln bei Muskelthätigkeit, nach dem Magen, wenn man gegessen hat, ins Gehirn beim Nachdenken; die Erregung der einen Funktion ist zugleich Hemmung für die anderen. Daher plenus venter non studet libenter, bei angestrengter wissenschaftlicher Arbeit ist Verdauung, Wärme und Athmung herabgesetzt, bei Muskelthätigkeit kann man nicht zugleich schwer denken und auch ein voller Leib stört, wovon sich das Arsenikessen beim Bergsteigen in Tirol und sonst herschreibt. So erklärt sich, dass wir immer nur wenige Vorstellungen mit voller Deutlichkeit auf einmal zur Verfügung haben, und warum wir z. B. es für nöthig halten eine wichtige Sache mehrmals zu überdenken und zu prüfen. Die Folgen der Enge des Bewusstseins gehen durch alle moralischen Theorien hindurch. Dass der sinnliche Mensch alles sinnlich erklärt, und die Leidenschaft nur die Gefühle und Vorstellungen hervorruft, welche ihr verwandt sind, schreibt sich ebenso davon her, wie, dass die Religion so leicht Fanatismus wird, und die wissenschaftliche Hypothese alles übersieht, was nicht zu ihr passt. Dem γνῶθι σεαυτὸν kann man daher erfolgreich nie nachkommen als mit Hülfe Anderer. Es sind daher glückliche Zeiten die, solange man uns noch „etwas sagt", uns noch auf das und das „aufmerksam macht". Wenn wir über diese Zeit hinaus sind, ist es sehr schwer, Selbsterkenntniss zu gewinnen: unsere Freunde schonen uns zu sehr oder leiden an derselben Enge wie wir, von unseren Feinden oder Gegnern könnten wir lernen über uns, aber unser Bild wird meist zu verzerrt von ihrem Gesichtspunkt aus entworfen. Am besten ist's, sich einige offene und rückhaltlose Freunde zu erwerben, denen man freilich dann auch zu Gute halten muss, wenn sie uns ab und an einmal Unrecht thun in ihrer Beurtheilung. Ausserdem muss man, unbeschadet der erforderlichen Sicherheit, im Sittlichen „immer ein edles Misstrauen in sich selber setzen" (Gellert). Zu einem weiteren und umfassenderen Blick ist Hülfe auch Bildung. Die verschiedenen Zeiten

haben verschiedene Einseitigkeiten in Folge der Enge auch des moralischen Bewusstseins hervorgetrieben, diese stehen für die folgenden Generationen, welche Kunde davon nehmen, neben einander und können ein Anlass zur Besinnung werden, namentlich wo bemerkt wird, dass den verschiedenen Seiten etwas Bleibendes in der menschlichen Natur, auch der unsrigen, entspricht. Es kann also durch Bildung der Einseitigkeit Abbruch geschehen, und von den Gebildeten und ihrer Art der Beurtheilung kann eine gewisse Erweiterung des Bewusstseins auch auf die weniger Gebildeten übergehen. Aber man erinnere sich blos, wenn ein Krieg droht, und also die ganzen Spannkräfte der Nation erregt sind zur Erhaltung und Vertheidigung der eigenen Art, wie da von dem durchaus verstatteten Gefühl eigenen Werthes die Vorzüge und Rechte des eigenen Volkes hervorgetrieben werden und in Bezug auf die feindliche Nation blos deren Unrecht und Fehler, bis dann, wenn nach dem Frieden die Erregung nachgelassen hat, mindestens im Sieger eher sich wieder der Sinn auch für Rechte und Vorzüge dieser anderen Nation aufthut. Das alles macht Moral und moralische Bildung schwer, auch wo man die Gesetze, die hier walten, kennt und danach sich einrichtet in dem, was man zu erwarten habe und wie man Gegenwirkung beschaffe. Wo man sie aber nicht kennt, und doch der Thatbestand mehr oder weniger zum Bewusstsein kommt ohne die Erklärungen, die wir auf Grund der physiologischen Psychologie geben konnten, und daneben die Theorie vom Willen steht als Vorstellung und Werthschätzung, welche aus sich mächtig sei, da erscheint die gegebene menschliche Natur als ein wirres Räthsel, und das lösende Wort, das man hineinspricht, löst nicht, sondern bringt höchstens zum Verstummen, indem es das menschliche Wesen in dunkle Tiefen zurückdeutet in verschiedener und zwiespältiger Weise. Darüber bleibt aber der thatsächliche Bestand, wie er ist, und es geschieht auch das nicht, was man von einer richtigen Willenstheorie aus thun könnte.

33. Ziehen wir die positiven Folgerungen aus unseren letzten Erörterungen, so sind es besonders diese: die Moral

muss basiren auf der richtigen Willenstheorie, auf der Gleichheit der Grundzüge menschlicher Natur, sie muss dabei der Mannichfaltigkeit der inhaltlichen Ausfüllung dieser formalen Grundzüge Rechnung tragen, ohne darum doch die Unterscheidung einer höheren und niederen Moral zuzulassen, welche ebenso überhebend auf der einen wie erschlaffend auf der anderen Seite gewirkt hat, sie muss Ideale geben, aber auf Grund der festen Gesetze menschlichen Wesens, nicht Phantome einer blos geträumten Menschheit. Ehe wir diese positiven Folgerungen benutzen als Leitfaden für eigene Aufstellungen, ist noch von etwas zu reden, was aus der falschen Willenstheorie mit folgte, von dem Zwang, den man im Moralischen oft versucht hat gegenüber einer abweichenden Theorie oder auch Praxis. Dies kam so. Vorstellung und Werthschätzung galten als Constituenten des effectiven Willens; war diese Effectivität nicht da, so suchte man durch Aufklärung des Vorstellens (Verstandes), durch Belebung der Werthschätzung (des Gefühls) ihn herbeizuführen, man „moralisirte". Indess das erwies sich oft als fruchtlos. Dann kam man auf die Benützung des indirecten Willens, des associirten Willens (§ 12), man versprach Lohn, man drohte mit Strafe, aber das konnte meist nur fruchten, wenn nicht nur der Lohn, sondern mehr noch die Strafe gewiss war; so kam man zum Zwang, zur Moral von Staatswegen oder von Kirchenwegen, wo die Kirche sich staatlich ausbildete. Wie stellt sich die Sache nach uns? Nach uns sind Vorstellung und Werthschätzung im Willen nicht primär, sondern secundär, alle willkürliche Bethätigung, also auch die moralische, beruht auf ursprünglich unwillkürlicher Bethätigung, mit dieser war verbunden Vorstellung und Werthschätzung, und so entsteht erst willkürliche Bethätigung, d. h. Bethätigung auf Vorstellung und Werthschätzung hin. Es ist aber nicht nothwendig, dass die moralische oder überhaupt willkürliche Bethätigung in jedem ganz spontan entsteht, sie kann auch auf Anregung von einem Andern aus entstehen. Diese Anregung durch Beispiel setzt aber voraus, dass in dem Angeregten die Elemente zu der moralischen Bethätigung lagen,

nicht so stark, um spontan hervorzubrechen, stark genug, um auf die Anregung hervorzutreten. Zu solcher Anregung kann nicht nur das Beispiel dienen, sondern auch das Wort, die blosse Aeusserung der Vorstellung und Werthschätzung, diese wirkt indess nur, wo sie diejenigen Momente, welche das Vorstellen und Werthschätzen meint, schon parat vorfindet, es also blos eines leisen Anstosses bedarf zur Auslösung, eines Anstosses, der vielleicht doch conditio sine qua non war. Daher die Wirkung des guten Beispiels nicht nur, sondern auch eines oft ganz zufälligen Wortes und noch mehr einer gewissen Gewandtheit in der Darstellung der moralischen Theorie. Wo aber auf Beispiel und Vorstellung, beide allein oder zusammen, nicht sofort die moralische Bethätigung geweckt wird, da ist wegen der Gleichheit menschlicher Natur anzunehmen, dass die Empfänglichkeit in der bestimmten Hinsicht schwach ist von Natur oder schwach geblieben in Folge andersartiger Entwicklung, vielleicht selbst dadurch noch um ihre ursprüngliche Stärke gebracht. Es gilt also sie womöglich zu wecken und zu steigern. Dies kann nur geschehen dadurch, dass man selbst die Beispiele der Moral fort und fort vor Augen stellt, und wo Gelegenheit ist, auch auf die moralische Theorie sammt ihren Mitteln hinweist, und nicht blos auf die eigene, sondern auch auf die Schwächen der anderen oder der vorgefundenen Art und Ansicht. Zwang ist nur zulässig als Hemmung gegen solche Bethätigungen, bei welchen das menschliche Zusammenleben überhaupt nicht mehr bestehen könnte, also als eigentlicher Rechtszwang, von dem später ausführlicher zu handeln ist. Wo darüber hinausgegangen wurde zur Erzwingung einer bestimmten Moralität, da hatte der Zwang stets zur Folge, dass blos äusserlich zugestimmt wurde, oder die eigene andere Art blos gehemmt wurde, innerlich aber blieb, und so entweder wieder durchbrach, oder, wenn ihr das nicht möglich war, von dieser innerlich anderen Art das Aufgezwungene so modificirt wurde, wie es z. B. mit dem Christenthum im römischen Reiche ging, das nicht nur mit dem Neuplatonismus (Dionys der Areopagite), sondern auch mit dem ganzen Volksaberglauben, nach-

dem es Staatsreligion geworden, rasch durchsetzt ward, oder die aufgezwungene Moral bleibt die officielle, aber die Volksart weicht stets von ihr ab, wie es bei der katholischen Moral in Frankreich der Fall ist, wo, wie selbst Comte zugesteht und Fremde leicht bemerkt haben, überwiegend Helvétius herrscht, also nicht der Sinn für die himmlischen Güter, sondern das wohlverstandene Interesse, gegründet in der sensibilité physique. Aller Zwang hat also eine Corruption der aufgezwungenen Moral selbst zur Folge, das Gegentheil von dem, was der moralische Mensch will und wollen muss.

Für die ganz spontan oder auf Anregung gewordene moralische Bethätigung gelten die Detailgesetze der Willensbildung: der moralische Wille bedarf zu seiner Kräftigung und Erhaltung der fortwährenden Uebung (§ 9), die Unabhängigkeit der moralischen Willensakte von Ort, Zeit, Stimmung, Umgebung u. s. w. muss angestrebt werden (§ 11), wegen der Macht des Beispiels ist schlechte Umgebung zu meiden, gute zu suchen (§ 10.) Wie bei andern Bethätigungen, so besteht auch bei der moralischen für Alle das Bedürfniss lebendiger Anregung durch Andere (§ 10), nicht nur für die von Haus aus der Anregung Bedürftigen, sondern auch für die mehr Spontanen; da kein Mensch allseitig ist, so sind Andere wieder spontan anregend für ihn (Kirche und verwandte Vereinigungen, Macht der Sitte). Die moralische Aufmerksamkeit muss erhalten und geschärft werden (§ 13). Die indirekte Willenserregung (§ 12) ist mit Vorsicht zu gebrauchen, es muss ein sittlicher Wille vorhanden sein, der zur Anlehnung für Anderes dient, es darf nicht etwa ein Unsittliches zum Auknüpfungspunkt des Sittlichen gemacht werden. Wenn der Weg auch so etwas unbequemer ist, so ist er doch der Weg zur wirklichen Moral. Gelingen ist zu üben, dem Misslingen zu begegnen (§ 14). Was speciell die Kinder betrifft, so ist wegen der Gefahr eines Auseinanderfallens von Theorie und Praxis (§ 21) — Kinder merken das in ihrer Umgebung sehr schnell — die richtige Methode der Erziehung zur Moralität die durch Beispiel, durch lebendiges, thätiges Beispiel (Pestalozzi's Anschauung), ausserdem

müssen die richtigen unwillkürlichen Bethätigungen begünstigt werden (§ 15), verkehrte Regungen müssen unterdrückt werden — es entspricht dies dem Rechtszwang gegenüber den Erwachsenen und findet in dieser Analogie zugleich seine Begrenzung — oder es muss ihnen vorgebeugt werden (§ 15). Dazu treten dieselben Regeln, die soeben allgemein gegeben sind. In der Jugend ist noch besonders auf Selbsterkenntniss hinzulenken (§ 32), und das Gefühl zu wecken, dass der wahre Mensch der Mensch des Thuns ist, der Mensch, wie ihn die anderen Menschen erfahren und erleben; bei uns gilt als der wahre Mensch mehr der des Denkens und stillen Phantasirens.

Inhaltliche Grundlegung der Moral.

34. Die positiven Forderungen, welche an eine Moral als Lehre von Aufgabe und Bestimmung des Menschen zu stellen sind, lassen sich nunmehr so abrunden: die Moral muss basiren auf der richtigen Theorie vom Ursprung des Willens, auf der Gleichheit der Grundzüge menschlicher Natur mit Rücksichtnahme auf eine mögliche mannichfaltige inhaltliche Ausfüllung derselben, sie muss Ideale und Regeln ihrer Verwirklichung geben auf Grund der festen Gesetze menschlichen Wesens, sie muss stark und kräftig sein können, ohne darum Zwang üben zu wollen.

Einer Moral, die diesen formalen Forderungen genügen will, scheint eine unüberwindliche Schwierigkeit zu erwachsen aus der Verschiedenheit der Ideale, welche sich nach § 26 in der Menschheit stets hervorgebildet haben. Diese Verschiedenheit ist keine willkürliche, sie hat ihren letzten Grund in dem Prävaliren eines oder des anderen der physiologisch-psychologischen Hauptsysteme (§ 17). Ist das vegetative System besonders regsam, so entsteht die Richtung des Denkens und Thuns auf materielles Wohl im weiteren Sinne. Ist das Muskelsystem besonders regsam, so entsteht die Richtung auf praktische Bethätigung als solche (militairische, technische, industrielle). Ist das Nervensystem besonders regsam, so werden Wissenschaft, Kunst, überhaupt geistiges Leben, oft in religiöser Form, als das Höchste gesucht. Mit diesen Hauptsystemen complicirt sich dann noch das sexuelle Leben. Es ist dort (§ 17) schon bemerkt, dass die Combinationen und dadurch Ab-

und Unterarten dieser Hauptrichtungen überdies sehr zahlreich sind. Eben dieser Umstand zeigt sofort, dass wir es hier nicht mit einem specifischen, sondern mit einem Gradunterschiede der Menschen zu thun haben, der somit einer annähernden Ausgleichung nach den Gesetzen der Willensbildung fähig ist. Wo die Verschiedenheiten schroff gegeneinander hervorgetreten sind — es ist das eine Folge der Enge des Bewusstseins (§ 32) —, da haben sie sich zu dem Gegensatz zugespitzt, ob in die sinnliche Natur des Menschen seine Aufgabe zu setzen sei oder in die geistige; zur geistigen Natur wurden da nicht blos die Denkbethätigungen, sondern auch die Muskelbethätigungen gerechnet, da man dem Geist die eigentlich bewegende Kraft beimass. Schon diese Wendung belehrt uns, dass wir es bei jener Streitfrage mit einer Auffassung zu thun haben, welche der falschen Willenstheorie angehört, und der daher mit dieser der Boden entzogen ist. Auch die Sinnlichkeit ist Geist, wir kennen sie blos als eine Art der Bewusstseinszustände, freilich als eine Art, die durch den Leib bedingt ist, aber auch die unsinnlichsten Gedanken in uns sind nicht da ohne Mitwirkung des Leibes. Wir denken überhaupt nicht, ohne dass der Leib dabei ist, und dass die verschiedenen leiblichen Systeme einen sehr grossen Einfluss auf Art und Inhalt unseres geistigen Lebens haben, darauf ist verschiedene Male hingewiesen. Also die Sinnlichkeit kann damit nicht abgewiesen werden, dass sie offenbar niedriger sei als Denken und Thätigkeit (Muskelaction). Die Sinnlichkeit ist gerade so gut Geist, wie Denken und Thätigkeit, es sind alle drei aber b e d i n g t e r Geist. Alle Ansichten, welche den Menschen in zwei Welten zerlegen, eine niedere sinnliche und eine höhere geistige, sind falsch, der Mensch ist eine geistige Welt, aber im engsten Zusammenhang mit einem leiblichen Organismus. Man hat wohl gesagt, Werthschätzung der Sinnlichkeit (Eudämonismus) vertrage sich nicht mit der Anerkennung und Bethätigung der Gleichheit menschlicher Natur, nach Kant soll der eigentliche Wahlspruch des Eudämonismus sein: liebe dich selbst über Alles, Gott aber und deinen Nächsten um dein selbst willen.

Dass Kant hier eine besondere Abart, vielleicht auch blos eine Ansicht, die sich schlecht ausdrückte, im Auge gehabt haben muss, erhellt daraus, dass die Hauptvertreter der Sinnlichkeit, im Alterthum Epicur, in der Neuzeit Helvetius, nicht nur die Gleichheit der Menschen voraussetzten und dem entsprechende Bethätigung lehrten, sondern dass gerade die ganze sensualistische Richtung des vorigen Jahrhunderts in hervorragender Weise für bürgerliche Gleichstellung der Menschen gekämpft hat. Ausserdem ist es bekannt, dass bei den sog. Naturvölkern, das sind aber Völker mit überwiegend sinnlichen Interessen, die Gastfreiheit sehr gross war. Auch bei uns scheint es dem gemeinen Mann, der materiellen Interessen meist ganz hingegeben ist, in bedeutender Ausdehnung durchaus natürlich, mit dem Hungernden sein Brod zu brechen, und sein Ideal ist oft sinnlicher Ueberfluss blos darum, damit alle Menschen sich einmal gründlich satt essen können. Die Sinnlichkeit ist also weder weniger geistig, als die Denk- und Muskelbethätigung, noch weniger menschenfreundlich, als diese es zu sein vermögen. Dagegen ist es sofort verkehrt, wenn man die Sinnlichkeit mit Einschliessung der Gleichheit der Menschen zum einzigen und ausschliesslichen Werth des menschlichen Lebens machen will. Dass nach Befriedigung der sinnlichen Nothdurft in vielen Menschen Muskel- und Nervensystem in einer relativ selbständigen Bethätigung in obigen Richtungen regsam sind, ist unzweifelhaft, und bildet die Grundlage für alle die Moralsysteme, welche Cultur in irgend einer besonderen Form mit mehr oder weniger Opposition gegen die Sinnlichkeit als Aufgabe des Menschen gefasst haben. Der Eudämonismus hat auch gewöhnlich zugegeben, dass militairische, technische, industrielle, wissenschaftliche u. s. w. Bethätigungen werthvoll seien, aber sie sollten keinen Gegensatz zu den unmittelbar sinnlichen Werthen bilden, oder aber blos durch ihre Beziehung zu diesen überhaupt erst hervorgetrieben werden. Dieser Streit ist heutzutage gegenstandslos. Dass auch jene Bethätigungen körperlich mitbedingt sind, ist zuzugeben, dass aber dieselben darum doch nicht als sinnlich angenehm, sondern mit eigenthümlichen

Werthgefühlen dem Einzelnen zum Bewusstsein kommen können, ist ebenso gewiss. Die Cultur weiss heutzutage auch sehr gut, dass ohne materielles Genügen und eine gewisse Frische und Kräftigkeit des sinnlichen Lebens die ihr als Cultur eigenthümlichen Bethätigungen nicht erhaltbar sind. Der frühere Gegensatz dieser Auffassungen ist daher von der richtigen Willenstheorie aus zu überwinden. Die Cultur kann die Richtung auf materielles Wohl als eine in sich und für Andere werthvolle um so mehr acceptiren, als durch ihr Vorhandensein einer Gefahr der Einseitigkeit, welche der Cultur innewohnt, vorgebeugt wird. Hätten die Alten materielles Wohl und die ihm unmittelbar zugewendete Richtung der Bethätigung höher geschätzt, so würden sie nicht an den socialen Uebeln gekrankt haben, an denen sie zu Grunde gegangen sind. Die Cultur wird heutzutage beides nicht nur schätzen, sondern sie wird auch ihre eigene Bethätigung nach dieser Seite nützlich zu machen suchen um der Wichtigkeit der Sache willen. Es ist daher nicht traurig, sondern erfreulich, weil ein Zeichen von allseitiger moralischer Werthschätzung, wenn bei uns von materieller Cultur so viel die Rede ist. Und wenn bei uns der gemeine Mann nicht mehr blos Brod und Brod schaffende Arbeit will, sondern auch nach Künstlerischem und nach wissenschaftlichen Lehren mindestens hinsieht und hinhört, so mag das alles noch recht trübe und wirr zur Zeit sein, aber ein Zug allseitiger moralischer Werthschätzung ist darin unverkennbar. Zu einer relativen Durchdringung freilich, bei welcher der Einzelne doch a potiori mehr der einen, der andere mehr der anderen Art zugehören kann, werden die früher in der Moral entgegengesetzten Richtungen des Eudämonismus und der Cultur nicht gelangen durch blosses Theoretisiren über beide, wie wir soeben gethan. Solches Theoretisiren hilft nach uns selber nur da, wo die Bethätigungen, auf welche es sich bezieht, bereits so weit vorhanden sind, dass es zu ihrem Hervortreten blos des Wortes oder einer Hinweisung bedarf. Die Hauptsache ist, dass die, welche von der Wahrheit der Ansicht durchdrungen sind, vor Allem in der Erziehung, soweit sie Einfluss auf solche haben (als Eltern, Lehrer u. s. f.)

darauf achten, welches physiologisch-psychologische Hauptsystem im Kinde, im Knaben, im Mädchen, prävalirt, und wo daher eine ergänzende Nachhülfe erforderlich ist. Unschwer ist es da, einer überwiegenden Culturneigung den Werth materiellen Wohles und der darauf gerichteten Bethätigung zum Bewusstsein zu bringen: man muss sie blos einmal in die Lage versetzen, materiellen Mangel zu leiden und sich anders als durch mechanische Beschäftigung nicht dagegen helfen zu können. In Kindern mit überwiegend vegetativem System dagegen müssen die Keime zu mehr selbständigem Muskel- und Nervenleben bis auf einen gewissen Grad gestärkt werden durch Uebung, damit mindestens ein annäherndes Nachbilden und Werthschätzen der überwiegenden Culturart in ihnen erreicht wird.

35. Es sind somit von dem früheren Eudämonismus und dem früheren Culturideal die Einseitigkeiten und Gegensätzlichkeiten abzustreifen, dann erhebt sich auf dem Grunde der formalen Gleichheit der Grundzüge menschlicher Natur als sittliche Aufgabe, dass ein jeder sich von seiner überwiegenden Art aus bethätige unter Anerkennung der je überwiegenden Art der Anderen. Sittliche Aufgabe ist dies nicht als ein plötzlich von aussen kommendes Gebot, sondern es ist eine spontane oder auf Anregung entstehende Bethätigung, die aber mit dem Bewusstsein verbunden ist intensiv und extensiv bildbar zu sein, vielleicht aus einer Einzelregung zum Hauptstück des Menschen gemacht werden zu können, und von ihrer Werthschätzung aus entsteht der Trieb, der Drang, sie auszubilden, aber ausführbar wird dies blos nach den immanenten Gesetzen menschlicher Natur. Diese Aufgabe ist, wie sie hervorgeht aus der Natur des Menschen, wie wir ihn thatsächlich kennen, zunächst auf diese bezüglich; die Moral ist daher unmittelbar eine immanente, sie geht von unseren irdischen Verhältnissen aus und bewegt sich in diesen, es sind damit nicht Hoffnungen, Aussichten, Erwartungen über die Erde hinaus ausgeschlossen, aber diese Transcendenz muss die gegebene irdische Natur des Menschen und die daraus erwachsenden Aufgaben anerkennen

und an sie sich anknüpfen als die klaren und gewissen, nicht darf durch transcendente Versuche das sicher und fest ermittelte Wesen des Menschen rückwärts alterirt werden. Wenn es sich darum handelte, diese moralische Auffassung mit Einem Worte zu bezeichnen, so würde ich sagen: Princip der Moral ist Erhaltung und Förderung der Menschheit, eine Bezeichnung, zu der es in der Geschichte der Moral dem Wort und dem Sinne nach mehrfache Analogien giebt.

Wir haben das Princip der Moral gewonnen durch Zusammenfassung des im Eudämonismus und in den Culturidealen Haltbaren mit Anerkennung der Gleichheit der formalen Grundzüge menschlicher Natur. Mit Betonung des letzteren Moments könnten wir das Princip auch die Moral der Liebe nennen. Indess muss bei dieser Bezeichnung auf Eins geachtet werden. Unter Liebe wird oft blos ein formales Verhalten zu anderen Menschen verstanden, wie etwa: sich die Zwecke Anderer zu seinen Zwecken machen, oder, wie Hegel sie definirt hat, sein Sein in einem Anderen haben. In diesem formalen Sinne wäre es vielleicht gerathener, statt Liebe Altruismus zu sagen, vivre pour autrui (Comte); denn diese Liebe kann aus blossem Mangel an eigenem Inhalt, aus blosser Leere hervorgehen. Sie kann blinde Hingebung an das Starke und Imponirende sein, was in Anderen hervortritt, gleichgültig welchen Inhalt es dabei hat. Solche Liebe hat sich grossen Feldherrn und Eroberern gegenüber mehr gezeigt, als erhabenen Erscheinungen wie Christo gegenüber; die Liebe des Weibes in diesem Sinne kann sich dem Edelsten wie dem Verruchtesten zuwenden. Umgekehrt giebt es auch eine Liebe aus vollem Herzen und sogar aus Ueberfluss, welche eher Altruismus zu nennen wäre, es ist dies das Eingehen auf Andere, welches mit grossem Thätigkeitsdrang verbunden zu sein pflegt, und oft ebenso blind verfährt, wie jene passive Hingebung. Liebe heisst allerdings das fremde Ich nachbilden und ihm nachfühlen können und daraus zu entsprechender Bethätigung erregt werden, aber sie schliesst nicht ein, dass das eigene Ich gleichsam leer sei oder seine Fülle blind ergiessen wolle. Wenn man aber solchen Inhalt

eigener Werthschätzung aller Hauptseiten menschlichen Seins und von da aus Bethätigung auf Grund der Anerkennung der Gleichheit menschlicher Natur unter Liebe versteht, so ist der Ausdruck Princip der Liebe für unser Moralprincip unverfänglich.

36. Bei unserem Moralprincip der Erhaltung und Förderung der Menschheit ist die Voraussetzung, dass menschliches Sein Werth habe oder als ein Gut erscheine. Durch den Pessimismus wird dies geläugnet. Indess ist es in der Lebensbeschreibung Schopenhauers durch Gwinner (1878) zu Tage gekommen, von wie besonderen Bedingungen diese Weltauffassung in ihrem klassischen Typus bei uns abgehangen hat. Die Bedingungen waren kurz diese: Sinn für Wissenschaft und Kunst, beides besonders in der Weise der Contemplation, verbunden mit Unfähigkeit speciell den Geschlechtstrieb zu beherrschen, und mit Unentschlossenheit und Ungeschick dem praktischen Leben gegenüber, daher völliger Unfähigkeit dessen eigenthümliche Werthgefühle zu fassen. Demgemäss sieht Schopenhauer es als den besten Ausdruck für Kant's Mängel an, wenn man sage: er hat die Contemplation nicht gekannt (Gwinner, S. 82). Erst das Alter brachte Schopenhauer die allmäliche Befreiung von der Herrschaft des „Willens", d. h. nach dem dort Voraufgehenden von der Heftigkeit des Temperaments und der Triebe (S. 526), speciell ist damit auch der Geschlechtstrieb gemeint (S. 527). Die Mutter erwähnt dem Sohn gegenüber seine „edle bekannte Unentschlossenheit", der Biograph spricht von des Mannes durchaus unpraktischer, ungestümer und schroffer Art (S. 73), und wenn er nach ihr gehandelt, so sei er doch stets überzeugt gewesen, das zweckmässigste Mittel gewählt zu haben (S. 178). Ausserdem war ihm von Natur eigen nach dem Biographen „Argwohn, Reizbarkeit, Heftigkeit und Stolz"; vom Vater angeerbt eine an Manie gränzende Angst (S. 399, 400), die wahrscheinlich mit krankhaften Affectionen des Gehörnervs zusammenhing (S. 77). Alle die leidigen Seiten seines Naturells waren durch keine Erziehung gebändigt oder gemildert worden. Dem Vater, den er früh verlor, war er sehr ähnlich (S. 43),

die Mutter, der seine Art fremd war, hatte ihn stets gewähren lassen (S. 65). Es sind also die Bedingungen des Pessimismus bei Schopenhauer: hohe intellectuelle, besonders contemplative Begabung, daneben starke sinnliche Triebe, Unfähigkeit dem praktischen Leben gegenüber. Sehr ähnlich, aber nicht ganz identisch sind die Bedingungen des indischen Pessimismus. Auch dort ist hohe intellectuelle, besonders contemplative Begabung, daneben starke Leidenschaftlichkeit, speciell zur Liebe, und das Gefühl, dass sich sinnlich-heftige Triebe in alles Thun mit hineinziehen, bei übrigens nicht geringem praktischem Geschick und Thätigkeit in der Arbeit (s. Baumann, 6 Vorträge aus dem Gebiete der praktischen Philosophie 1874, S. 5—8). Angeboren ist den Indiern ursprünglich ihr Pessimismus nicht, denn sie stammen von demselben Urvolk, von dem auch z. B. die Griechen mit ihrer Lebensfreudigkeit ein Zweig waren. In den Schilderungen der ältesten Veden erscheinen sie noch als ein tapferes, rüstiges, streitbares, dem Ackerbau und der Viehzucht thätig ergebenes Volk, welches sich die Unsterblichkeit etwa dachte wie die alten Deutschen oder die Griechen ihr Elysium. Es muss also mit der Festsetzung in Indien allmälich eine Veränderung im Temperament der Indier vorgegangen sein, so dass ihre sinnliche und praktische Bethätigung etwas Gesteigertes und Leidenschaftliches bekam, ihre denkende Bethätigung sich zwar hob, aber beides mehr isolirt gegen einander blieb. Ob das Klima diesen Einfluss nach und nach ausübte, ob das Kastenwesen mit seinen Vorschriften, die Individualität hemmend und dadurch nothwendig geheimes, aber unverstandenes Unbehagen anhäufend, darauf einwirkte, ob die Unterwerfung der Urbevölkerung und das Verhältniss zu ihr ein sich mehr Gehenlassen zur Folge hatte, ist zur Zeit noch nicht sicher zu ermitteln. Die Hauptbedingungen des Pessimismus, von Schopenhauer und den Indiern aus zu urtheilen, scheinen somit zu sein: intellectuell-contemplative Begabung und starke sinnliche Triebe, unvermittelt neben einander. Wo daher intellectuelle Begabung mit mässigen und leicht beherrschbaren Trieben zusammen war, ist kein Pessi-

mismus entstanden (Griechenthum), wo sinnliche und praktische Triebe ohne besondere intellectuelle Begabung als solche, aber mit Mässigkeit oder Temperirbarkeit jener, gleichfalls nicht (Semiten, Römer, Chinesen), ebenso nicht da, wo das gegenwärtige Leben in sich so viel Befriedigung gewährte, dass seine Mängel mindestens als in der Zukunft (irdischer oder himmlischer) überwindbar oder ausgleichbar gedacht werden konnten (germanische und germanisch-romanische Nationen, Slaven). Schopenhauer und die Indier sind daher kein Typus der Menschheit, sondern sehr singuläre Gestaltungen. Mit dieser Erklärung des Pessimismus als eines singulären Phänomens ist das Phänomen selber nicht beseitigt, es ist nur festgestellt, dass er nicht das Recht hat, sich als Norm der Menschheit hinzustellen. Zu beseitigen wäre der Pessimismus in Schopenhauer wohl gewesen. In ihm, wie in seinem dichterischen Gegenbild, Lord Byron, waren viele der besten Seiten menschlichen Wesens; ausser der intellectuellen und künstlerischen Begabung Sinn für Gerechtigkeit, Menschenliebe, Sehnsucht nach Loswerden der sinnlichen Heftigkeiten. Eine Erziehung, die nicht gewähren liess, die ausserdem das Bessere stärkte und zugleich den unmittelbar fehlenden Sinn für praktische Bethätigung zu erwecken gewusst hätte, würde hier wohl soviel haben erreichen können, dass ein Anfang der Selbstbeherrschung und ein Anknüpfungspunkt für ähnliche weitere Selbstbildung da gewesen wäre. So aber ereignete sich im Mannesalter beider lediglich, was Malebranche in die Worte gefasst hat: „unsere Leidenschaften rechtfertigen sich selber“, d. h. sie wecken die ihnen homogenen Vorstellungen, drängen dabei alle anderen zurück, daher die Theorie der gegebenen Praxis nothwendig conform wird. Für die indische Art ist eine Möglichkeit der Rückbildung in die überwiegende Art der anderen Indogermanen die, dass sie mit denselben mehr und mehr bekannt werden, und dadurch unwillkürlich Manches von ihrer Art geschwächt, gemildert wird, Anderes in ihnen wieder mehr geweckt wird. Das mag das schliesslich Gute der englischen Herrschaft in Indien einmal werden können.

37. Ausser dass bei unserem Moralprincip eine Werthschätzung des menschlichen Lebens vorausgesetzt wird, ist ausserdem angenommen, als ob Liebe, d. h. ein inneres Nachbilden der Anderen, als wären wir es selbst, und ein Aufnehmen ihrer Zwecke und Bethätigungen in unseren Willen etwas Selbstverständliches sei, was kein Mensch bezweifeln werde als factisch vorkommend und in jedem Menschen irgendwie, wenn auch nicht sofort allseitig, vorhanden. Dagegen scheint zu sprechen, dass man neuerdings für nöthig gehalten hat, die Liebe des Wohlwollens aus dem Egoismus, allerdings indirect, herzuleiten, und dass Schopenhauer und die Indier eine ganz aparte Quelle derselben in dem Mitleid und seiner metaphysischen Ausdeutung glaubten eröffnen zu müssen. Aus dem Egoismus leitet man das Wohlwollen so ab, dass man zuerst aus ihm das wohlverstandene Interesse entstehen lässt, das Bewusstsein, dass man die anderen Menschen nöthig hat, um selbst zu leben, dadurch gewöhne man sich Rücksicht auf sie bei seinen Berechnungen zu nehmen. So entsteht eine Association, so oft wir an unser Interesse denken, denken wir zugleich an die Interessen Anderer mit. Das Bindeglied dieser Association (das wohlverstandene Interesse) fällt durch die Häufigkeit derselben allmälich weg, so bleibt am Ende ein selbstverständliches Interesse für die Anderen ohne jenen Grund übrig, d. h. das uninteressirte Wohlwollen ist da und vererbt sich mit als Anlage. Ich will nicht darauf hinweisen, dass diese Ansicht zu viel beweist. Denn da jeder von uns unzähliche Vorfahren gehabt hat, die alle in ihrem Leben die Unentbehrlichkeit anderer Menschen zum eigenen Dasein täglich gespürt haben, so wäre zu erwarten, dass das uninteressirte Wohlwollen die Erde erfülle. Ich will blos daran erinnern, dass diese Ansicht dem Menschen abspricht, was sie den Thieren, von denen sie ihn doch pflegt herkommen zu lassen, eifrig zuweist. Sympathie und instinctives Handeln danach ist vielfach in der Thierwelt da, also muss es im Menschen, der davon herkommen soll, von Anfang an mit angenommen werden. Ueberdies hat man unter keinem Volk eine rein egoistische Moral je gefunden, gerade die Naturvölker

sind durch eine Mischung der verschiedensten moralischen Tendenzen bemerkenswerth (§ 25). Ob also der Mensch von den Thieren herstammt oder nicht, auf alle Fälle haben wir Grund ihm mannichfache moralische Tendenzen von Anfang an beizulegen. Das Mitleid aber ist gar kein singuläres Phänomen, welches eines besonderen Erklärungsgrundes bedürfte, es fällt unter einen allgemeinen Begriff, dessen Gültigkeit nicht in Zweifel gezogen werden kann. Mitleid heisst das Wehe Anderer nachfühlen, es fällt also unter den Begriff, Anderer Zustände nachbilden, dieses ist aber eine Art der Nachahmung, welche ein ganz allgemeiner menschlicher Zug ist, wie früher gezeigt, 1) bei der Nachahmung selber (§ 10), 2) bei der Frage, warum die Gleichheit der Menschen so schwer gefunden wurde und so langsam (§ 27). Dort sind auch die hindernden Bedingungen auseinandergesetzt, welche beim Mitleid wirken, gerade wie bei jeder anderen Art von Nachbildung menschlicher Zustände. Dass übrigens in allen Menschen, auch im verhärtetsten Egoisten, noch die Anlage zu uninteressirtem Wohlwollen ist, dafür hat Bain angeführt, dass den fröhlichen Spielen der Kinder auch ein solcher wohl sich selbst vergessend und ganz in deren Freude versunken zusehe. Wenn er nun frage, was uninteressirtes Wohlwollen sei, so dürfe man ihm getrost erwidern, es sei ein Gemüthszustand ähnlich wie der, den er aus dem erwähnten Falle an sich selbst kenne, vielleicht habe sich auch der Thätigkeitstrieb schon in ihm selbst damit verbunden, dass er etwa den Ball, der so gefallen, dass die Kleinen ihn nicht selber fanden, ihnen gezeigt, oder ein Kind, das beim Spiel gestürzt, aufgehoben und getröstet habe. Aehnlich ist eine Stelle bei Mencius (Eine Staatslehre auf ethischer Grundlage oder Lehrbegriff des chinesischen Philosophen Mencius von Faber, 1877, S. 52): „Sehen die Menschen plötzlich ein Kind sich einem Brunnenloch nähern, so haben alle ein erregtes und mitfühlendes Herz, nicht um sich den Eltern des Kindes zu empfehlen, nicht um von Nachbarn und Freunden Lob zu erndten, nicht aus Abneigung gegen das Geschrei verhält man sich so.“

38. Manche (Hobbes, Spinoza) haben den Selbsterhaltungstrieb zum Ausgangspunkt der Moral gemacht, bei Anderen zieht er sich mindestens als ein grosses Stück des menschlichen Wesens in alle Betrachtungen mit hinein. Da sich dabei noch viel falsche Auffassung jenes Triebes selber mit einmischt, so dürfen wir hier nicht unterlassen, eine Richtigstellung zu versuchen. Mit dem Selbsterhaltungstrieb verhält es sich ähnlich wie mit dem Gemeingefühl: wie dieses eine Resultante aus den organischen Einzelgefühlen ist, so ist der Selbsterhaltungstrieb eine Resultante aus einzelnen Selbsterhaltungstrieben. So könnte man von einem Selbsterhaltungstrieb des Auges reden; denn wenn etwas Gefahrdrohendes ihm naht, so schliesst es sich unwillkürlich, kommt ein Sandstäubchen hinein, so sondert sich sofort aus den Drüsen Feuchtigkeit ab, und es entsteht eine unwillkürliche Bewegung, vermittelst jener den fremden Körper zu entfernen. Ebenso giebt es einen Selbsterhaltungstrieb der Haut in Bezug auf Wärme und Kälte; die Hand, welche dem heissen Ofen zu nahe kommt, zieht sich unwillkürlich zurück, der Fuss, der in zu kaltes Wasser taucht, zuckt rückwärts. Der Selbsterhaltungstrieb des Leibes in Bezug auf Temperatur ist sehr deutlich; bei grosser Kälte gehen wir ohne alle besondere Ueberlegung schneller, um dem allzugrossen Wärmeabfluss nach aussen durch innere Erzeugung von Wärme in Folge der lebhaften Bewegung zu begegnen. Der Selbsterhaltungstrieb der Lungen ist ersichtlich darin, dass wir bei zu geringer Einathmung nach Luft schnappen, aus einer schlechten Atmosphäre hinauszukommen suchen, in derselben die Lufteinziehung möglichst reduciren und das Fehlende in besserer Luft durch energischeres Einathmen möglichst nachholen. Alle diese einzelnen Selbsterhaltungen sind ursprünglich Reflexacte und bleiben es meist, aber wir lernen auch aus ihrer öfteren Erfahrung, wie die Umstände zum Theil dabei sind, und sobald eine Fährlichkeit eintritt, können wir dann auch willkürlich der betreffenden Selbsterhaltung dienen und nachhelfen. Erst dieser mit Bewusstsein und Billigung begleitete Selbsterhaltungstrieb ist der gewöhnlich schlechthin so genannte. Schleier-

macher hat daher den Selbsterhaltungstrieb erklärt als Continuität der Existenz mit Wollen. Er hat auch Recht darin, dass der Selbsterhaltungstrieb sich auf alle Seiten menschlicher Natur bezieht, nicht blos auf die leiblichen, sondern auch auf die geistigen. Auch das Geistige ist zunächst ein Unwillkürliches, es wird dann auf Grund der damit verbundenen Werthschätzung ein Gewolltes, dem wir, durch Erfahrung belehrt, auch zu Hülfe kommen können, so strebt das Gedächtniss in der Jugend sich auszubilden und kämpft im Alter oft gegen seine beginnende Abnahme. Es ist nun aber nicht an dem, dass durch diesen Willen der Selbsterhaltungstrieb eine eigene selbständige Macht würde, sondern er bleibt stets abhängig von den Einzeltrieben, aus welchen er sich zusammensetzt. So ist das Essen entschieden eine Function des Selbsterhaltungstriebes, aber unmittelbar ist es eine Function des Magens und der damit zusammenwirkenden Organe. Sind diese angegriffen, entstehen also nicht die Reize in ihnen, welche sich als Hunger oder Appetit darstellen, so ist kein Verlangen nach Essen da, und der Selbsterhaltungstrieb ist nach dieser Seite zeitweilig unterdrückt. So kann es aber mit allen Seiten gehen, die Triebe können nicht entstehen, weil besondere Veränderungen der Organe, durch die sie bedingt sind, vorgegangen sind, und dann hört der Selbsterhaltungstrieb jedesmal in der betreffenden Richtung auf. Es ist also mit dem physischen Selbsterhaltungstrieb wie mit der Lebenskraft; wie diese blos ein Gesammtausdruck für die organischen Kräfte des Leibes ist, so ist auch der Selbsterhaltungstrieb blos ein Gesammtausdruck für die Selbsterhaltungstriebe der einzelnen leiblichen Functionen, und wie die Lebenskraft nichts thut und nichts wirkt, als soweit die organischen Kräfte der einzelnen Theile thun und wirken, so ist es auch mit der Selbsterhaltung. Sie ist stark, wo alle einzelnen Theile vollkräftig sind, schwach, wo diese schwach, gelähmt, wo diese gelähmt sind. Und wie mit den vegetativen Trieben, so verhält es sich auch mit den sogenannten geistigen und den Thätigkeitstrieben, sie sind stark, schwach u. s. w., jenachdem ihre organische Bedingung so ist. Es

gehen aber diese mannichfachen Selbsterhaltungstriebe nicht immer parallel, der eine kann stark sein neben grosser Schwäche der anderen. So z. B. kann das geistige Leben bei grosser Schwäche des vegetativen und des Muskellebens regsam sein und auch fähig, Werthschätzung eines kräftigen vegetativen und Muskellebens zu bilden und von da aus auf Grund eigener und fremder Erfahrung jenen schwachen Seiten des Lebens zu Hülfe zu kommen. Dass der Selbsterhaltungstrieb im Ganzen und Grossen zweckmässig wirkt, d. h. der Erhaltung des Lebens dient durch seine Bethätigungen, ist zuzugeben. Aber von einem Selbsterhaltungstrieb im Sinne Spinoza's als einer schlechthinigen Selbstbejahung, bei welcher der Selbstmord ein Räthsel würde, und nur als ein Werk des Wahnsinns könnte angesehen werden, ist nicht die Rede. Im Gegentheil, die Einzeltriebe, aus denen sich der Selbsterhaltungstrieb zusammensetzt, wirken keineswegs immer zur Erhaltung des ganzen Wesens zusammen, sondern der eine oder andere von ihnen operirt oft auf Unkosten und zum Nachtheil der anderen, so zwar, dass schliesslich eine Schädigung für das Gesammtleben und somit auch für jenen Trieb selber entsteht. Fast jeder Mensch hat einen Zug an sich, der zum Uebermass tendirt und so das Ganze gefährdet früher, als es sonst wohl der Fall gewesen. Essen, Trinken, Geschlechtsliebe sind blos die groben Formen, in denen das zu Tage tritt; die feineren sind Liebe zur Ruhe, wo ein gewisses Mass von Bewegung für andere Seiten des Lebens geboten wäre, Lust an der Unruhe, wo Ruhe mit erfordert wird, Freude an der Geselligkeit, der vielleicht ein Theil der erforderlichen Nachtruhe geopfert wird, Behagen an Wärme und am Zimmer, wo frische Luft und eine gewisse Abhärtung nöthig wären. Diese sogenannten Verirrungen des Selbsterhaltungstriebes finden sich keineswegs blos bei den Culturvölkern, auch bei den Naturvölkern bildet sich eine Menge von Selbsterhaltungen aus, an denen sie zu Grunde gehen: so eine oft ganz unsinnige Tollkühnheit und Waghalsigkeit, so die Unmässigkeit in Getränken, welche die vorübergehende Empfindung gesteigerten Lebensgefühls geben. Wie viele Men-

schen lassen „sich gehen und hängen", wo Hülfe und Belebung noch wohl möglich wäre; der Selbsterhaltungstrieb ist schwach in ihnen. Dass einzelne Seiten des Triebes stark sind, andere schwach, und von den starken aus das Ganze preisgegeben wird, zeigt sich in der verschiedensten Weise: wer für seinen Glauben oder seine wissenschaftliche Ueberzeugung leidet oder sich aufreibt, in dem wird das vegetative und das Muskelleben überragt von der contemplativen oder intellectuellen Seite, wer den Tod nicht fürchtet in der Schlacht, Gefahren freudig aufsucht u. s. f., in dem wird das vegetative und sonstige Leben überwogen von dem Muskelleben und den daran hängenden Thätigkeiten, wer in Ausschweifungen sich tödtet — wer sich in liebender Lust willig gezwungen verzehrt (Göthe) — in dem wird das sonstige Leben überwältigt von der speciellen Richtung; wer geistige und körperliche Sclaverei übernimmt, sich erniedrigt in jeder Weise, nur um leben zu bleiben, in dem überwuchert das vegetative Lebensgefühl alle anderen Seiten. Ja man kann sagen, in irgend einer Weise überwiegt stets eine besondere Seite des Lebens, so dass jeder Mensch mehr oder minder sich opfert, d. h. selbst an seiner Zerstörung auf Erden arbeitet. Der Selbstmord ist so nichts Räthselhaftes und nichts dem Selbsterhaltungstrieb Widersprechendes. Da es nämlich unwillkürliche Schwächungen und Tödtungen giebt, so kann es ebendarum auch willkürliche geben. Der Mensch erlebt an sich oder Anderen, welche Bedingungen die Schwächung oder Zerstörung nach sich zogen, und führt dieselben dann willkürlich auf Grund der Vorstellung und Werthschätzung und sich daran anschliessenden Bethätigung herbei, oder unterlässt mindestens, die Gegenbedingungen herbeizuführen. Die positive Herbeiführung setzt nur voraus, dass das vegetative Leben und sein Erhaltungstrieb im Moment schwach ist oder in grosser Depression, so dass von da aus dem Entschluss und der zur Ausführung erforderlichen Muskelbethätigung keine Hemmung entgegen gesetzt wird.

Da der Selbsterhaltungstrieb als Gesammttrieb und in seinen einzelnen Seiten verschiedener Grade fähig ist, so ist

nicht zu verwundern, dass er auch zwischen den grossen Gruppen der Menschheit sehr variirt an Stärke. Ist der Indier einmal über die frische und leidenschaftlich-bewegte Jugendzeit hinaus und hat seine Kastenpflichten der Hauptsache nach erfüllt, so ist er nur noch von geringer Stärke der Selbsterhaltung. Ueberhaupt wird erzählt, dass, wenn ein Indier vom Schnee auf den Gebirgspässen überfallen wird und vor Kälte nicht weiter kann, er sich nicht gewaltsam aufrafft dem drohenden Tode zu entgehen, sondern, so wie die Schwäche über ihn kommt, setzt er sich ruhig hin und erwartet sein Ende, auch wo Entrinnen noch wohl möglich. Aehnlich benimmt sich der Türke bei der Pest und anderen solchen Schickungen. Ganz anders der Europäer mindestens des Westens. Nicht die Lehren, die sich mit diesem verschiedenen Verhalten verbinden — in Indien die Auffassung, der Tod sei stets nur ein Uebergang in ein anderes Dasein, die Pest sei Allah's Wille, im gegenwärtigen Leben und nur in ihm falle die Entscheidung über Seligkeit und Unseligkeit (Augustin) — nicht diese Vorstellungen haben das verschiedene Verhalten erzeugt, denn die augustinische ist bei uns sehr abhanden gekommen, die Araber des Mittelalters haben sich bei gleicher Religion nicht so apathisch verhalten, auch in Indien ist das gegenwärtige Leben und seine weitere Führung nie gleichgültig für das folgende gewesen: die physiologisch-psychologische Art ist eine verschiedene. Der Kampf mit jeglicher Gestalt von Hindernissen ist dem Europäer an sich ein Reiz; der Türke, wo er nicht mit Dreinschlagen oder unmittelbarer Arbeit etwas ausrichten kann, liebt die Ruhe, und sollte er darüber zu Grunde gehen; dem Indier ist das still sich in sich Versenken, wozu ihn jene scheinbar sichere Todesgefahr auffordert, ein um sein selbst willen werthvoller Zustand, so dass ein gewaltsames Aufflackern der übrigen Seiten seines Seins sich gar nicht regt.

Das Resultat unserer Erörterung ist: der Selbsterhaltungstrieb ist nichts Einfaches und nichts Absolutes, er löst sich auf in viele Triebe, welche vielfach zusammenwirken zur Lebenserhaltung, oft aber auch gegeneinander wirken, so dass das Ge-

sammtleben geschädigt wird. Der Selbsterhaltungstrieb als eine geistige, bewusste Potenz ferner ist secundär, ihm liegt stets zu Grunde eine Lust, welche gesucht, eine Unlust, welche geflohen wird. Lust und Unlust haben an sich aber blos Beziehung auf die momentane Lage und ihre Verhältnisse (§ 20). So ist es darum auch mit der Selbsterhaltung. Daher gehen die meisten Menschen blos auf momentane Sättigung aus und fragen nicht, ob die Nahrung auch nachhaltig stärkend und erhaltend wirke. Gerade beim Volk ist dieser Zug sehr stark, wesshalb vom Gesichtspunkte der dauernden Stärkung der Nahrung aus die meisten, wo sie die Wahl haben, schlecht und unzweckmässig leben. Die Gebildeten wiederum, durch ihre ganze Bethätigung von geringer Lebhaftigkeit des vegetativen Systems und besonders die Nervenerschöpfung spürend, sind leicht der Leckerhaftigkeit mit Unverdaulichkeit und den blos erregenden Genussmitteln zugänglich, leben also gleichfalls unzweckmässig. Es kann also die Lust, welche dem eigentlich sogenannten Selbsterhaltungstrieb zu Grunde liegt, in ihrer Wiederholung und der besonderen Art ihrer Erfüllung der Erhaltung des Gesammtlebens förderlich sein, und kann auch als solche gewollt werden, es ist aber keineswegs unter allen Umständen so. Der Selbsterhaltungstrieb ist also zum Fundament der Moral ganz untauglich, er ist weder so fest noch so klar, wie man ihn sich gedacht hat, er ist sehr mannichfacher Grade und eines sehr mannichfachen Verhaltens fähig, und da er in seiner willkürlichen Form schliesslich auf Lust, d. h. ein Werthgefühl zurückkommt, so muss es sich in der Moral um diese Werthgefühle handeln, nicht um den Selbsterhaltungstrieb als solchen.

39. Unser Moralprinzip nennt sich Erhaltung und Förderung der Menschheit, um auszudrücken, dass alle Hauptseiten menschlichen Wesens nicht blos nach Kräften bewahrt, sondern auch zur Ausbildung gebracht werden sollen. Die Menschheit, die erhalten und gefördert werden soll, umschliesst alle Menschen, mich, d. h. jeden Einzelnen, mit eingerechnet. Daraus folgt für die Detailregeln des Sittlichen, dass ich mich zu fragen habe,

welche Art des Handelns, Denkens, Fühlens trägt zur Erhaltung und Förderung der Menschheit bei nach zuverlässiger Erfahrung oder nach sorgfältig geschätzter Wahrscheinlichkeit. Diese sind dann die Regeln für Alle, von denen ich mich nicht ausnehme, weder zu meinem Vortheil — denn ich bin blos einer neben den anderen — noch zu meinem Nachtheil — denn ich bin so gut einer wie die anderen — sondern unter welche ich mein Handeln, Denken, Fühlen selber subsumire. Das Letztere ist der Begriff der sittlichen Selbstliebe, welche es wohl giebt, und deren Sinn zu völliger Klarheit gebracht werden kann. Ich werde also thun, was meiner Erhaltung und Förderung nach allen Seiten menschlichen Wesens dient, aber ich werde es thun nicht auf Kosten der Anderen und ohne Rücksicht auf sie, sondern so, dass die Erhaltung und Förderung der Anderen daneben bestehen kann. Es liegt zu Tage, dass hierbei ein Element der Erfahrung und der Wahrscheinlichkeit hereinkommt, welches macht, dass zwar ein Theil der moralischen Regeln von Jedem findbar ist, ein Theil aber der Wissenschaft stets bedarf. Kant freilich glaubte, dass Alles a priori von Jedem könne gefunden werden; Garve, ein grosser Kenner vom Detail des Lebens, wandte ihm ein, warum denn z. B. bei Gesetzesberathungen oder überhaupt bei Erwägung von Massregeln, welche das Wohl einer Gemeinschaft unzweifelhaft in aufrichtigster und eifrigster Weise bezwecken, so viel Hin- und Herüberlegung statt habe, ob die und die Anordnungen auch den gewünschten Erfolg hätten, und wie es komme, dass oft die besten Anordnungen nachher sich mit Nebenerfolgen behaftet zeigten, die eine Correctur nothwendig machten. Ohne Kenntniss der verwickelten Natur menschlicher Dinge ist daher die Moral nicht aufzuführen, und so sehr Gesinnung und Bestreben zu verschiedenen Zeiten gleich sein können, so kann doch neben einer Summe von stets identischen Regeln auch eine vielfache Aenderung in anderen Regeln vor sich gehen. Es bleibt da nichts übrig, als aus der Erfahrung zu lernen, wie wir bald des Weiteren sehen werden, und wenn es sich um Festsetzungen handelt, wo die Erfahrung noch nichts Un-

zweifelhaftes gelehrt hat, nach bester Ueberzeugung auf Grund genauer Wahrscheinlichkeit zu verfahren.

Indem ich mich so nach Regeln behandle, die für Alle gültig sind, kann es sich ereignen, dass ich aus besonderen Umständen (des Talentes, des Glückes, d. h. des Zusammentreffens der von meiner Einwirkung unabhängigen äusseren Bedingungen eines Erfolges mit meinen Bemühungen) nach manchen Seiten menschlichen Seins besser fahre als Andere. Dann erfordert die Erhaltung und Förderung menschlichen Seins überhaupt, dass ich von dem, was mir (von Gütern, von Musse u. s. w.) nach den Regeln für Alle zukommt, gern Opfer bringe, falls Andere überhaupt oder im besonderen Falle einen besseren Gebrauch davon machen können als ich. Mit a. WW.: ich muss nicht blos gemeinnützig sein, indem ich für mich selbst blos nach allgemeinen für Alle gleichen Regeln nützlich bin, sondern auch gemeinnützig, indem ich darauf Rücksicht nehme, dass in Folge von Ungleichheit der Gaben und äusseren Umstände ich Ueberfluss haben kann, wo Andere unverschuldeten Mangel leiden, und ich also abhelfend eintreten kann. Dies muss soweit gehen, dass ich bei allgemeinen Leiden gern mit leide, also bei Hungersnoth meinen Bedarf auf das Aeusserste der Lebenserhaltung herabsetze, damit von meinen Vorräthen (im Durchschnitt gegen Entgelt, unter besonderen Bedingungen auch ohne solches) möglichst viele können erhalten werden. Aber es ist nicht gefordert, dass ich selbst verhungere, damit Andere am Leben bleiben. Solche und ähnliche Züge werden freilich gewöhnlich gepriesen und als eigentliche Liebe bezeichnet; sie sind des Preisens nur in dem Falle werth, wenn ich die gegründete Ueberzeugung habe, dass das Leben des Anderen und seine Erhaltung der Menschheit mehr dient als das meine. Nur wo specielle sittliche Verhältnisse vorliegen, welche eine solche eventuelle Aufopferung von vornherein mit einschliessen, lässt sich die Frage allgemein für entscheiden; so wird eine Mutter sittlicher Weise ihren letzten Bissen lieber ihren Kindern gönnen als sich selber. Aufopferung ohne Noth ist nicht Erhaltung und Förderung der Menschheit, es giebt auch eine

Uebertreibung des Besten, welche so gut vermieden werden muss wie das Schlechte.

40. In der Erhaltung und Förderung der Menschheit liegt mit, dass alles geduldet wird von menschlicher Art, was sich nur irgendwie mit dem Bestehen der Menschheit verträgt, den einzelnen Ueberlegenden oder Handelnden stets mit eingeschlossen. Hieran findet aber die Duldung zugleich ihre Begränzung. Schlägt oder greift mich ein anderer Mensch ohne Verschuldung meinerseits an, und ich widerstehe ihm nicht, so begünstige ich eine Art, die, zur Regel gemacht, die Lieblosen erhalten und fördern, die Liebevollen in ihrem Sein herabsetzen und bedrohen würde. Daher ist es Pflicht, d. h. eine nothwendige Consequenz des Moralprinzips, dass ich solchem Beginnen widerstehe. Ich werde zwar zum äussersten Mass in der Geduld gehen und zunächst blos Vorstellungen machen, wo aber diese nicht helfen oder der Andere nicht darauf achtet, bin ich sittlich nicht nur befugt, sondern gehalten, nach Kräften Widerstand zu thun entweder persönlich oder, wo eine allgemeine Ordnung hierfür besteht, durch Benutzung derselben, immer aber bereit, sobald der Andere sein Unrecht einsieht und Wahrscheinlichkeit da ist, er werde die Ungestraftheit nicht als Anreiz zur Wiederholung ansehen, ihm zu vergeben und die Strafe zu unterlassen, soweit in meinem Vermögen steht. Feindesliebe ist sittliche Vorschrift, sofern der Feind ja ein Mensch ist wie ich, und ich ihn stets nach den allgemeinen Regeln behandeln muss, welche für alle Menschen gelten; also wo er in Noth und Gefahr ist, und ich kann ihm helfen, werde ich es thun, unangesehen, dass er mir grundlos wehe gethan. Aber es ist nicht gefordert, dass ich mich gegen ihn so stelle, wie gegen einen Freund oder auch Einen, der mir nie Schlimmes zugefügt, im Gegentheil gehört es zu den allgemeinen Regeln, dass Gehässigkeit, Bosheit, schlechtes Nachreden als solches gekennzeichnet werde, so lange ein Mensch darin sich nicht ändert, d. h. wieder, es ist eine unabweisbare Folgerung aus dem sittlichen Prinzip, ihn empfinden zu lassen, dass Gehässigkeit, Bosheit, Verläumdung nicht zur Erhaltung und Förderung

der Menschheit beiträgt, sondern geeignet ist dieselbe zu hemmen. Dabei werde ich wieder bereit sein, jeden Augenblick zu vergeben, sobald es durch ausdrückliche Erklärung oder das thatsächliche Benehmen des bisherigen Feindes fest constatirt ist, dass er sich nicht mehr in derselben Stellung zu mir befindet. Strafen und Reactionen anderer Art sind daher durch das sittliche Prinzip nicht ausgeschlossen. Zu bemerken ist, dass solche und andere Regeln sich zwar ihrem Grundgedanken nach nie aufheben, aber wohl nach Umständen analog abwandeln. Z. B. Nothwehr ist erlaubt, aber gefordert ist zugleich, dass die Vertheidigung nie mehr thue, als zur Zurückweisung des ungerechten Angriffs durchaus erforderlich ist. Nun setzen wir den Fall, es wird jemand in einer Gegend angegriffen, welche zur Zeit durch eine ganze Bande unsicher gemacht ist, und der Angreifer hat unzweideutige Zeichen gegeben, dass er zu dieser Schaar gehört. Gelingt es mir also mich seiner zu erwehren, ohne dass ich nöthig hätte ihn zu tödten, so sehe ich als wahrscheinlich voraus, dass er Genossen herbei rufen wird, erbittert über sein Misslingen, und so Zeit haben wird, mich mit Uebermacht noch in der Verlassenheit und auf-mich-Gestelltheit zu erreichen. Dann habe ich die sittliche Befugniss, um dieser noch grösseren Gefahr zu entgehen, ihn zu tödten, trotzdem dies im Moment zu meiner Vertheidigung nicht nothwendig wäre. — Die Wahrhaftigkeit ist unzweifelhaft eine Pflicht; denn für Erhaltung und Förderung der Menschheit ist unerlässlich Verkehr, wissenschaftlicher, künstlerischer, freundschaftlicher, geschäftlicher u. s. w. Verkehr, Verkehr aber ist nicht wirksam ohne Wahrhaftigkeit. Aber an dieser Bestimmung der Wahrhaftigkeit als eines Mittels für Erhaltung und Förderung menschlichen Seins hat die Wahrhaftigkeit auch ihre Begrenzung. Setzen wir den Schopenhauerschen Fall, dass ich einsam im Walde einem verdächtigen Menschen begegne, der sich mir anschliesst und mich so ausfragt, als ob er wünschte zu wissen, ob ich Geld bei mir trage. Einem solchen werde ich nicht ausweichend antworten — dies würde, gerade wenn er auf Raub ausgeht, eine Anreizung für ihn sein, viel bei mir zu

vermuthen —, ich werde ihm in harmloser Weise beizubringen versuchen, dass an mir nichts zu plündern ist, wenn ich gleich nochsoviel bei mir führe. Es erfordert das in diesem Falle die Erhaltung und Förderung der Menschheit sowohl in seiner als in meiner Person, und der Canon der Neuplatoniker: *κρεῖττον τἀγαθὸν ἀληθείας*, ist hier durchaus zustreffend. Ganz etwas Anderes ist es, wenn ich eine Nothlüge sage, um mir eine selbstverschuldete Verlegenheit zu ersparen, als wenn ich sie sage, um den Anderen vor einem Mord, sei es auch an meiner Person, oder einem Raub zu bewahren (gegen Kant).

41. Mit der Menschheit, welche erhalten und gefördert werden soll, sind gemeint die einzelnen concreten Menschen nicht nur, sondern auch die Fortführung des menschlichen Geschlechts, also die gleichzeitigen und mögliche nachfolgende Menschen. Das après nous le déluge oder „die Späteren mögen sehen, wie sie thun“, ist ebenso unsittlich, als die Menschheit wie ein Abstractum zu behandeln, so dass man gegenüber den einzelnen lebendigen Menschen rücksichtslos und lieblos ist, um einer gedachten oder gehofften Menschheit zu dienen, was sich oft in den Spruch kleidet: man liebe die Menschheit, aber die einzelnen Exemplare derselben seien Einem unerträglich. Zur Erhaltung und Förderung der concreten Menschen gehört vor allen Dingen mit, dass man den Einzelnen im Verkehr mit ihm oder in der Einwirkung auf ihn als ein eigenartiges Wesen, als ein Individuum behandelt. Mit Individuum ist nicht nur gemeint, dass der Einzelmensch als Ich empfindet, denn wenn alle Menschen ganz gleich wären, so würde jeder doch als Ich empfinden und handeln, aber es fehlte die Individualität. Diese besagt, dass bei durchschnittlicher Gleichheit der Elemente menschlicher Natur jeder dieselben in mehr oder weniger von anderen abweichender Combination oder bei gleicher Combination in verschiedener Intensität und Extensität in sich hat. Die Individualität wurzelt nach Schleiermacher's erschöpfendem Ausdruck in Temperament und Talent zusammen, nicht blos das Formale, der Tonus des Denkens, Fühlens und Handelns (Temperament), sondern auch der Inhalt (das Ueberwiegen des

vegetativen, des Nerven- und des Muskelsystems mit ihren noch möglichen Verschiedenheiten), beide zusammen, machen die Individualität und in ihrer Ausbildung den individuellen Charakter aus (§ 17). Diese Individualität muss darum, soviel möglich, erhalten werden, weil nur in Anknüpfung an sie Erhaltung und Förderung der Menschen wirksam ist, der concreten effectiven Menschen. Die Individualität, die formale und inhaltliche, ist die Natur des Menschen, und aus ihr geht seine unwillkürliche Bethätigung hervor; kann diese sich ungehemmt entfalten, so findet nicht nur ein freudiges Gefühl statt mit all seinen anregenden Folgen (§ 19), sondern die Bethätigung selbst, sich leicht wiederholend, ist Uebung und dadurch Vermehrung der Fertigkeit und Einwurzelung der darauf bezüglichen Vorstellungen und Gefühle, welche beide letzteren zusammen die Gesinnung constituiren. Kann die Individualität sich nicht bethätigen, so hat eine Hemmung der frei steigenden Kräfte statt, eine Abdrängung von ihrer spontanen Bahn, dadurch wird auf den Menschen ein beständiger Druck ausgeübt. Was im Kleinen eintritt, zeigt sich deutlicher im Grossen. Wo keine wissenschaftliche und religiöse Freiheit geduldet wird, also die Einzelnen verhindert sind sich nach ihrer Art wissenschaftlich und religiös zu bethätigen, da wird dadurch auch die Fähigkeit für Wissenschaft und für selbständige Ueberzeugung selbst unterdrückt. Man kann es durch Zwang und Furcht (§ 12) dahin bringen, dass die spontane Bethätigung gehemmt bleibt, und dass der Mensch sogar an sich selbst arbeitet sich zu hemmen, aber man kann nicht andere Kräfte dafür einpflanzen. Dies gilt natürlich nur da, wo eigenthümliche Kräfte für Wissenschaft und Religion überhaupt da waren. Wo sich davon nichts regt, da kann man scheinbar alles in die Menschen hineinstecken von Lehren und Sätzen, aber auch nur scheinbar; denn was solche dauernd und nachwirkend aufnehmen, das hängt selbst wieder von der besonderen Receptivität ab, weshalb dieselbe Religion sich bei verschiedenen Völkern, die sie alle friedlich aufnahmen, doch so verschieden gezeigt hat. Zur Individualität gehört auch, wie man sich in

Erwerb und Industrie bethätigt. Es ist bekannt, dass beide in allen willkürlich-despotischen Ländern darniederliegen. Begreiflich! Soll der Mensch erfolgreich wirken, so muss er nach seiner Individualität wirken, zu dieser gehört aber mit, dass er Pläne machen und ausführen kann. Wo nun keine Sicherheit der Person und des Eigenthums ist, da kann er das in Bezug auf materiellen Erwerb nicht. Unternimmt er es doch, so wird er durch die störenden Eingriffe und willkürlichen Beraubungen beständig daran gehindert und immer wieder davon zurückgetrieben. Er ist noch übler daran als der Sklave bei den Alten, von dem Homer den tiefen Ausspruch gethan

ἥμισυ γάρ τ' ἀρετῆς ἀποαίνυται εὐρύοπα Ζεὺς
ἀνέρος, εὖτ' ἄν μιν κατὰ δούλιον ἦμαρ ἕλῃσιν.

Ein anderer Ausdruck für die Individualität in diesem Sinne ist die Selbständigkeit. Der Mensch will selbständig sein, Farbe und Schnitt der Kleidung wählen, wie sie ihm gefallen, sein Zimmer schmücken und es zurechtmachen, wie es ihm zusagt, arbeiten in der und der Weise, der eine sitzend, der andere stehend, ein dritter herumgehend, der eine ist stumm dabei, der andere spricht bei lebhaftem Denken laut mit sich u. s. f. Selbst über die Annehmlichkeit geht dem Menschen die Selbständigkeit. Um selbständig zu leben, d. h. einen Ort und eine Lebenseinrichtung zu haben, wo er nur von sich abhängt, gründet er sich oft mit anderweitigen Opfern einen Hausstand; selbst wenn er sich nicht verheirathet, ist seine Sehnsucht darauf gerichtet, er will eigene Möbel, eigene Tischbestellung u. s. w. haben. Den meisten Menschen geht es materiell besser, so lange sie sich nicht so einrichten, namentlich durch die Ehe geben sie oft viel von bequemeren Tagen auf, nichtsdestoweniger ist der Trieb nach selbständigem Hausstand überwiegend. Auch eine eigene Werkstatt zu haben, mit eigenen Werkzeugen zu hantiren, wo man nach Neigung gerade jetzt dies Werk, dann jenes machen kann, nach Neigung einmal mehr und ununterbrochen arbeiten kann, das anderemal weniger, macht ein grosses Stück der Selbständigkeit aus. Was vom Gelehrten,

vom Künstler gilt, dass er eine gewisse Freiheit in seiner Lebenseinrichtung haben muss, um sich mit Erfolg zu bethätigen, das gilt von jedem Geschäft. Völlige Unfreiheit in diesen Dingen, ob sie durch Rechtszwang, ob durch die Gewalt der Verhältnisse herbeigeführt wird, hat etwas die Individualität Hemmendes, dadurch kommt kein directes freudiges Gefühl an der Bethätigung auf, und es wird die Hälfte der Tüchtigkeit dem Menschen genommen, die er hätte haben können. All diese Individualität ist nicht nur verträglich mit höchster Sittlichkeit, sondern sie ist für ihre Bethätigung erforderlich, nur bei ihr kann sie überhaupt gedeihen. Es mag schon hier darauf hingedeutet werden, dass an der Individualität das Privateigenthum hängt. Zur individuellen Bethätigung muss man einen Inbegriff von Mitteln haben, die uns dauernd zur Verfügung stehen, über die wir mit Ausschluss Anderer jeden Augenblick disponiren können. Zur Individualität gehört religiöse, wissenschaftliche Freiheit, gesellschaftliche Freiheit, d. h. Freiheit, mit wem man will, näheren Verkehr zu haben, vorausgesetzt, dass der Andere auch will. Es ist aber nicht mit der Individualität gesetzt, dass jeder auf das Aeusserste der Selbständigkeit hinstrebt, im Gegentheil der Trieb zur Verstärkung unserer Art durch Andere und zur Ergänzung derselben durch Andere gehört mit zu ihr. Der Eine ist gern möglichst für sich, und auf sich selbst gestellt wirkt er gemeinnützig von da aus, Andere lieben den Zusammenschluss mit Gleichen oder auch mit theilweise Ungleichen. Diesen Zusammenschluss mit Anderen in engerer und in freierer Weise ist es daher Pflicht nicht nur zu gewähren, sondern auch für viele, ihn zu suchen. Die moderne Lehre hat den Individualismus häufig so gefasst, als wolle jeder Mensch rein für sich sein und blos neben den anderen. Dies ist falsch. Viele Menschen können das gar nicht, sie gehen zu Grunde, wenn sie auf sich selbst sollen gestellt sein, wie es das spanische Sprüchwort ausdrückt: Gott bewahre mich vor mir selber; sie bedürfen daher der Anlehnung an Andere als Verstärkung sowohl wie als Ergänzung. Daher ist man jetzt mit Recht wieder darauf aus,

Organisationen zu schaffen, die ohne die Missbräuche, welche sich an die früheren allmälich anhingen, doch Halt und Gemeinsamkeit gewähren. Die Naturen, welche der Verstärkung und Ergänzung am bedürftigsten, sind aber zugleich oft solche, welche diese nicht selber einzuleiten und einzurichten im Stande sind. Daher muss es Leiter geben. Hier erwächst für begabte sittliche Naturen eine grosse Aufgabe, ähnlich der früheren der Kirchen: es muss Vereine geben, für alle Seiten menschlichen Lebens, denen sich die Verstärkungs- und Ergänzungsbedürftigen anschliessen können. Wie einst die Männer von religiöser Erregung auszogen, Kirchen zu gründen, so ist es heutzutage Aufgabe, Mittelpunkte der verschiedensten Art für alle Seiten menschlicher Bethätigung zu gründen, nicht etwa zur Faulheit und Bequemlichkeit, sondern um die Bedingungen sittlicher Thätigkeit überhaupt zu schaffen und beständig präsent zu erhalten. Selbst im kleinen Kreise kann da viel geschehen: wie heilsam wirkt die Aufforderung auf manchen Schulen, dass ältere und wohlhabendere Schüler jüngeren ärmeren Nachhülfe-Unterricht in Mathematik oder sonst worin geben; wie viel könnten Studenten einander nützen, wenn ältere mit jüngeren je nach beider Bedürfniss Lectüre oder Repetitionen einrichteten, oder auch gleichaltrige, aber von verschiedener Begabung theilweise einander zur Hand gingen.

42. Wir haben unser Moralprinzip in einigen Folgerungen und Ausführungen sich ergehen lassen, mehr in freier und hier und da anticipirender Weise, um mit seinem Sinn und seiner Manier sofort einige Vertrautheit zu bewirken. Ehe wir zu seiner methodischen Durchführung fortgehen, ist die Vorfrage zu beantworten, ob wir mit denen, welche ihm nicht anhängen, einen gemeinsamen Boden im Verkehr u. s. w. besitzen. Wir leben zwar der Ueberzeugung, dass das Prinzip der Erhaltung und Förderung der Menschheit allgemeinen Eingangs fähig ist, und werden noch weiter die Mittel angeben, ihm diesen Eingang zu verschaffen, aber wir haben unter diesen Mitteln allen Zwang verschmäht. Wir können also weder direct noch indirect unser Moralprinzip allen Menschen aufdecretiren, bedürfen

also, bis einmal Einhelligkeit der sittlichen Ueberzeugung und Bethätigung durch blosse freie Anregung der in der Menschheit hierfür vorhandenen Kräfte und durch Ueberwindung der entgegenstehenden Hindernisse hergestellt ist, eines gleichsam neutralen Bodens zum Zusammenleben und Verkehr. Dieser neutrale von der bestimmten sittlichen Ansicht nicht direct abhängige, aber doch von ihr geforderte Boden ist das Recht. Neben der bestimmten Moral, welche wir geben, ist daher zugleich erforderlich eine Rechtslehre. Diese fügen wir darum bei, aber stellen sie schicklich an's Ende, nicht als Folgesätze aus der bestimmten Moral, sondern als eine nothwendig nebenherlaufende Lehre von den allgemeinen Forderungen freien Zusammenlebens, welche schlechterdings und unabhängig von der besonderen sittlichen Ansicht der Einzelnen gewahrt sein müssen.

Die drei Cardinaltugenden.

43. Ist das Prinzip der Moral Erhaltung und Förderung der Menschheit, den Handelnden mit eingeschlossen, so sind die Haupteigenschaften, welche vorhanden sein müssen, jener Aufgabe wirksam zu leben, Thätigkeit, Wohlwollen, praktische Verständigkeit in Bezug auf Zweck und Mittel, Ursache und Wirkung. Ohne Thätigkeit kann weder das eigene noch fremdes menschliches Sein gefördert, schwerlich auch nur erhalten werden. Wohlwollen macht, dass wir fremdes Sein innerlich nachbilden und seine Werthgefühle theilen. Praktische Verständigkeit geht darauf, dass wir die menschliche sowohl als die äussere Natur nie anders als nach ihren immanenten Gesetzen behandeln. Diese Eigenschaften müssen daher geweckt und durch Uebung zur Sicherheit und Leichtigkeit gebracht sein, sowohl was Bethätigung als solche, wie was die dazugehörigen Vorstellungen und Werthschätzungen betrifft. Bethätigung, Vorstellung und Werthschätzung zusammen, sofern sie bleibend sind und der sittlichen Aufgabe dienen, ist der Begriff der Tugend, es sind somit die Cardinaltugenden bei uns: Thätigkeit, Wohlwollen und praktische Verständigkeit. Zur Realisirung der sittlichen Aufgabe müssen dieselben in einander sein, sie lassen sich selbst in der wissenschaftlichen Behandlung auch nur a potiori trennen.

Mit der Thätigkeit ist sowohl geistige wie körperliche gemeint. Für beide (Nerven- und Muskelbethätigung) ist das vegetative System die bleibende Grundlage, von seiner Gesund-

heit und Frische hängt ein grosser Theil unserer Munterkeit, Aufgelegtheit und Kräftigkeit ab. Es ist daher für dasselbe zunächst im Kinde nach den Regeln von § 9 u. 15 zu sorgen. Geschieht dies, so regt sich auf Grundlage des vegetativen Gedeihens früh Muskel- und Nervenbethätigung mit einer gewissen Selbständigkeit. Zunächst zeigt sich dies als Spiel, d. h. als solche unwillkürliche und bald auch willkürliche Bethätigungen, von denen jeder Act Lust ist. Die Philosophen haben daher von Plato an die Spiele der Kinder als die Vorbereitungen der Thätigkeit der Erwachsenen angesehen. Es ist darum eine Betrachtung derselben nothwendig. Die Spiele der Kinder gehen hervor aus spontanen Empfindungen und Bewegungen, an welche sich Werthgefühle und ursprünglich sehr dunkle Vorstellungen anschliessen, aber beides genügt, dass sehr rasch Empfindungs- und Bewegungswollungen daraus entstehen. Die Kinder wollen bald sehen, tasten, hören, anfangs auch schmecken — daher sie Alles zum Munde führen —, später auch riechen. Bald überwiegt der Trieb der sogenannten höheren Sinne (Gesicht, Getast, Gehör) und der Bewegungstrieb; sofern nämlich die mehr blos vegetativen Triebe von aussen bei ihnen ihre ausreichende und zugleich nicht überreizende Befriedigung erhalten, treten sie zeitweilig zurück, und jene anderen um so mehr hervor (Beneke). Da jene Triebe, Gesicht, Getast, Gehör, Bewegung gleichzeitig vorhanden sind, so sind die meisten Spiele eine Combination von Empfindung und Bewegung, die Kinder betrachten den Gegenstand, betasten ihn, lassen ihn fallen, rollen, schieben ihn, zerreissen ihn. Der sogenannte Zerstörungstrieb der Kinder geht auf blosse Muskelactionen zurück, welche sich am Gegenstande Luft machen, er ist wesentlich Beschäftigungstrieb (Rousseau). Das Eigenthümliche des Spielens und was es zum Spiel macht, ist die unmittelbare und gegenwärtige Lust an den Empfindungen und Bewegungen. Da die Einzelkräfte der Kinder, sowohl die physiologischen als die psychologischen, rasch erschöpft sind, so gehört zu dieser Freude mit der Wechsel des Spiels, welcher aber dadurch compensirt wird, dass nach kurzer Zeit das frühere Spiel dem

Kinde in Folge seiner gleichfalls noch geringen Gedächtnisskraft wieder neu wird.

Die Empfindungslust der Kinder und damit ihr Spiel richtet sich auf das Helle, Bunte, Glänzende bei den Farben, auf das Laute und Starke bei den Tönen, ihre Tastempfindung, innig verbunden mit dem Bewegungstrieb, bevorzugt Alles, was sich variiren und in mannichfacher Weise tractiren lässt; daher die Vorliebe für Spiele mit Sand und überhaupt für das Zerlegbare. Sehr bald verbindet sich mit dem Empfindungs- und Bewegungstrieb, wozu auch der Sprachtrieb zu rechnen ist — Kinder in der Wiege unterhalten sich schon mit Lallen von Tönen — der Nachahmungstrieb. Die Vorstellung von Handlungen, die sie mit den Sinnen in sich aufgenommen, bleibt als Erinnerungsbild und wird bei entsprechender Beanlagung zum Reiz, die gleichen Handlungen mit allen Empfindungen und Bewegungen, die dazu gehören, darzustellen. Insofern beim Spielen in den Kindern Empfindungen und Bewegungen das Herrschende sind, welche unmittelbar Lust machen, und die darauf bezüglichen Erinnerungs- und Erwartungsvorstellungen denselben Zug an sich tragen, haben alle diese Spiele das ästhetische und künstlerische Prinzip in sich. Denn dem Aesthetischen und Künstlerischen ist es wesentlich, dass nicht blos das Ende einer Vorstellungs- und Bewegungsreihe Befriedigung gewährt, sondern jedes Glied der Reihe in sich selbst bereits mehr oder minder unmittelbar Befriedigung mit sich führt (James Mill). Der Unterschied der Phantasie und des künstlerischen Thuns der Kinder von den Erwachsenen besteht darin, dass das quantitative Element, die Begrenzung und Bestimmtheit der Figuren, Gruppen, Räume, Zeiten bei ihnen vermöge des Ueberwiegens ihrer Lust am Qualitativen und der Unruhe ihrer Bewegungstriebe zurücktritt, und dass ausserdem bei der Ungenauigkeit ihrer sinnlichen Auffassung ihnen geringe Aehnlichkeit genügt, einen Gegenstand für etwas Anderes zu nehmen, einen Stecken für ein Pferd, ein Holz für eine Puppe. Daher haben Kinder ihre eigene Welt, dadurch dass sie sich aus der umgebenden Wirklichkeit das aussuchen, was ihre Sinne und

Bewegungstriebe unmittelbar mit Lust anspricht, und dieses in die mannichfachsten Verbindungen, besonders nach Aehnlichkeit und Contrast, bringen. Diese kindliche Welt ist ausserdem durchzogen von der allgemeinen Beseelung, die sie über alle Gegenstände darin verbreiten, welche durch Beweglichkeit, Töne, Wohl- oder Wehethun an Menschen erinnern können. Da ferner der Bewegungstrieb in ihnen überwiegt, so sind ihnen alle Spiele die liebsten, bei denen es etwas zu thun giebt; sie setzen Alles in Handlung um (Schleiermacher). Auch die Erzählungen, an welchen sie Wohlgefallen haben, sind von solcher Art, es muss sich darin Alles bewegen, und der Inhalt muss lebhafte Bilder für Auge, Ohr, Getast, Geschmack, Geruch enthalten, sie durch leise Bangigkeit und um so grössere Freude am Ende erregen, während die Gesetze von Ort, Zeit, bestimmter Gestalt und alle Begrenzung der Wirklichkeit fehlen (Schlaraffenland, 1001 Nacht, Mährchen, Fabeln). Dieses ist die psychologische unaufhebbare Grundlage der Spiele.

44. Was ihren Werth betrifft, so darf man sich nicht darauf beschränken, sie blos als eine Beschäftigung anzusehen, die man dem Kindesalter concediren müsse, damit es überhaupt die Zeit hinbringe, sondern sie sind die der physiologisch-psychologischen Natur des Kindes angemessene Art seine Kräfte zu üben und dadurch allmälich in die Wirklichkeit der Erwachsenen sich hineinzuleben. Es gilt daher, das Gute in ihnen zu erhalten und zu stärken, das Bedenkliche zu mildern oder nach und nach zu überwinden; denn die Spiele erzeugen, wie alles Wiederholte, geistig und leiblich Gewohnheiten und Fertigkeiten, welche ihrem formalen Charakter nach in das Leben der Erwachsenen eingehen: ein Kind, das stets träumerisch spielte, bleibt im Durchschnitt auch träumerisch im späteren Leben, ein Kind, das alle Augenblicke im Spiel wechselt, bleibt launenhaft und unstetig als Erwachsener. Von diesem Gesichtspunkt aus, dass die Spiele der Kinder eine nothwendige Entwicklungsstufe sind, deren formale Ergebnisse in das Geistesleben des Menschen dauernd eingehen, hat man seit Langem Vorschriften für dieselben gesucht. 1) Auf edle und würdige

Umgebung und edle und würdige Arten des Spiels hat man seit Plato und Aristoteles ein Hauptgewicht gelegt. 2) Dass der Beschäftigungstrieb der Kinder benutzt werde in der Richtung, dass sie möglichst bald ihre Spielsachen sich selbst machen lernen, und so in die Befriedigung nützlicher Activität hineinwachsen und vor der Gewohnheit des blos passiven Geniessens bewahrt werden, haben besonders Locke und Rousseau empfohlen. 3) Ist erforderlich, dass ein Wechsel von Spielen mit anderen und von Alleinspielen herbeigeführt werde, dass das veränderungssüchtige Kind durch öftere Wiederkehr zu demselben Spiel zu einer grösseren Stetigkeit der Auffassung und Bethätigung gebracht, das über einem Gegenstande brütende zu einem angemessenen Wechsel veranlasst werde u. s. f. 4) Die Mährchen sind oft angegriffen worden und manchmal mit Recht; bei reinem Inhalt sind sie in Schutz zu nehmen, nicht blos als Unterhaltung für das zu anderer Empfindung und zur Bewegung müde gewordene Kind, sondern auch weil sie grosser und doch einfacher religiöser, ästhetischer, ethischer Motive durch ihre freie Verfügung über alle Dinge fähig sind (vom Fischer und seiner Frau). 5) Der kindlichen Auffassung liegt von sich aus das genaue Erfassen der Figuren und überhaupt das mathematisch-exacte Element fern und tritt daher in dem Spielen sehr zurück, d. h. also, es werden die Kräfte dafür von selbst wenig geübt. Dies Element dem Kinde zuzuführen und zwar so, dass sein Beschäftigungstrieb dadurch mit Nahrung bekomme, ist der Grundgedanke der von Fröbel erdachten Kinderspiele. Kugel, Würfel, Walze werden hier zuerst als Spielwerk mannichfach gebraucht, dann als Anknüpfungspunkt für Sprach- und Denkübungen benutzt; später erhält das Kind diese Körper immer mehr in Theile zerlegt und lernt Formganze daraus aufbauen, die theils Gegenstände aus dem wirklichen Leben darstellen, theils Gestalt, Lage, Zahl, Ordnung als solche hervortreten lassen, theils Schönheitsformen durch Symmetrie u. s. w. nahelegen. Hieran schliesst sich zu gleichen, aber noch mannichfacheren Zwecken das Stäbchenlegen, Ringlegen, Zeichnen, Ausstechen, Ausnähen, Flechten, Papierfalten, Ausschneiden,

Papierschnüren, die Erbsen- und Korkarbeiten, endlich das Modelliren, — Alles, damit das Kind Formen wirklicher Gegenstände, mathematische Körper und Formen, endlich schöne Formen dadurch lerne, dass es sie möglichst selbstthätig macht. Mit diesen Uebungen wird Garten- und Thierpflege verbunden, wieder mit Benutzung und Hervorlockung der Selbstthätigkeit der Kinder. Gegen diese Fröbelschen Kinderspiele hat man eingewendet, sie seien unnatürlich, darum seien auch die Kinder von selbst nicht darauf gekommen. Dagegen gilt: natürlich ist nicht blos das, was völlig spontan entsteht, sondern ebenso, was durch Beispiel angeregt entsteht. Durch Beispiel anzuregen ist aber hier um so mehr Sache der Erwachsenen, weil sie die Bedeutung des mathematisch-mechanischen Moments und einer rechtzeitigen Auffassung desselben kennen gelernt haben. Richtig ist bei Fröbel auch die Methode, nicht durch passive Anschauung, sondern durch thätige Hantirung und allmäliche Selbstgestaltung jene Formelemente zu lernen. Auch der Einwurf, es käme so zu viel Ernst in das Spiel, gilt bei massvoller und besonnener Handhabung nicht. Ernst kommt überhaupt nach und nach ins Spiel, sobald die Kinder im Stande sind, ein Ziel, das ihnen werthvoll dünkt, durch eine Reihe von an sich unangenehmen oder gleichgültigen Acten zu erreichen, und solcher Ernst muss sich aus dem Spiel entwickeln, wenn der Mensch überhaupt aus dem blossen Spiel herauskommen soll zur Arbeit.

45. Der Begriff der Arbeit ist nämlich solche Bethätigung, deren Endzweck, also letztes Glied, werthvoll ist, deren dazu führenden Mittelglieder aber oft mit Unannehmlichkeit verbunden sind oder mindestens nicht unmittelbar Lust machen. Dieser Zug zur Arbeit muss, sobald er sich regt, in angemessener Weise begünstigt werden (§ 15), wo er nur schwach auftritt, ist ihm nach den früheren Regeln (§§ 9, 10, 11, 14) nachzuhelfen. Vielen wird so die Arbeit, geistige und körperliche, selbst Genuss (§ 19), vielen bleibt sie stets lästig, aber der Werth des Zieles und die Uebung lässt sie die Mühseligkeit willig übernehmen (§§ 12 u. 9). Es giebt an sich

thätige Naturen, die immer etwas treiben müssen, oft ist ihnen gleichgültig, was. Es giebt sodann Naturen, die, sobald ihnen etwas als werthvoll erscheint, in Tendenz zur Realisirung gerathen, geschehe die Realisirung durch überwiegend geistige oder überwiegend leibliche Thätigkeit. Es giebt andere, welchen zwar etwas sehr werthvoll dünkt, aber die Kräfte zur möglichen Verwirklichung regen sich langsam; diesen muss besonders von Seiten der Bethätigung nachgeholfen werden, damit das aus sich träge Muskel- oder Nervensystem viel geübt werde und so eine Leichtigkeit seiner Erregung erreiche, welche von Natur nicht da ist. Den Letzteren kommt die Arbeit stets als schwere Pflicht vor, den Mittleren als selbstverständliche Pflicht, den Ersteren ist sie unmittelbar natürlich. Ihnen muss bestimmtes Ziel und öftere Ruhe zur Pflicht gemacht werden, Pflicht hier in dem Sinne verstanden, dass ein Werth zwar als solcher erkannt wird, seine Realisirung sich aber nicht von selbst und unmittelbar macht, sondern gewisse innere Hindernisse zu überwinden sind. Sittlich können alle diese verschiedenen Naturen gleichsehr sein. Die letzteren scheinen zwar es schwerer zu haben, aber dafür sind die mittleren zur Uebereilung geneigt; sobald ihnen etwas werthvoll dünkt, schreiten sie zur Verwirklichung, was bei verwickelten sittlichen Fällen oft die nochmalige Ueberlegung und ruhige Erwägung ausschliesst. Die ersteren aber glauben oft sittlich zu sein, blos weil sie thätig sind, und versäumen die Hineinarbeitung der beiden anderen Cardinaltugenden in die Thätigkeit. „Der Mensch ist von Natur faul, Arbeit ist blos eine unnatürliche Anstrengung“, ist ein Ausspruch der dritten Naturen. Falsch ist er, sofern er allgemein macht, was trotz seiner grossen Verbreitung blos individuell ist. Der Ausspruch kann sich auch mit der Sittlichkeit vertragen, falls man unter Natur versteht, dass viele Menschen nicht unmittelbar und leicht in Thätigkeit übergehen, und unter unnatürlicher Anstrengung eine Bemühung, welche sich eben nicht sofort und unmittelbar darbietet, sondern von anderen Momenten im Menschen her erst noch geweckt werden muss. Sehr sittliche Naturen haben jene Ansicht getheilt. So

wird Locke's Ausspruch oft angeführt: labour for labour's sake is against nature. Die englische Art, durch Preise auf der Schule zu wirken, und die grosse Rolle, welche die Hinweisung auf die reputation, die Achtung bei Anderen und ihren Werth, in der Erziehung dort spielt, mag damit zusammenhängen. Selbst dass Locke lehrt, die Vorstellung von Gut oder Uebel wirke zwar auf den Geist, was ihn aber eigentlich jedesmal zur Handlung bringe, sei uneasiness, das Unbehagen mit einer gegenwärtigen Lage, deutet auf denselben Gedanken zurück. Denn er meint: jeder bleibt in der Lage, in welcher er sich befindet, wenn sie nur irgend erträglich ist, nur grosses Unbehagen in derselben wird ihn zur Bemühung bringen, sich davon loszumachen. Selbst der conservative Zug der Engländer lässt sich hiermit in Zusammenhang bringen. So thätig überdem die Nation ist, so wird sie doch nur durch grosse Ziele zur Entfaltung dieser Thätigkeitskraft gebracht, und ist an sich mehr geneigt, ihre Kraft in Spielen, besonders körperlicher Art zu üben (the merry old England). — Im Mittelalter hat man das körperliche Widerstreben zur Thätigkeit in einer Hinsicht sehr empfunden. Man hielt die religiöse Contemplation sehr hoch, da aber mit derselben viel leibliche Mühe verbunden war (in Kloster-, Kirchendienst besonders), so bekämpfte man da als eine der 7 Todsünden die acedia = quae tristatur de bono spirituali propter laborem corporalem adjunctum (Thomas Aquinas). Der Unterschied in dieser Hinsicht unter den Menschen scheint ein physiologischer zu sein. Nach Rosenthal, Allgemeine Physiologie des Nerven- und Muskellebens 1877. S. 142, „scheint es, dass die Molecüle des Muskels eine grössere Trägheit besitzen, als die des Nerven, so dass sehr schnell vorübergehende Einwirkungen bei ihnen leichter unwirksam bleiben.“ Nach S. 247 führt im Nerv die geringste Störung seines Gleichgewichts das Spiel der in ihm vorhandenen Kräfte herbei. Hier ist der Anknüpfungspunkt für den Satz, dass der Mensch von Natur faul sei, und dass melior pars nostri est intellectus (Spinoza; melior heisst bei Spinoza: er hat mehr spontane Kraft), sowie der Sätze von der vis inertiae im Sittlichen

(Fichte) oder dem languor naturae (Augustin). Ein Hauptpunkt bei der Weckung und Uebung der Arbeit ist, dass nach der Individualität verfahren wird. Dem Einen fällt die geistige Arbeit schwer, ihm muss also nach den Regeln von §§ 9, 10, 11, 14 nachgeholfen werden, dem Anderen die körperliche. Dabei muss berücksichtigt werden, dass nicht beides nebeneinander geht, wie Aristoteles schon bemerkt hat, der geistig Arbeitende kann nicht zugleich körperlich arbeiten und umgekehrt. Da die Arbeit viel Kraft verbraucht, so muss für Ersatz durch Ernährung und Erholung (§ 9) gesorgt werden, und zwar bei überwiegend körperlicher Arbeit für Erholung durch Ruhe und leichte geistige Beschäftigung, bei überwiegend geistiger Arbeit durch leichte Bewegung. Dadurch werden wir auf die Spiele zurückgeführt. Unter den Spielen der mittleren Jugendzeit verdienen besondere Beachtung die Bewegungsspiele. Bei der sich selbst überlassenen Jugend sind diese complicirt, d. h. so, dass sehr viel Muskelsysteme dabei betheiligt sind, und dass ausserdem eine Menge von Phantasievorstellungen damit verbunden sind, mit Einem Worte: der ganze Mensch spielt. Wo diese Bewegungsspiele durch das Turnen verdrängt werden, hat dies das gegen sich, dass beim Turnen 1) einzelne Muskelsysteme zu ausschliesslich geübt werden, 2) zu wenig Phantasievorstellungen damit verbunden sind. Daher ist die oft bemerkte geringe Lust der Jugend am Turnen psychologisch und physiologisch wohlbegründet, und insofern sind z. B. die in England üblichen Jugendspiele dem Turnen vorzuziehen, und dieses selbst darf nur als ein Element, nie als das Ganze der Bewegungsspiele gelten. Auch in der herangewachsenen Jugend, wo die Spiele nicht mehr Selbstzweck, sondern Erholung und Vergnügen nach der Arbeit sind, bleibt der Kanon, dass diejenigen Erholungen die besten sind, welche alle Systeme des leiblich-geistigen Lebens mehr oder weniger, wenn auch in freier und leichter Weise, in Thätigkeit setzen: Schwimmen, Bootrudern, Waffenübungen, Landpartien, Tanz, Gesellschaftsspiele, theatralische Aufführungen, viele von den englischen Bewegungsspielen, welche zum Theil auch dem weiblichen Ge-

schlechte zugänglich sind. Musik ist werthvoll als Thätigkeit gewisser Muskeln und eine Erregung der Nerven, welche unmittelbar oder durch Association reiche und mannichfache Gefühle auslöst, aber als einzige Erholung würde sie zu einseitig sein. Die Aufgelegtheit zu solchen vielseitigen Spielen nach vollbrachter Berufsarbeit auch im späteren Leben beweist, dass ein wünschenswerther Ueberschuss von Kräften da ist, dessen Bethätigung in leichter Weise mit Gleichaltrigen oder Jüngeren, etwa den eigenen Kindern, die beste Erholung für das Gesammtleben ist. Daher ist es wichtig, sich die Freude am Spiel zu erhalten, und im Ganzen ist es kein erfreuliches Zeichen, wenn bei einem Menschen die blos passiven Erholungen überwiegen, wie etwa Anhören von Musik, Zusehen bei dem Spiel Anderer u. s. w.

46. Bei der Ausbildung der Thätigkeit, sowohl der körperlichen als der geistigen, ist auf etwas zu achten, was sich an eine Bemerkung von Waitz in der allgemeinen Pädagogik S. 129 anknüpfen lässt. „Es dauert, heisst es dort, bekanntlich geraume Zeit, bis das Kind es in der Bestimmtheit und Geläufigkeit der Auffassung und Reproduction der sinnlichen Gegenstände nur annähernd soweit bringt, als der Erwachsene. Dasselbe gilt von der Verknüpfung der Vorstellungen zu grösseren Reihen und Gruppen. Dasselbe gilt endlich von allen Bewegungsthätigkeiten und deren Combinationen. Für den Erwachsenen ist die Sicherheit der Voraussicht im Ablauf seiner Vorstellungsreihen und Bewegungsgruppen zu gross geworden, als dass dieser Ablauf als solcher ihm noch Unterhaltung gewähren könnte: er erhält für ihn nur ein Interesse, wenn er bestimmten Zwecken dient. Gerade umgekehrt werden beim Kinde alle Bedingungen guter Unterhaltung durch die Einübung von Bewegungsgruppen und Vorstellungsreihen selbst erfüllt, deren Aneignung wir bedürfen, um die äusseren Gegenstände und Ereignisse theils richtig aufzufassen und uns einzuprägen, theils höheren Zwecken dienstbar zu machen. Daher gewährt es dem Kinde Lust, ebensowohl mit seinen Leibesgliedern selbst zu spielen als mit äusseren Dingen. Der Gebrauch der Hände,

Beine und namentlich der Sprachwerkzeuge muss für das Kind um so unterhaltender sein, als einerseits dabei seine Selbstthätigkeit in Anspruch genommen wird, und andererseits immer leichter, sicherer und richtiger dasjenige von ihm erreicht wird, dessen Vorbild ihm die Erwachsenen darstellen.“ Hiernach sind die Beschäftigungen der Kinder überwiegend formale Lust, Lust der eigenen geistigen und leiblichen Bethätigung. Das Kind wächst dadurch allerdings auch in die Inhalte und Gegenstände der Beschäftigung hinein, aber es ist dabei ein Unterschied leicht zu beobachten. Bei manchen Kindern verschmilzt die formale Bethätigung schnell mit gewissen Gegenständen oder Inhalten — sie kehren daher überwiegend zu bestimmten Spielsachen oder Inhalten zurück —, bei anderen bleibt der Gegenstand oder Inhalt nur lose mit der formalen Bethätigung verknüpft, ihnen ist Gegenstand oder Inhalt gleichgültig, er mag wechseln, ihre formale Bethätigung weiss sich mit jedem Gegenstand oder Inhalt mehr oder weniger abzufinden. Dieser Unterschied der Kinder hat grosse Folgen. Diejenigen, bei welchen Gegenstand oder Inhalt früh mit der formalen Bethätigung verschmilzt, bekommen etwas Stetiges, gegen Dinge, Inhalte und Personen Treues, die anderen sind ihrer formalen Bethätigung treu, aber Dinge, Inhalte und Personen bleiben ihnen mehr gleichgültig. Man mustere die Erwachsenen in Bezug auf die Hauptgebiete menschlichen Thuns. Was Wissenschaft betrifft, so zeigt sich der Unterschied derer, welchen Forschen das Höchste ist, welche begeistert einstimmen in das Lessing'sche Wort: wenn Gott mir in der einen Hand das fertige Wissen, in der anderen das unendliche Streben nach Wissen böte, ich würde das letztere wählen. Daneben steht die andere Art, welche immer einen festen Anknüpfungspunkt der vorstellenden und denkenden Thätigkeit haben will und nur bei ihm sich befriedigt fühlt: es ist der Zug zum Dogmatismus. Was Religion betrifft, so ist der Unterschied noch auffallender. Manche hängen hier ganz an Formen und bestimmten Vorstellungsweisen, mit ihnen ist für sie die formale Bethätigung der Verehrung ganz verbunden, von ihnen zu lassen scheint ihnen soviel, wie

überhaupt von der formalen Bethätigung der Verehrung zu lassen. Andere haben zwar die formale Bethätigung der Verehrung aufrichtig und ernstlich, aber es hat für sie nichts gegen sich, dieselbe an mannichfache Formen und Inhalte anzuknüpfen. Die ersteren finden blos in ihrer Religion Heil und Segen, in jeder anderen Irrthum und Verderben, die anderen leben der Ueberzeugung, dass in jeder Religion Wahrheit und Richtigkeit sein könne. Was Kunst und ästhetischen Geschmack betrifft, so ist es damit nicht anders, als mit Wissenschaft und Religion. Die einen haben ausgesprochene Vorliebe für das und das, ihr ästhetisches Wohlgefallen knüpft sich an Gegenstände, Inhalte, Formen bestimmter Art an, andere vertreten eifrig die Zufälligkeit der Gegenstände, Inhalte und Formen bestimmter Art, das Wesentliche ist ihnen das formale Wohlgefallen als solches. Im staatlichen Leben und im praktischen Berufsleben zeigt sich ein ähnlicher Unterschied. In einigen ist hier die formale Bethätigung eng verschmolzen mit gewissen Gegenständen, Inhalten und Einrichtungen, sie haften und hängen an denselben, andere sind dagegen gleichgültig, nur die formale Bethätigung selbst ist ihnen werth. Einige sind daher in ihrem Beruf allen Neuerungen abhold, andere freuen sich an denselben. Die Frage ist: wie hat man sich zu diesen Unterschieden der Menschen, die oft früh heraustreten, zu verhalten? Zunächst hat man den Extremen entgegenzuwirken. Diese Extreme sind ein zu schnelles Verschmelzen der formalen Bethätigungen mit einem Gegenstand oder Inhalt ausschliesslich einerseits, ein zu-lose-Bleiben der formalen Bethätigung gegen die Gegenstände andererseits. Das Sittliche ist nicht die formale Bethätigung als solche, sondern die formale Bethätigung muss fragen, wie ihre Ausübung auf Wohl und Wehe einwirkt. Diese Rücksicht bringt bald die Erkenntniss, dass gewisse Verhältnisse eine treue und sehr ausschliessliche Anhänglichkeit an Gegenstände und Personen erfordern, dass ferner die formalen Bethätigungen ihr Höchstes nur leisten, wo sie sich an bestimmte Kreise fest anschliessen (Vaterland, Beruf). Ganz wird das Vorherrschen der formalen Bethäti-

gungen als solcher und das Zurücktreten des bestimmten Anschliessens an Gegenstände und Personen sich nicht immer wegbringen lassen, aber das ist auch nicht nöthig. Diese psychologische Art sichert ja vor Engherzigkeit und Ausschliesslichkeit, ein solcher Mensch ist der Verbesserung, Aenderung zugänglich, aber dass es Gegenstände und Personen giebt, an welche der Anschluss fest sein muss, damit muss diese Art durchdrungen werden und sich dann selbst mehr und mehr durchdringen. Ein grosses Gebiet für Aenderung und Wechsel bleibt ihr stets, sie hat sich nur zum Wechsel und zur Aenderung Gegenstände auszusuchen, welche ihn vertragen oder fordern. Der Mensch, welcher wechselt, blos um zu wechseln, ist, sittlich betrachtet, ein schreckliches Wesen. Das andere Extrem ist das zu schnelle Verschmelzen formaler Bethätigungen mit gewissen Gegenständen oder Personen ausschliesslich. Beim Beruf ist diese Erscheinung nicht selten. Können manche den nicht ergreifen, mit dem ihre formale Energie sich im Vorstellungsbilde verschmolzen hat, so ist ihre Freudigkeit gehemmt. Andererseits erwachsen aus solchen Naturen die zähesten Anhänger politischer, religiöser, wissenschaftlicher, künstlerischer Ansichten und Parteien. Auch innerhalb der kleinen Züge des Lebens ist diese Art sehr auffallend zu beobachten. Der eine amüsirt sich nur im Theater, der andere nur in Concerten, der dritte nur im Clubb, die Frau nur in grosser Toilette, die andere nur in Gesellschaft, die dritte nur im Haus u. s. f. Einer kann arbeiten nur bei hellem Wetter, ein anderer besser bei trübem, der eine Abends, der andere am Tag und so durch unzählige Kleinigkeiten hindurch. Diese Art, dass formale Bethätigung rasch mit Gegenständen, Inhalten und Personen als ihren Anknüpfungspunkten verschmilzt, hat durch ihre Beharrlichkeit und Treue etwas Bestechendes, sie ist aber nicht minder eine sittliche Gefahr als das vorhin geschilderte Extrem. Wird der Beruf oder die gewünschte Stellung nicht erreicht, so erlischt leicht die formale Bethätigung selber, da ihr der Stützpunkt ihrer Entfaltung versagt war, der Mensch, anderenfalls einer bedeutenden Kraftentfaltung fähig, wird lahm, lässt

sich gehen, sucht in den mehr passiven Seiten menschlichen Wesens (Trunk u. Ae.) Zerstreuung und löst sich so sittlich immer mehr auf. Die Erziehung hat hier darauf zu halten, dass die formale Bethätigung eine gewisse Mannichfaltigkeit von Objecten und Inhalten bekomme. Man kann vielleicht behaupten, dass ebensosehr und noch mehr gefehlt wird durch zu schnelles Verschmelzen der formalen Bethätigung mit bestimmten Gegenständen, Inhalten und Personen, als durch zu grosse Gleichgültigkeit der formalen Bethätigung hiergegen. Man denke nur an die Parteien, politische, wissenschaftliche, religiöse, künstlerische, wirthschaftliche, an das Coterie- und Patronagewesen, an den Familienegoismus, die Freundschaftsbegünstigungen, an den Nationalstolz u. s. f. Streit, Hass, Krieg wurzelt in dieser zu ausschliesslichen und zu wenig sittlich gemässigten und beherrschten Verschmelzung der formalen Energie mit bestimmten Gegenständen, Inhalten und Personen. Der Mensch muss so erzogen werden und sich selbst dann so weiter erziehen, dass er zwar das Bewustsein hat: in diesem bestimmten Anschluss würde deine formale Energie sich am lebhaftesten und freudigsten entfalten, aber auch in einem anderen Anschluss wird sie sich bethätigen können, und was ihr dabei etwa an natürlichem psychologischem Schwung fehlen sollte, das musst du durch die Geübtheit des indirecten Willens (§ 12) ihr nachhelfend hinzuthun. Mit anderen Worten: der Mensch soll die Gegenstände, Inhalte, Personen für Anschluss seiner formalen Energie mit einer gewissen Latitüde betrachten und behandeln lernen, mehr generisch oder mindestens specifisch, als rein individuell. Dies bezieht sich auf seine Hauptbethätigung, auf das, was als berufsmässige Anlage in ihm hervortritt. Daneben müssen alle Kräfte, die sich regen, gebildet werden nicht blos, dass sie eine gewisse Stärke und Gewandtheit erlangen, sondern dass auch Art und Richtung ihrer bestimmten Anwendung gelehrt wird, und wo eine gewisse Einseitigkeit ist, da müssen die weniger spontan sich regenden, aber für das Gesammtleben nützlichen Kräfte mindestens so weit hervorgelockt werden, dass sie unter Umständen in genügendem Grade da sind.

47. Nach unserer Darstellung hängt die Tugend der Thätigkeit sehr viel von der Erziehung ab. Das gewöhnliche Leben hat dies auch stets anerkannt, und Fleiss, Gewohnheit an nützliche Thätigkeit als einen Hauptsegen betrachtet, den Eltern allein oder in Gemeinschaft mit der Schule ihren Kindern mitzugeben im Stande sind. Wo aber dies versäumt worden ist, da kann sich vereinzelt später doch eine grosse Bethätigung einstellen, falls die Anlage zu einer solchen reichlich vorhanden ist, und es früher blos an der geeigneten Anregung und Umgebung fehlte. Im Allgemeinen aber wird in solchen Fällen Thätigkeit als directe Tugend und directer Wille nicht da sein, und es sich darum handeln, die Keime zu einer solchen durch indirecten Willen zu erregen und soviel möglich noch zu bilden. Dieser indirecte Wille (§ 12), um ein sittlicher zu sein, muss von der Werthschätzung eigenen und fremden menschlichen Wesens ausgehen und der Zusammenfassung beider, er setzt also Wohlwollen voraus, und es wird daher von ihm bei diesem zu handeln sein.

Von der Thätigkeit hat nicht gesprochen werden können, ohne dass das Wohlwollen schon mithineinspielte; denn es handelte sich nicht um Thätigkeit als solche, sondern um Thätigkeit zur Erhaltung und Förderung der Menschheit, also um eine, in welche die anderen Menschen ideell stets mit eingeschlossen sind. Diese ideelle Miteinschliessung der anderen Menschen als uns gleicher in unser Thun und Lassen ist schon eine Bethätigung des Wohlwollens. Wohlwollen heisst, dass der Mensch jeden anderen Menschen als sich selbst gleich in allen wesentlichen Stücken menschlicher Natur empfinde, dass das Ich sich nie anders fühle denn als eins unter vielen gleichen und mit den Consequenzen für Denken und Thun, welche daraus fliessen. Die Möglichkeit hiervon erklärt sich aus § 37. Es liegt darin nichts besonders Mysteriöses, sondern es schliesst sich an den Nachahmungstrieb und an die Nachbildungsmöglichkeit Anderer an (§ 10). In einer wohlgeordneten Familie lernt das Kind unter Beachtung der Regeln § 15 auf Grund gerade der Familienähnlichkeit dies ohne besondere Schwierig-

keit, die Familienähnlichkeit macht das Nachbilden von einander und das in einander Versetzen leicht, ausserdem sind die Gelegenheiten zu sehr vielen Nachbildungen und zu allen wesentlichen in der Familie gegeben. Es ist darum auch gar kein seltener Fall, dass der Mensch dahin gebracht wird, in sein Thun und Lassen die Familie ideell immer mit aufzunehmen, es ganz selbstverständlich zu finden, dass er sich immer fragt: was wird Vater und Mutter dazu sagen oder deine Geschwister? Die Rücksicht auf die Eltern wirkt oft über das Grab hinaus, ihre ganze Art, ihre letzten Worte klingen im entscheidenden Momente durch, als wären sie noch da. Indess so ganz von selber macht sich das Nachbilden der Anderen mit Wohl- und Wehegefühl ihres Zustandes und daran sich anschliessender Bethätigung auch in der Familie nicht, es setzt voraus, dass die Kinder an den Eltern lebendig im Verkehr mit ihnen und unter sich dies Wohlwollen erfahren, Reden thut es nicht (§ 31), aber es fällt manchen Kindern und oft gerade den eigenthümlich beanlagten auch so noch schwer, sich in die Lage Anderer zu versetzen. Wie schwer sich der Mensch überhaupt manchmal in die Lage Anderer versetzen kann, zeigt nichts so sehr, als dass nicht blos kleine Kinder, sondern noch solche von 5—6 Jahren es machen wie der Vogel Strauss, sie meinen, dass, wenn sie sich in eine Lage bringen, wo sie die anderen nicht sehen, auch damit umgekehrt diese in die Lage gebracht wären, sie nicht zu sehen (beim Verstecken). Kinder sind in mancher Rücksicht oft grausam in ganz naiver Weise: es ist eine Lust am Anblick heftiger geistiger und leiblicher Bewegungen, ohne Mitgefühl und selbst Vorstellung, dass unter diesen Bewegungen leidende Gefühle da sein können. Weil bei ihnen grosse geistige und leibliche Bewegungen lustvoll sind, so werden sie durch den Anblick ähnlicher Bewegungen zur Lust erweckt. In solchem Falle bleibt nichts übrig, als sie in ähnliche Lage zu versetzen und ihnen aus dem damit verbundenen Schmerz das Gefühl für ähnlichen Schmerz Anderer beizubringen. Blosse Repression durch eine mit der grausamen Handlung associirte Strafe hilft nicht immer, es macht sie bei jener Bethätigung

leicht nur heimlich. Eine andere Schwierigkeit für die Entwicklung des Wohlwollens oder der Theilnahme ist, dass das Kind in manche Zustände sich nicht ganz versetzen kann und auch nicht ganz hineinversetzt werden darf. Ein Kind weint über den Tod seiner Eltern, seiner Geschwister, aber es tröstet sich bald; es würde auch sonst untergehen. Die physiologisch-psychologische Constitution der Jugend bringt 1) schnellen Wechsel mit sich, 2) eine überwiegende Stimmung zur Fröhlichkeit. Von dieser Art darf man die Jugend nicht verdrängen, es kommt blos darauf an, sie nützlich zu wenden. Da die Fröhlichkeit die Kräfte auslöst, so ist sie auf Thätigkeit zu leiten: dem todten Brüderchen werden Kränze gewunden und aufs Grab gebracht, auch gegen Lebende, welche traurig sind, wird dieser Zug ausgebildet hülfreich zu sein, was die eigene Fröhlichkeit, die deshalb nicht laut zu sein braucht, nicht blos bestehen lässt, sondern auch in rücksichtsvollen Einklang setzt mit der Trauer. Ueberhaupt muss das Wohlwollen früh mit Thätigkeit verbunden werden: dem Vater, der Mutter, dem Bruder, der Tante gilt es Freude zu machen. Das Mitleid vor Allem muss diese Richtung erhalten, sonst wird es müssiges Mitgefühl, welches es zwar bis zu Beileidsbezeugungen bringt, dem es aber gar nicht einfällt, etwas zu thun zur Linderung der Noth. Da der mitempfundene Schmerz, wie der mässige selbstgefühlte, etwas Hemmendes hat für die Bethätigung, und nur, wie Schreien und Seufzen, auch Ausströmung in Worte oder Lied ihm unmittelbar natürlich ist, so ist, dass die Menschen bei fremdem Leid nicht anders sind, psychologisch gar nicht verwunderlich, aber eben darum muss entgegengewirkt werden. Ebenso ist die Gefahr der Fröhlichkeit die, dass man selber fröhlich ist und dadurch Anderen ein fröhlicher Anblick, und so die Meinung entsteht, als wäre dies, für Andere mit seiner Fröhlichkeit sichtbar zu sein, schon genug sittliche Bethätigung gegen sie. Kinder werden darin oft noch bestärkt, es wird ihnen gesagt: sei nur vergnügt, dann sind wir zufrieden. Bei Erwachsenen in den höheren Ständen ist der Zug nicht selten: sie amüsiren sich, lassen ihre Amüsements die Aermeren auch schauen, geben

manchen durch die Zurüstungen zu ihren Festlichkeiten noch etwas zu verdienen, und glauben wunder wie wohlwollend sie gehandelt hätten. Namentlich an den Höfen ist durch Louis XIV so etwas lange üblich gewesen. Sehr schwierig zu behandeln sind Kinder, bei denen krankhafte Verstimmungen zu Grunde liegen. Schon gesunde Kinder werden, wenn sie übermüdet oder überreizt sind, krittelig, zur allgemeinen Unruhe nicht blos des Weinens, sondern auch des Umsichschlagens disponirt; diese Bethätigungen wirken als eine Auslösung der inneren Unruhe und sind ihnen insofern angenehm. Bei Kindern mit krankhaften Stimmungen in Folge von mangelhafter Ernährung, Blutarmuth, oder solchen, die durch körperliche Gebrechen behindert sind die Freude der anderen mitzumachen, während doch die Tendenz zu ebensolcher Bethätigung in ihnen da ist, ist eine solche Verstimmung oft bleibend: sie werden dadurch gern neidisch, boshaft, sie thun Anderen, was ähnliche Verstimmung in ihnen hervorruft, es hat das etwas Beruhigendes für sie: es ist das, wie der Kranke auch alles leise, gemildert, seiner Stimmung gemäss haben will. Beneke war geneigt, alle Bosheit aus solcher Verstimmung ursprünglich abzuleiten, während die Alten sie aus ὕβρις meist ableiteten, aus dem Uebermuth der Fröhlichkeit, welcher thut, was ihm Lust macht, nicht achtend, wie es Anderen dabei zu Muthe ist, oder sich an den ungewöhnlichen Bewegungen erfreut, zu denen er von seiner Erregtheit aus Andere gern bringt, also mehr aus dem Zuge naiver Grausamkeit und rücksichtsloser Fröhlichkeit, wie er gleichfalls oben an Kindern ist constatirt worden. Gegen solche Verstimmung und ihre Folgen hilft nur Erzeugung eines Gegengewichts durch Fröhlichkeit, aber eine Fröhlichkeit, die aus dem Kinde selber kommt; es muss besonders das geistige Leben geweckt werden, man muss sich, so lange sie klein sind, mit solchen Kindern mehr abgeben, die Geschwister müssen zur Rücksicht gegen das Kind vorzüglich durch das Beispiel der Eltern selbst gebracht werden.

48. Auf solche Weise kann das Kind Wohlwollen lernen in der Familie, aber eben darum, weil es so in der Familie

lernt, lernt es Wohlwollen auch nur zunächst in dieser Beziehung (§ 11), also auch nur für die Familie. Damit sich dieser Familiensinn erweitere, müssen besondere Veranstaltungen getroffen werden. Er lässt sich ausdehnen auf Bekannte und Nachbarn. Es kommt nur darauf an, dass die Eltern in ihr Thun und Lassen diese mit aufnehmen. Bei uns lernt der junge Mann und das Mädchen gewöhnlich blos Rücksicht nehmen auf die Standesgleichen oder die Gesellschaftsklasse der Eltern, sie lernen das aus dem Beispiel der Eltern, die anderen Menschen der örtlichen Umgebung existiren gewöhnlich für die Eltern und also auch bald für die Kinder nicht. Im klassischen Alterthum und in den Staaten der Neuzeit, welche besonders Nationalgefühl zeigen, lernte und lernt das Kind Wohl und Wehe des Ganzen mitempfinden, eben weil es ihm in der Familie, der Schule, der ganzen Umgebung als ein Stück selbstverständlichen Interesses entgegentritt, und es sich in die nationale Art, zu der es selbst gehört, leicht versetzt. Daher die grosse Vaterlandsliebe bei den Alten und bei manchen neueren Völkern, welche aber keineswegs identisch zu sein braucht mit Wohlwollen gegen jeden Bürger desselben, sondern es kann die Liebe zum Vaterland mehr eine abstracte sein, das Land soll gross und mächtig sein im Vergleich mit anderen Völkern, während wenig darauf geachtet wird, ob der Nebenlandsmann auch nur eine leidliche Existenz sich zu verschaffen im Stande ist. Im Alterthum war es mit der Vaterlandsliebe oft sehr ähnlich. Hier muss also darauf gewirkt werden, dass die Vaterlandsliebe nicht blos auf das Ganze als solches, sondern auch concret auf die Einzelnen und ihre Lage mit geht. Dass aber der so nicht allzuschwer erzeugte Familiensinn und der ebenfalls leicht erzeugbare Vaterlandssinn sich erweitere zum Menschheitssinn, dazu sind ganz besondere Veranstaltungen erforderlich. 1) Es muss Interesse für menschliche Art überhaupt gezeigt werden (Herbart), nicht blos lebendig in der Familie, sondern auch durch Erzählung und Lectüre von fremden Völkern. Hier hat der geographisch-ethnologische und der Geschichtsunterricht seine Bedeutung. Die Jugend ist sehr bereit hierauf einzugehen, sofern alle Elemente mensch-

licher Art in jedem sind und dadurch Anregung erhalten, und als insbesondere die wilden Völker durch ihr überwiegendes Muskelleben (Jäger, Krieger) und ihre Phantasie (Mythen, Sagen) stärkere Berührungspunkte mit dem Kindesalter haben. Dabei kann es noch einen Unterschied geben in dem, was man mehr hervortreten, und dem, was man mehr zurücktreten lässt. Die griechischen Sagen haben eine Zaubergewalt über die Jugend, weil sie Kraft mit plastischer Schönheit und einer gewissen Mässigung paaren, die nordischen Mythologien üben nicht gleiche Anziehung aus; sie sind unter einem Klima erzeugt, das wir nicht mehr haben (Germaniam informem terris, asperam caelo, tristem cultu aspectuque, Tacitus; Wolkenriesen, Bergriesen, Drachen = Waldströme, wilde Jagd u. s. f.), die griechische Natur können wir selbst von unserem jetzigen Klima aus mehr nachempfinden. Dazu kommt in der nordischen Sage das Berserkerartige und Düstere, der furor teutonicus, wie das Mittelalter sagte. Unsere gebildete Erziehung wirkt für Interesse an menschlicher Art dadurch, dass sie ausser der modernen Geschichte die biblische hat und das Griechen- und Römerthum, und dass sie das Werthvolle von alle dem empfinden lässt. Sie muss sich aber ausdehnen auf den Orient, Indien, China, die Anfänge der Cultur in Amerika, auf die wilden Völker, und muss auch hier das Grosse und Bedeutende hervortreten lassen, zugleich bei den wilden Völkern die Züge menschlich edler Art hervorkehren und die Schwierigkeiten ihrer Lage herausheben. Es könnte das in einem Lese- und Uebungsbuch von einem mässigen Bande geschehen. Ebenso müsste aber auch in unsere allgemeine Volksbildung etwas davon übergehen. Zweitens muss das Interesse geradezu auf das Wohl der Gesellschaft gerichtet werden (Herbart), das materielle Wohl als Grundlage des geistigen ausdrücklich mit eingeschlossen. Dieser Sinn muss geübt werden durch Bethätigung an unverschuldeten Armen, aber auch an verschuldeten zur etwaigen Aufraffung und Besserung etc. Thätigkeit und Wohlwollen müssen sich im Handeln durchdringen. Die Consequenzen des thätigen Wohlwollens sind nach dem Früheren: 1) aus der Gleichheit menschlicher Natur

müssen die Regeln für Alle gezogen werden, unter welche ich mich dann selbst subsumire, welches letztere der Begriff der sittlichen Selbstliebe ist; 2) von dem, was nach diesen Regeln für Alle mir zukommt (von Gütern, Musse etc.), muss ich gerne Opfer bringen, falls Andere überhaupt oder unter besonderen Umständen einen besseren Gebrauch davon machen können. Alles das muss geübt werden von der Familie anfangend gegen Nachbarn und Bekannte, von da in immer sich erweiternden Kreisen, seien sie bleibend wie Schule, Universität, Berufsgenossen, oder mehr vorübergehend, wie das mannichfache tägliche Zusammentreffen mit dem oder jenem. Sehr wichtig ist, dass Völkerverkehr stattfinde, dass der Mensch Leute anderer Nation gesehen habe und mit ihnen hat verkehren müssen. Gegen diese können ja die allgemeinen Regeln zunächst blos als analoge Ausdehnung theoretischer Art geübt werden, das wirkliche Zusammentreffen mit solchen hat daher immer etwas Befangenes, es treten die Abweichungen der beiderseitigen Art lebhafter hervor als das allgemein-Menschliche. Daher das Staunen, Lächeln den Fremden gegenüber nicht blos dem unwissenden Volke eigenthümlich, sondern auch bei vorbereiteten Gebildeten als Regung mindestens immer da ist. Dem wird sehr abgeholfen, wenn die Völkerverhältnisse ein Hin- und Herwandern ab und zu mit sich bringen, wer drei-, viermal das Befremden überwunden hat, dem kommt es nachher kaum als hemmend die Praxis der allgemeinen Regeln des Verhaltens.

Dadurch, dass das thätige Wohlwollen auf allgemeine Regeln gebracht werden kann, welche Bezug nehmen auf das, was von Mensch zu Mensch zu üben ist, was gegen Eltern, Freunde, Vaterland u. s. w., wird der Einwand beseitigt gegen die allgemeine Menschenliebe, welcher in manchen Moralsystemen anklingt, am lebhaftesten aber in China ausgesprochen ist. In China hat man gegen die allgemeine Menschenliebe eingewandt (Mencius), sie schaffe ein Verhältniss zu Allen, welches nothwendig leer sei, und hebe dadurch die inhaltsvollen näheren Verhältnisse (Eltern u. s. w.) auf: wenn man Alle lieben solle, wisse man nicht, wem speciell Liebe erweisen. Der Einwand

hängt an zweierlei: 1) ist die chinesische Moral ganz auf die Liebe der Kinder zu den Eltern erbaut und nach deren Analogie ausgedehnt auf das Verhältniss von Unterthan zu Obrigkeit, der Frau zum Mann, des jüngeren Bruders gegen den älteren, des Freundes zum Freund. Es ist also der Familiensinn und zwar mit den Eltern als Mittelpunkt zum Prinzip gemacht. Dies ist gegen die Gleichheit. Von Pflichten der Kinder gegen die Eltern ist in der chinesischen Moral viel die Rede, fast gar nicht umgekehrt. 2) Ist zu beachten, dass Micius, welcher die allgemeine Menschenliebe empfahl, zugleich etwas Communistisches und sogar die chinesische Cultur Auflösendes hatte, jeder soll schliesslich für sich nach ihm leben; es war also Gleichheit, aber kein Zusammenwirken und Zusammenschliessen in engeren und weiteren Kreisen unbeschadet jener und auf Grund derselben, es wurden in der That viel Kräfte und Beziehungen dadurch in Frage gestellt, so dass die Opposition des Mencius von da aus nicht unberechtigt war.

49. Wie es bei der Thätigkeit den Unterschied derer gab, welche sich immer aufgelegt zur Arbeit finden, und derer, die sich stets etwas dazu antreiben müssen, so ist es auch beim Wohlwollen der Fall. Es giebt Menschen, welche sich sofort in Andere versetzen und aus ihrer Lage heraus in Beziehung auf sie thun, geborene Helfer; es giebt andere, welche sich zwar in die Lage Anderer versetzen, aber nicht zum Thun von daher, sondern mehr zur blossen Beurtheilung aufgelegt sind. Jeder Mensch ist überwiegend ein Helfer oder ein Censor (Schleiermacher). Es giebt andere, welche sich nur schwer in Andere versetzen oder aber bei dem Versuch dazu sich ihnen unterschieben und von da aus in Thätigkeit oder Urtheil übergehen, so dass sie mit Rath und That oft dem Anderen in die Quere kommen. Es giebt solche, welche gar schwer von sich loskommen, denen es zwar sehr leid thut, dass sie so wenig auf Andere einzugehen wissen, aber es will ihnen nicht recht damit gelingen, obwohl sie zugeben, dass dies Eingehen auf Andere durchaus erforderlich sei: sie lieben die Menschen, aber mit jedem Einzelnen wissen sie nichts Rechtes anzufangen.

Schlechterdings zu verlangen ist, dass jeder sich soweit in Andere zu versetzen geübt sei, dass er die allgemeinen Consequenzen des Wohlwollens daraus ziehe und danach handle, also z. B. dass er dem Leidenden freundlich und mit Geduld begegne. Dass er sich in die ganze Individualität dieses besonderen Menschen so versetze, dass er ihm wie ein Tröster vom Himmel werde, ist nicht zu verlangen; das hängt von besonderer Individualität ab, die sich nicht völlig anbilden lässt. Die Individualität nach Aehnlichkeit oder Ergänzung ist dann der Anknüpfungspunkt für besondere sittliche Verhältnisse (Freundschaft u. s. w.) auf Grund und neben den allgemeinen. Sehr eigenthümlich begabte Geister haben oft das Schicksal gehabt, bei allem, was sie thaten, von reinster Menschenliebe getrieben zu werden, und doch sich aus den einzelnen Menschen mehr und mehr wenig zu machen. Wenn dies heisst, dass sie sich in die einzelnen wenig versetzen konnten, aber die allgemeinen Züge menschlicher Natur erfasst hatten und von da aus richtig gegen die einzelnen sich benahmen, ohne doch individuell von ihnen angesprochen zu sein, so ist das nicht gegen die sittliche Forderung. Da die Versetzung in die Individualität oft schwer ist und manchmal unerreichbar, so muss man sogar zunächst von den allgemeinen Zügen menschlicher Natur ausgehen und von diesen aus verfahren; von da aus wird ein Verfehlen nicht leicht statt haben. Ein Treffen der besonderen Individualität ist nur dann gefordert, wo man Gelegenheit hatte, dieselbe kennen zu lernen. Was den Censor betrifft, so ist dieser Zug weit verbreitet. Alles Raisonniren in Staats- und Gemeindeangelegenheiten, über den lieben Nächsten gehört hierher. Es ist als Reden über Dinge, welche von Werth sind, sittlich, aber es muss mit That verbunden sein, also mit dem Versuch sein Wissen auch geltend zu machen in geeigneter Weise, als Rede an Alle, als Vortrag an die zuständigen Personen, als Rath an den Nächsten. Oft ist das Raisonniren nichts als physiologische Auslösung des psychologisch Angeregten. Viele Menschen schwatzen, weil sie ihre Gedanken nicht anders loswerden. Das Reden hat bei vielen so dieselbe Bedeutung,

welche bei Göthe das Dichten hatte, man wird dadurch einen Eindruck, der Einem nachhängt, los. Duldbar ist das Reden in dieser Hinsicht, nur muss man wissen, was es ist; der gemeine Mann sagt dann oft: „nehmen Sie es nicht übel, wir haben nur so davon geredet, was uns in den Kopf kam; es hat kein Tadel sein sollen, wir konnten ja wissen, dass wir vielleicht gar nicht genugsam unterrichtet waren."

50. Sehr wichtig ist, den richtigen Zeitpunkt der Versetzung in Andere nicht zu versäumen. Wenn das Kind in der Zeit ist, wo es das Bedürfniss nach Nahrung sehr lebhaft empfindet, ist es auch am leichtesten dahin zu bringen, Anderen von dem seinigen, falls es nur nicht im Momente selbst Hunger leidet und dadurch präoccupirt ist, abzugeben. Die Gewöhnung, der Mutter, dem Bruder einen Löffel voll anzubieten und zu verabreichen, ist durchaus nicht ohne Werth. Das so geweckte Bewusstsein, dass Nahrung Allen nothwendig ist und Hunger Allen weh thut, ist dann bleibende Grundlage der Rücksicht auf Andere. Ebenso ist es mit Spielsachen und dem Leihen und gelegentlichen Schenken derselben zu halten. Die Weckung des Wohlwollens muss aber eine unmittelbare sein, es selbst muss direct angeregt werden, die blos indirecte Anregung nach der Moral des wohlverstandenen Interesses (er giebt dir dafür wieder einmal etwas) oder der blossen Cultur (der Dienstbote muss essen, damit er uns die Hülfsverrichtungen leisten kann) lässt den Anderen nur als Mittel zum Zweck erscheinen, dann wird aber der Zweck das Absolute, das Mittel bekommt all die Relativität, welche den Mitteln anhängt, bald braucht man sie dringender, bald weniger u. s. f. Im späteren Leben ist zum Versetzen oft nöthig die Rückerinnerung an ähnliche Lagen, in denen wir waren. Es ist das nicht immer soviel wie: besinne dich auf deine Thorheiten, dann wirst du Thorheiten Anderen eher concediren, sondern es kann das ganz sittlich gemeint sein. Man muss sich erinnern, wie es Einem mit 15, mit 20, mit 25 Jahren Welt und Menschen gegenüber zu Muthe war, um beim Einwirken auf solches Alter richtig und billig zu verfahren.

Wenn in der Kindheit Thätigkeit und Wohlwollen sind geweckt und in einander gearbeitet worden, so kann man im Allgemeinen versichert sein, dass der Mensch zwar mancher Schwankung und Abweichung vielleicht wird ausgesetzt sein, dass aber das sittliche Leben einen Punkt in ihm hat, wo immer wieder angeknüpft werden kann. Wenn aber jenes versäumt ist? Dann kann man durch Vorstellungen im späteren Leben auf ihn zu wirken suchen, die Lebenserfahrungen selber können ihn auf mancherlei Gedanken bringen. Vorausgesetzt, dass mindestens die Nachbildungsfähigkeit im Vorstellen und Fühlen stärker da ist, kann er auf diese Weise zum Wunsch, zum Vorsatz des Wohlwollens gebracht werden, aber dass darum seine Praxis umgebildet werde, ist noch etwas ganz Anderes. Ohne Anschluss an Kreise, welche ihm beständige Anregung, Anlehnung, Vorbild sind im Detail und zugleich Hemmung seiner bisherigen Art, wird verspätetes Wohlwollen nicht effectiv. Wo es ohne das wird, da kann man sicher sein, dass diese Anregungen doch da sind, aber der Mensch an ihrer ideellen Präsenz genug hat. Neben Gemeinschaften haben einzelne Menschen da oft grosse Gewalt (Freundschaft, Liebe). Nicht ganz selten ist aber auch die Vorstellung und Werthschätzung des Wohlwollens erst selbst zu erzeugen. Dabei wird es gewöhnlich blos zum Wunsch gebracht, man wäre anders, als man ist, und zum Schmerz über die bisherige effective Art' Da der Schmerz etwas Hemmendes hat, so ist nicht allzuschwer erreichbar ein Zurückziehen von der bisherigen Art und ein Verweilen in der neuen Vorstellung und Werthschätzung, durch beides aber werden in solchen Fällen gewöhnlich alle Kräfte verbraucht und ein positives Wirken nicht mehr erreicht. Im günstigen Fall kann, besonders in jüngeren Jahren, auch dies positive Wirken noch erreicht werden, aber ein Theil der Kraft wird immer aufgezehrt durch Bekämpfung der alten Art, welche ab und zu immer wieder mindestens die Tendenz haben wird auszubrechen. Die Voraussetzung von alle dem aber, die Erzeugung von Vorstellung und Werthschätzung selber, wird in späteren Jahren da, wo sie vorher fehlte und nicht blos etwa

nur gehemmt war, nicht erreicht, ohne dass effectives Wohlwollen den Menschen umgiebt und zwar in starker, unverkennbarer Weise. Daher die Wirkung aufopfernder Liebe auf hartgewordene Gemüther, d. i. solcher Liebe, welche von dem ihr nach den allgemeinen Regeln an Gütern, Musse u. s. w. Zukommenden hingiebt, weil Andere einen besseren Gebrauch davon machen können oder einen dringenderen Bedarf danach haben. Für die Fortführung des Sittlichen auf Erden ist die allgemeine Liebe nothwendig, für die Gewinnung harter Herzen, seien sie mehr von Haus aus so oder durch spätere Lebenserfahrungen so geworden, ist die aufopfernde Liebe nothwendig. Beide sind nicht streng getrennt, jene hat täglich auch von dieser in sich, diese muss auf Grund jener sich erheben, um nicht statt Mehrung der Sittlichkeit ein Grossziehen der Unsittlichkeit zu werden (§ 40); die Liebe, welche dem Laster nachgeht in die Gefängnisse und Schlupfwinkel, um von dort zu retten, was irgend möglich, ist nöthig, aber auch die ist nöthig, welche vorbeugend wirkt, dass nicht Menschen heranwachsen, welche die Gefängnisse bevölkern und die Schlupfwinkel suchen. Eine ist nicht grösser als die andere, es sind verschiedene Talente mit im Spiel; danach ist zu entscheiden, welcher Weise man sich vorwiegend zuwendet, aber eine scharfe Grenze giebt es nicht, und man muss sie nicht aufzurichten suchen.

51. Die dritte Cardinaltugend ist praktische Verständigkeit in Bezug auf Mittel und Zweck, Ursache und Wirkung. Sie besagt: man muss praktisch und theoretisch gelernt haben, dass auf die Natur nicht anders mit Erfolg gewirkt werden kann als nach ihren Gesetzen, und auf Menschen nicht anders als auf Grund der Kenntniss der wirklichen Gesetze menschlicher Natur. Wo dies nicht ist, da führen Thätigkeit und Wohlwollen auch in ihrer Durchdringung leicht aus Mangel an Erfolg zur Verstimmung und zum Missmuth gegenüber der Welt, der Natur sowohl als der Menschenwelt, oder zu abergläubischen und phantastischen Vorstellungen, mit denen man sich, so gut es geht, hinhält. Naturae non imperatur nisi parendo,

und menschliche Dinge wollen nicht nach Aperçüs, genialen Einfällen, frommen Wünschen behandelt sein. Die Grundlage für praktische Verständigkeit gegenüber der Natur ist Anschauung im modernen Sinne und Uebung des Verstandes. Als ausser Controverse kann darüber Folgendes gelten. Sofern uns in Bezug auf die äussere Welt nicht nur aller qualitative Inhalt (Farbe, Schwere u. s. w.), sondern auch alle quantitativen Determinationen (ob ein Ding rund oder eckig u. s. w.) lediglich durch die Sinne zugeführt werden, ist die Anschauung, d. h. die Auffassung und Bewahrung des sinnlich Gegebenen, die Grundlage aller bezüglichen Erkenntniss. Diese Anschauung ist aber nicht immer von selbst genaue Auffassung und treue Bewahrung des Gegebenen, sondern im Durchschnitt begnügt sich der Mensch mit dem Grade von Genauigkeit, welcher für die nächsten praktischen Zwecke des gewöhnlichen Lebens ausreicht. Sodann ist er bei der Sinnesbildung abhängig von seiner Umgebung, er lernt sehen und überhaupt beachten, was die Erwachsenen sehen und beachten, unter denen er lebt. Weiter ist die Individualität der Menschen bei der sinnlichen Auffassung sehr verschieden. Die einen sehen das Schöne, die anderen das Nützliche, die einen werden von den Farben angezogen, die anderen von der Gestalt. Beim Gesichtssinn endlich, der um seiner Universalität willen sich fast in alle anderen Sinne mit hineinverwebt, überwiegt von Haus aus speciell die Farbe und der Glanz (Beispiel das Kind, die Art des Putzes bei niederer Cultur, aber auch die bleibende Bedeutung der Edelmetalle und Edelsteine bei der höchsten Cultur), dagegen tritt die Auffassung der Gestalt mit Einschluss der Mass- und Zahlverhältnisse ursprünglich beim Kinde sehr zurück und bleibt bei vielen Menschen immer gering (Pestalozzi). Anschauung im prägnanten Sinne, d. h. genaue Auffassung und treue Bewahrung des sinnlich Gegebenen, ist aber für jeden Menschen wünschenswerth; denn aus ihr entsteht nicht nur Kenntniss der Natur, sondern auch mit dieser Unterwerfung unter wohlerkannte Nothwendigkeit und überlegtes Handeln, besonnene Wahl der Mittel zum Zweck (Herbart). Haupter-

forderniss einer gebildeten Anschauung ist einerseits Deutlichkeit und richtige Abstufung, andererseits Reichthum und freie Beweglichkeit (Waitz). Deutlichkeit besagt so viel wie möglichst vollständige Sonderung der unterscheidbaren Einzelnheiten, richtige Abstufung meint solche Gliederung des Ganzen, dass alle einzelnen Theile in dem Grade hervor- und zurücktreten, welchen ihr besonderes Verhältniss zum Ganzen nöthig macht, Reichthum ist genaues Auffassen und treues Behalten der Nüancen, freie Beweglichkeit bezieht sich auf die Elemente und elementaren Gruppirungen und das Hin- und Hergehen des Vorstellens unter ihnen. Um zu solcher gebildeten Anschauung vorzubereiten, sind in den ersten Jahren des Kindes dienlich 1) Fernhalten alles die Sinne durch Ueberreizung Angreifenden, 2) Verweilenlassen bei sinnlichen Eindrücken, so lange das Kind davon gefesselt ist; 3) für das Auge speciell einfach regelmässige Gestalten von lebhafter Farbe auf stark abstechendem Hintergrund (Waitz), für das Gehör einfache Töne und Intervalle (Herbart). Wenn das Kind ziemliche Geläufigkeit im Sprechen erlangt hat, kann mehr Methode beobachtet werden, die sich aber stets an die Spontaneität des Kindes anschliessen muss; dazu tritt gelegentliches Aufmerksammachen auf dies und jenes, was das Kind noch übersieht. Erst im schulpflichtigen Alter darf so viel Stetigkeit der Aufmerksamkeit erwartet werden, um einen methodischen Unterricht zur Bildung der Anschauung in eigenen Stunden oder als Theil anderer Stunden zu beginnen. Hierbei ist erste Regel, dass an das angeknüpft werde, was das Kind schon kennt; auf den analytischen Gang, von der ungefähren Auffassung eines Ganzen zur genauen Auffassung der Theile, muss der synthetische Gang, von der genauen Auffassung der Theile zur genauen des Ganzen, folgen. So auch bei den Mass- und Zahlverhältnissen, wo man erst nach vieler Uebung an concreten Gegenständen bis zu den geometrischen Formenelementen und dem abstracten Zählen fortgehen darf, dann aber auch von diesen aus synthetisch eine geometrische Gestalten- und arithmetische Zahlenlehre sich entwickeln muss. Dem naturwissenschaftlichen Unterricht muss gleichfalls

eine ähnliche Vorübung der Anschauung an mannichfachen einzelnen Gegenständen vorhergehen, womöglich mit Ausgang von der Thierwelt, da diese dem Kinde näher steht. Mit Recht bemerkt endlich Waitz, dass Geschmack und Kunstsinn sich ohne eine umfassende, über die geometrischen Formen hinausgehende Cultur der Anschauung gar nicht erwerben lasse, und verlangt, dass eine solche bis in das späteste Knabenalter fortgeführt werde; er rechnet hierher Physiognomik der Pflanzen und Thiere, bei Menschen die typischen Formen der Race und einzelner Stämme, den äusseren Habitus verschiedener Stände, alle natürliche und kunstmässige Darstellung des Inneren in Geberden, Stellungen etc. Gewöhnlich denkt man bei Anschauung blos an den Gesichtssinn; es giebt aber auch eine Bildung der anderen Sinne, wie der Chemiker und Apotheker ein Beispiel davon in Bezug auf den Geruch und Geschmack ist, der Tuchhändler in Beziehung auf das Getast, noch mehr der Blindgeborene u. s. f. Ein Fehler des Anschauungsunterrichtes ist oft, dass das Sprechen darin das Uebergewicht bekommt, dass flüchtiges Sehen u. s. w. statt Vertiefung und Verweilung geboten wird. Für weitere Ausführung dieser Punkte verweise ich auf: Herbart ABC der Anschauung, Einleitung I, II, III; Umriss pädagogischer Vorlesungen § 111—116; Waitz allgemeine Pädagogik § 7—9; Raumer Geschichte der Pädagogik III S. 257—326 (Naturunterricht, 8. Charakteristik der Schüler); Schleiermacher, Erziehungslehre S. 327—333; Kehr, die Praxis der Volksschule S. 129—133 und bei demselben die Abschnitte über Rechenunterricht, Unterricht in Geometrie, Geographie und Naturgeschichte. Ueber die mögliche Bildung der anderen Sinne neben dem Gesichtssinn vgl. Beneke, Erziehungs- und Unterrichtslehre § 18 gegen Ende, und Hartmann, Gückseligkeitslehre für das physische Leben des Menschen, Leipzig 1876, S. 259 ff. Wo solche Bildung der Anschauung in der Kindheit versäumt worden ist, muss sie später nach Kräften nachgeholt werden. Mathematiklehrer wissen, wie wenig sie bei dem Durchschnitt der Schüler Erfolg haben, wenn sie nicht auf eine gebildete Anschauung rechnen dürfen, an welche sich dann leicht die

mathematische Phantasie anschliesst, ohne welche es schon mit der Trigonometrie nicht mehr recht geht. Erfahrene Lehrer schicken daher dem eigentlichen mathematischen Unterricht eine Vorübung in Auffassen, Zeichnen, Messen u. s. w. geometrischer Formen voraus, ebenso wie sie dem Rechenunterricht anfangs durch sinnliche Anschauung zu Hülfe kommen, wo diese nicht vorher geübt wurde. Bekannt ist es auf den Universitäten, dass der angehende Naturwissenschaftler und Mediciner vor allem muss sehen lernen, weil er es bei der vorherrschenden Art unseres Unterrichts noch nicht kann. Aber nicht blos für einzelne Berufsarten, sondern für alle Lebensführung ist gebildete Anschauung erforderlich, soll es nicht beim Tasten, Rathen und Träumen bleiben. Natürlich ist nicht gemeint, dass jede sinnliche Auffassung des Menschen dem Ideal einer gebildeten Anschauung entspreche, dazu würde die Zeit und Kraft nicht ausreichen, aber es muss Fähigkeit und Uebung bereitet sein, sich gegebenen Falls eine solche jeder Zeit verschaffen zu können, und das allgemeine sinnliche Auffassen muss gewandter und exakter sein, als es bei uns noch zu sein pflegt.

52. Da es sich bei der Anschauung nicht nur um augenblickliches genaues Auffassen handelt, sondern zugleich um treues Bewahren, so ist kurz auf das Gedächtniss hinzuweisen. Die psychologischen Erscheinungen, welche wir als Gedächtniss zusammenfassen, lassen sich auf folgende elementare Gesetze zurückführen. Jeder Vorstellung kommt eine gewisse Beharrungskraft zu; wird sie auch zunächst vergessen, so kann sie sich doch bei Wiederkehr desselben Gegenstandes, der sie erregte, wieder einstellen, wir „erinnern uns“ dann, dass wir den Gegenstand bereits kennen. Eine einmal gehabte Vorstellung kann aber zweitens dadurch erweckt werden, dass uns eine andere Vorstellung jetzt präsent ist, die mit jener ähnlich ist oder von ihr contrastirt oder mit jener gleichzeitig oder unmittelbar nach ihr aufgefasst wurde (Ideenassociation). So erinnert uns etwa ein Mensch an einen anderen, weil er ganz gleiches Haar hat, bei einem Riesen fällt uns durch Contrast

ein Zwerg ein, bei einem bestimmten Haus erinnern wir uns der Linde daneben, ein Ereigniss bringt uns alles, was darauf folgte, vor die Seele, selbst wenn es innerlich gar nicht damit zusammenhängt. Es giebt somit nicht blos ein Beharren isolirter Vorstellungen, sondern ebenso und noch mehr ein Beharren von Gruppen und Reihen von Vorstellungen. Die Vorstellungen, welche nach diesen Gesetzen behalten werden, werden aber so behalten, wie sie aufgefasst sind, d. h. in der Genauigkeit und Bestimmtheit oder Ungenauigkeit und Vagheit. Die Beharrungskraft der aufgefassten Vorstellungen und Gruppen und Reihen ist sehr verschieden, sie wird verstärkt durch Wiederholung. Die Ausbildung des Gedächtnisses auf Grund dieser elementaren Gesetze ist erforderlich, von ihr hängt alles geistige Leben ab, sofern dies ohne einen gewissen Reichthum und eine Mannichfaltigkeit leicht präsenter Vorstellungen nicht denkbar ist. Die Hauptpunkte dieser Ausbildung sind: die Auffassung der einzelnen Vorstellungen oder Gruppen und Reihen muss genau und richtig sein, sonst wird lauter Ungenaues und Falsches behalten. Es giebt kein Gedächtniss überhaupt, sondern blos eine Beharrung und Reproduction bestimmter Vorstellungen und Gruppen und Reihen, es muss daher das Gedächtniss für Sprachformen, Mathematik, Geschichte etc. immer besonders geübt werden. In der früheren Jugend ist die Seele empfänglich für neue Vorstellungen und ihr Behalten; je mehr die Seele schon Vorstellungen und Gruppen und Reihen von solchen hat, desto mehr Hindernisse stehen der Aufnahme und dem Behalten von Neuem entgegen, während für die alten Vorstellungen durch fortwährende Uebung das Gedächtniss sich noch steigert und erweitert. Von den Ideenassociationen aus wird der Mensch leicht ein Sklave des Gedächtnisses, indem ihm nur etwas einfällt in einer bestimmten Verbindung und sonst nicht. Daher können wir zwar das *abc* in der Reihenfolge von *a* bis *z* geläufig aufsagen, aber nur sehr schwer umgekehrt; daher befähigt Geläufigkeit im Uebersetzen aus der fremden Sprache in die unsrige noch nicht entfernt zu einer gleichen Fähigkeit des Uebersetzens aus unserer Sprache in

die fremde. Wo es daher die Sache erfordert, müssen mannichfache Associationen durch Uebung hergestellt werden rückwärts und vorwärts. Um die Freiheit der Reproduction und die selbständige Herrschaft über den Stoff zu bewirken, empfiehlt sich besonders bei Wiederholungen ein Wechsel der Gesichtspunkte. Zu beachten ist, dass das Gedächtniss gerade wie die Aufmerksamkeit (§ 13) nur mittelbar vom Willen abhängt, dass das Gedächtniss ebenfalls physiologisch bedingt ist (der Erschöpfte kann sich schwer besinnen), dass vieles hierbei ausserdem individuell ist, z. B. manche lernen oder besinnen sich besser sitzend, andere stehend, andere leise, einige laut, manchmal bedarf man zum Behalten mnemotechnischer Hülfsmittel, indem man das zu Merkende an eine Nebenvorstellung anknüpft (ein Verfahren, das zur Regel zu machen verkehrt ist, weil ein Umweg und eine doppelte Belastung und gewöhnlich eine Belastung mit nichtssagendem Zahl- oder Bilderkram). Eine Haupthülfe für das Gedächtniss ist die Stimmung in sich zu erzeugen, welche gewöhnlich mit der Sache, um die es sich handelt, verbunden war, aber diese Stimmung kann man sich nicht immer geben, sie hängt oft vom Gemeingefühl des Organismus ab, an manchen Tagen kann man sich daher schwer auf etwas besinnen, was an anderen uns nur so zufliesst.

53. Die dritte Cardinaltugend ist praktische Verständigkeit genannt, weil zwar auf den Verstand bei ihr alles hinausläuft, dieser aber an der Anschauung und dem Gedächtniss seine Stützpunkte hat; der Verstand ist somit blos ein Theil der Verständigkeit, die Zuspitzung derselben. Was Verstand ist, lässt sich am besten mit Beziehung auf das Gedächtniss deutlich machen. Verstand ist zunächst ein Verknüpfen und Verbinden theils von Elementen von Vorstellungen, theils von ganzen Vorstellungen, aber dies Verknüpfen und Verbinden unterscheidet sich von dem Verknüpfen und Verbinden, welches in den Associationen statt hat, dadurch, dass bei diesen die Elemente der Vorstellungen oder die ganzen Vorstellungen nach äusserlichen Gesichtspunkten (Gleichzeitigkeit, Nacheinander, irgendwelche Aehnlichkeit und Contrast) verknüpft werden,

während Verstand heisst: Elemente von Vorstellungen und ganze Vorstellungen nach inneren Momenten verknüpfen. Diese inneren Momente sind die logischen Gesetze, also die logischen Kategorien (Substanz, Eigenschaft und Thätigkeit, Relationen, unter den letzteren besonders Ursache und Wirkung, Zweck und Mittel), die Unterscheidung der wesentlichen und ausserwesentlichen Merkmale, die Art- und Gattungsbegriffe, die Urtheile und die mannichfachen Arten von Schlüssen. Unter diese Auffassung lassen sich die verschiedenen aufgestellten Erklärungen von Verstand vereinigen: nach Leibniz-Wolff ist Verstand soviel wie deutliches Vorstellen, d. h. die gleichmässige Hervorhebung der einem Begriffe einwohnenden Theilvorstellungen, nach Kant und Beneke ist Verstand das Vermögen der Begriffe, nach Kant auch der Kategorien, nach Herbart ist Verstand das Vermögen, unsere Gedanken nach der Beschaffenheit des Gedachten zu verknüpfen oder sich im Denken nach der Qualität des Gedachten zu richten. Der Verstand entwickelt sich im Menschen ebenso spontan wie das Vorstellen und die Associationen; die Aufgabe vor allem in der Erziehung ist, in Anknüpfung an das spontan Vorhandene die logische Auffassung auf Grund und innerhalb der Wahrnehmungen und Associationen mehr und mehr zu entwickeln, d. h. die eigentliche Intelligenz zu bilden. Dazu genügt es nicht, die verstandesmässige Auffassung blos vorzumachen und das Vorgemachte nachahmen und einüben zu lassen, sondern man muss den Menschen auch anleiten, alle einzelnen Schritte selbst zu thun, sonst lernt er blos einen fremden Verstand auswendig, bekommt aber keinen eigenen. Gefordert ist dabei, genaue Auffassung und kräftige Reproduction der Elemente von Vorstellungen oder der ganzen Vorstellungen, welche verbunden werden sollen, vorher zu bewirken, sonst wird der Verstand ungenau und vag. Erforderlich ist ferner, dass die inneren Momente, welche der Verstand verknüpft, sich im Kinde von selbst geregt haben und durch Hinweisung darauf allmälich verstärkt worden sind, d. h. die Verstandesbildung darf nicht übereilt werden, sondern muss langsam gehen; da sie indess bei den einfachen und häufig

vorkommenden Vorstellungen früh beginnt, so kann sie in Bezug hierauf, z. B. von Seiten der Schule, von Anfang an gepflegt werden. Da das Allgemeine im logischen Denken eine grosse Rolle spielt und an die Aehnlichkeit der Vorstellungen anknüpft, aber im Unterschied von der Association nach Aehnlichkeit das wesentlich Gleiche heraushebt, dies aber später bemerkt wird als jene vageren Aehnlichkeiten, so ist es psychologisch begreiflich, dass in Kindheit und Jugend dem strengeren Denken, welches an das Wesentliche sich bindet, eine Zeit vorhergeht, welche mit Lebhaftigkeit allerlei Aehnlichkeiten oft sehr überraschender Art unter Vorstellungen entdeckt, d. h. sich in witzigen oder Gleichnisscombinationen ergeht (Beneke), es ist das eine Vorstufe des Verstandes, nicht das Höhere dem Verstande gegenüber.

54. Das nächste Feld dieser praktischen Verständigkeit, deren Elemente soeben beschrieben sind, ist die Natur und ihre Gesetze. Sie kann dabei mehr durch praktische Uebung, mehr in theoretischer Weise oder durch beide zugleich erworben werden, je nach Begabung und Umgebung. Sie hat ihre Anwendung aber auch auf die Menschenwelt und hat sie immer gehabt: es ist hier das, was man Menschenkenntniss, Verständniss menschlicher Dinge genannt hat. Sie ist wie die Naturkenntniss immer gewesen, aber wie diese in sehr verschiedener Weise. Dass die Natur unter festen Gesetzen stehe, und dass das mathematische Element dabei leitend sei, ist sehr spät erkannt worden, ebenso ist das Entscheidende der Menschenkenntniss, die wahre Natur des Willens und die Gesetze seiner Bildung, von überaus modernem Datum. Freilich sind die Thatsachen hier so durchschlagend, dass diejenigen Menschenklassen, welche nicht überwiegend intellectuell oder contemplativ beanlagt waren, das Richtige nie ganz verfehlten; das Volk und seine Sprichwörter haben oft eine überraschende Kenntniss von Wille und Entwicklung desselben verrathen, aber es kam damit nicht auf gegenüber der falschen Willenstheorie, welche von den intellectuell und contemplativ Begabten und eben dadurch Leitenden aufgestellt wurde, und so kam dem Volke seine eigene

instinctiv abstrahirte Kenntniss wenig zu statten. Es gilt also, die Menschenkenntniss auf den volksmässig und wissenschaftlich zugleich gesicherten Grundlagen wieder aufzuerbauen. Dies kann nun am Schluss in der obigen Weise geschehen (§ 2—18), aber von Haus aus muss es im Anschluss an die Umgebung sich vollziehen, durch Beispiel ermunternder, warnender Art, zuerst freilich dadurch, dass Eltern und Erzieher ihre Theorie mit ihrer Praxis selber in Uebereinstimmung bringen. Für weitere Ausbildung ist ein Hauptgebiet die Geschichte und das Leben der Völker und zwar immer noch vorzüglich die alte Geschichte und das Alterthum, in dem die Grundelemente menschlicher Natur und ihrer Bethätigung in grossen und dabei einfachen Zügen hervortreten, an ihm lernt man nach Luther, Locke, Kant Menschenkenntniss, an ihm lernt man aber auch in Sokrates, Plato, den Stoikern an der falschen Willenstheorie stutzig werden, weil sie bei ihnen so paradox auftritt. Die Menschenkenntniss, die man am Alterthum lernt, bedarf aber der Ergänzung, es fehlte dem Alterthum die richtige Auffassung wirthschaftlicher Verhältnisse und der darauf bezüglichen Seiten menschlichen Wesens, diese muss daher aus der modernen Entwicklung hinzugethan werden. Für die Gebildeten ist ein solcher auch theoretischer Erwerb von Menschenkenntniss nothwendiger als für die weniger Gebildeten, weil diese, sofern die intellectuelle Begabung nicht in ihnen vorwiegt, zur richtigen Menschenauffassung viel eher unbefangen bleiben. Die Kenntniss menschlicher Art muss aber nicht blos eine theoretische sein, sondern auch praktisch Bezug nehmen auf uns selber. Der Mensch muss gelernt haben z. B., dass, wenn er etwas angreift so und so, es geht, während es auf andere Weise nicht ging, und diese Kenntniss muss mit einer gewissen Mehrseitigkeit in ihm erzeugt sein, dass er sich etwa selbst sagen kann: in dieser Umgebung und Gesellschaft denkst du anders als früher und bist mit diesem Denken nicht zufrieden, also ziehe dich aus ihr zurück und suche andere u. s. f. Eine der besten Früchte der Menschenkenntniss aus der Geschichte ist die Einsicht, dass es eine objective Veränderlichkeit

der Natur giebt durch technische Einwirkung des Menschen, und eine Möglichkeit bestimmte menschliche Verhältnisse umzuändern, dass beides aber nur unter Rücksichtnahme auf die natürlichen und psychologischen Gesetze geschehen kann. Der Mensch, der zu wenig auf diese Einsicht hingeleitet ist, wie z. B. die Bauern, früher mindestens, hängt daher zähe an dem einmal gelernten Gedanken- und Bewegungstrain, widerstrebt aller Neuerung und hegt gegen das objective Gelingen derselben alles nur erdenkliche Misstrauen. Die Gebildeten bei uns dagegen, bei denen häufig blos das Vorstellen geübt worden ist, sind in Gefahr radical zu werden, wenigstens in der Jugend, bis sie gelernt haben, dass die Umsetzung von Vorstellung in Handlung, d. h. entsprechende Bewegungen, gar nicht so leicht ist. Manchmal neigen auch die Ungebildeten zum Radicalismus, wenn unter heftigem Druck bestehender Verhältnisse das Gefühl, es müsse anders werden, in ihnen mächtig geworden ist. Dann greifen sie nach den dem Bestehenden möglichst unähnlichen Vorstellungen (nach dem Gesetz des Contrastes), und in der unruhigen Erregung des gegenwärtigen Unbehagens meinen sie, in einem Tage diese Vorstellungen in Wirklichkeit, d. h. entsprechende Bewegungen bleibender Art, umsetzen zu können. Ein Beispiel ist die französische Revolution, wo 1) die Gebildeten mit den Vorstellungen alles gethan glaubten (Aufklärung des Verstandes war ihnen Aenderung des Menschen), 2) die Ungebildeten den von ihrer Wirklichkeit contrastirenden Vorstellungen ganz hingegeben waren und sich aus Unbehagen mit derselben aufbäumten gegen das diesem Ideal Widersprechende. Geblieben ist aber aus all den stürmischen Bewegungen blos, was auch vorher im Einzelnen schon von besonnenen Neuerungen bestand, nur wurden diese von einzelnen Theilen auf das Ganze ausgedehnt (Tocqueville, l'ancien régime et la révolution).

55. Die drei Cardinaltugenden, Thätigkeit, Wohlwollen, praktische Verständigkeit und zwar als in einander gearbeitet, haben sich unmittelbar als die Fertigkeiten und Gesinnungen (ἕξεις) ergeben, durch welche allein Erhaltung und Förderung

der Menschheit kann bewirkt werden. Wie verhalten sie sich zu den hauptsächlichen früher aufgestellten Cardinaltugenden? Die bei den Alten gefeierten Cardinaltugenden waren 1) Einsicht, d. h. dass man überhaupt denkt, nicht blos von Impuls und Gewöhnung sich bestimmen lässt, 2) Mässigkeit, d. h. dass man Herr über die sinnlichen Lusttriebe ist, 3) Tapferkeit in dem Sinne, dass man vor Schwierigkeiten nicht zurückschrecke, sondern sie überwinde, 4) Gerechtigkeit, die jedem das ihm Zukommende giebt, den Gleichen Gleiches, den Ungleichen Ungleiches. Es waren die (geforderten) Tugenden der wohlsituirten Klassen, welche wegen ihrer Wohlsituirtheit neigten 1) zur Gedankenlosigkeit, 2) zum Vergnügen, 3) zur Scheu vor Anstrengung und 4) zur Vorwegnahme des Besten oder der Güter für sich, da sie selbst schon in ihrer Lage solche *πλεονεκτοῦντες* waren. Die Grundlage dieser Tugenden war ja die Voraussetzung der natürlichen und unaufhebbaren Ungleichheit der Menschen. Bei den Stoikern, welche Gleichheit voraussetzten, begegnen wir daher zwar denselben Namen, aber die inhaltliche Ausfüllung hat viel Umdeutung; da sie aber davon ausgingen, dass die starke und richtige Vorstellung das Thun nach sich ziehe (falsche Willenstheorie), so ist von daher ihre Tugendlehre unpraktisch geworden. Schleiermacher's Cardinaltugenden, welche den hellenischen nachgebildet sind, Weisheit, Liebe, Besonnenheit, Beharrlichkeit, lassen das Theoretische zu sehr hervortreten (Weisheit, Besonnenheit), Liebe ist ihm Eingehen der Vernunft in den organischen Process und zwar mit Ausdauer (Beharrlichkeit), diese Bestimmung zeigt, dass ihm die organische Thätigkeit (vegetatives und Muskelsystem) wie eine Art Herablassung aus dem Theoretischen ins Praktische ist. Die chinesischen Cardinaltugenden sind: Weisheit, Gerechtigkeit, Humanität (Wohlwollen), Anstand (die gebührende Ehre erweisen). Der Anstand ist eine besondere Tugend, da die Chinesen sehr reizbar gegen Verletzungen oder Vernachlässigungen sind; daher ebenso wie die Japanesen sehr höflich, aber auch sehr rachgierig, die Japaner offen und wagend, die Chinesen mehr nachtragend. Die Tapferkeit oder etwas Entsprechendes

fehlt als Cardinaltugend. Die Chinesen sind allem kriegerischen und militärischen Wesen abgeneigt. Tapferkeit ist nach Mencius ein unbewegtes (in der Tugend festes) Herz haben. Die aristotelische Tugendlehre endlich führt eine Menge Tugenden auf, wie es scheint nach den Hauptbeziehungen des Lebens, der Mensch blos in sich betrachtet, der Mensch im Verhältniss zu Gütern, Ehre, Verkehr und zwar geselligem, Freundschafts-, Geschäftsverkehr. Vorausgesetzt ist dabei der Untergrund griechischen Lebens, d. h. natürliche und sittliche Ungleichheit der Menschen, Geringachtung aller überwiegend körperlichen Arbeit.

Die überwiegend wirthschaftlichen Naturen und die wirthschaftlichen Verhältnisse überhaupt.

56. Unser Moralprinzip, Erhaltung und Förderung der Menschheit, verstattet eine sittliche Verwerthung aller Hauptseiten menschlichen Wesens. Nun sind die Hauptseiten nach §§ 17 u. 34 nicht in jedem Menschen gleich vorhanden, sondern es hat ein Ueberwiegen statt: in einem Menschen überwiegt das vegetative System, in einem anderen das Muskelsystem, in einem dritten das Nervensystem, und der möglichen Combinationen sind da wieder sehr mannichfache, alle aber sind auch in ihrem Ueberwiegen einer sittlichen Verwendung fähig. Dies des Näheren darzulegen und die Mittel und Wege dazu anzugeben, wird nunmehr unsere Hauptaufgabe sein.

Wir beginnen mit dem vegetativen System, denn es ist nach dem Früheren die bleibende Grundlage auch des Muskel- und Nervensystems. Da die Beziehungspunkte dieses Systems die äusseren Güter als Genussmittel sind, so hat es unsere Betrachtung zugleich mit den wirthschaftlichen Verhältnissen zu thun. Die bei den Culturvölkern am längsten verbreitet gewesene Lehre hierüber verdankt ihre Entstehung etwa folgenden Momenten. Der Mensch bedarf zu seinem Leben der Sachgüter, diese sind aber in beschränkter Anzahl vorhanden, und erregen daher, da jeder derselben bedarf, einen grossen Eifer der Bewerbung um sie. Dagegen sind die geistigen Güter, Wissenschaft, Kunst, Religion als Betrachtung himmlischer Dinge, Güter, welche jeder besitzen kann, ohne dass

darum sein Nachbar weniger davon zu besitzen brauchte. Also ist die Aufgabe, sich in Bezug auf die Sachgüter möglichst zu beschränken und sich um so mehr den geistigen Gütern zuzuwenden. Diese geistigen Güter waren, wie gesagt, Wissenschaft, Kunst, und da diese nicht Allen zugänglich waren wegen der besonderen Begabung, die bei ihnen erfordert wird, vorzüglich Religion als Contemplation oder Beschäftigung mit den göttlichen geoffenbarten Lehren und Thaten. Die Voraussetzung dabei war, dass der Mensch wesentlich ein intellectuelles, ästhetisches und contemplatives Wesen sei, wie ja Plato, Aristoteles, die Neuplatoniker seinen Begriff bestimmt hatten und das Mittelalter diese Lehre durchaus annahm, auch die neueren Systeme (Kant) in der sinnlichen Abhängigkeit des Menschen etwas gesehen haben, was man gern los sein möchte. Die möglichste Beschränkung in Bezug auf irdische Güter war nach dieser Ansicht auch darum geboten, weil ein Hingeben an dieselben von dem intellectuellen u. s. w. Leben abzog, den Menschen somit seiner eigentlichen Aufgabe entfremdete, und dazu noch übermüthig und genusssüchtig machte. Aehnlich hat sich die Auffassung des Menschen und der irdischen Güter in Indien gestaltet. So sehr das nun alles die herrschende Doktrin war, so wenig war es herrschende Praxis: immer im Alterthum und im Mittelalter klagte man, dass das Streben nach irdischen Gütern die Menschen erfülle. Anders war die Entwicklung in China. Wissenschaft als solche, Religion als solche hat sich dort nicht herausgebildet, es überwog die materielle Entwicklung, Ackerbau, Industrie. Wissenschaft und Religion, wie sie da waren, wurden in deren Dienst gestellt; das kriegerische Leben und der Militärstand sogar werden bei den Chinesen gering geachtet. Aber die Erfahrung hat selbst Confucius den Satz gegeben, dass Reichthum für die Tugend nicht wünschenswerth sei.

57. Diese Lehre nehmen wir nicht an. Ihre Voraussetzungen sind unzutreffend. 1) Die Sachgüter sind zwar von Natur in beschränkter Anzahl da, aber sie können durch menschliche Arbeit vermehrt werden, die menschliche Thätig-

keit kann mit Benutzung der immanenten Gesetze der Natur Brauchbarkeiten an Dingen hervorlocken, die sie unmittelbar nicht hatten, oder vorhandene Brauchbarkeiten steigern. 2) Der Mensch ist nicht überwiegend ein intellectuelles, ästhetisches, contemplatives Wesen. Es giebt Menschen, welche so sind, es sind die, in welchen das Nervensystem von Haus aus besonders regsam ist, aber so, dass Muskel- und vegetatives System auch thätig sind. Es giebt andere, in welchen das Muskelsystem besonders regsam ist, aber so, dass Nerven- und vegetatives System auch tüchtig sind: es sind dies die militärischen und technisch-industriellen Naturen. Es giebt endlich solche, in welchen das vegetative System besonders regsam ist, aber so, dass Muskel- und Nervensystem auch tüchtig sind. In diesen letzteren herrscht die Richtung des Denkens und Thuns auf materielles Wohl vor, nicht nothwendig blos das eigene, sondern überhaupt auf materielles Wohl als wichtig und als Hauptgegenstand ihres Denkens und Thuns. Sie können dabei geistig sehr rührig, mit Muskelkraft sehr eifrig sein, aber die Beziehung derselben auf materielle Subsistenz ist in ihnen vorwiegend. Dass diese Richtung vorherrschend in der Menschheit war und ist, hat man nur so lange seltsam und beklagenswerth finden können, als man nicht erkannt hatte, dass auch das im engeren Sinne sog. geistige Leben in unserer gegenwärtigen Existenzweise mitbedingt ist durch das vegetative System, dass die Nerven- und Muskelkraft, welche zu jenem geistigen Leben erforderlich ist, sich fort und fort nur erhebt und erhält auf Grundlage der vegetativen Functionen. Nachdem diese Erkenntniss gewonnen, muss es natürlich erscheinen, dass die eigentliche Grundbedingung des menschlich geistigen Lebens auch die allgemein verbreitetste ist. Dass alle drei Hauptrichtungen in der Menschheit sind, hat man früh gewusst, die alte Formel von Lehrstand, Wehrstand, Nährstand deutet hierauf, aber die sittliche Werthschätzung war keine gleiche, muss es aber werden. Auch die Sinnlichkeit ist nach § 34 Geistigkeit, auch die Richtung auf materielles Wohl kann der Erhaltung und Förderung der Menschheit dienen, bei dem immanenten Stand-

punkt, welchen die Moral einzunehmen hat, dient sie derselben sogar sehr, ein Ausblick in transcendente Regionen ist auch bei ihr nicht ausgeschlossen. 3) Dass ein Hingeben an Sachgüter, dass insbesondere Reichthum eine sittliche Gefahr in sich trage, ist von den meisten Moralisten behauptet worden, aber mit demselben Recht kann man sagen, Reichthum an intellectuellen oder an Thätigkeitskräften ist stets eine sittliche Gefahr gewesen. Die intellectuellen Naturen sind geneigt, im Intellectuellen „die Würde des Menschen allein zu sehen und den Pöbel zu verachten, der von nichts weiss“, wie Kant nach seinem eigenen Geständniss eine solche Zeit gehabt hat. Wo der intellectuelle Zug die religiöse Richtung nahm, da ist die Gefahr der Unduldsamkeit und Rechthaberei nie ausgeblieben. Je individueller vieles in den religiösen Auffassungen war, d. h. je weniger es auf allgemeine Gründe und Gesichtspunkte konnte zurückgeführt werden, desto mehr waren die Religionen geneigt in der Widerstrebung gegen sie Bosheit und von Gott verworfene Schlechtigkeit zu sehen und, wie in höherem Auftrag, Strafe und Gewalt eintreten zu lassen. Thätigkeitstrieb als solcher hat besonders als kriegerischer die ganze Weltgeschichte gestaltet. Also im Reichthum haben wir eine Gefahr, aber eine, die dem vegetativen System durchaus nicht allein eigen ist, wie die Vertreter des sog. höheren geistigen Lebens sich und Anderen vorreden.

58. Die lange Geringschätzung des vegetativen Systems und der darauf sich beziehenden Gedanken und Bestrebungen hat eine grosse und verhängnissvolle Folge gehabt. Man erachtete als das sittliche Verhalten, sich und seine Gedanken von irdischen Gütern und Bestrebungen möglichst abzuwenden, bei den Menschen, welche dies noch nicht thaten, durch Vorstellungen und Ermahnungen dahin zu wirken; im Uebrigen aber hat man die materielle Seite des Lebens sich selbst überlassen, gleichsam als sei es gefährlich, sich auch nur in Gedanken damit abzugeben, wie man ja auch das Unsittliche und Böse selber meist aus der Sinnlichkeit ableitete. Die Folge war, dass man keine Wissenschaft der irdischen Güter und Be-

strebungen ausbildete, oder nur eine beschränkende Lehre darüber aufstellte, etwa wie Kant es mit dem „eudämonistischen“ Zuge menschlicher Natur gemacht hat. Man überliess also eine Hauptseite, ja die Grundlage des ganzen menschlichen Seins sich selbst, ihren rohen Versuchen, die meist noch mit bösem Gewissen geplagt waren, weil man ihnen einredete, sie seien eigentlich von Sünde nie frei. Die Nationalökonomie ist daher eine moderne Wissenschaft. Sie fehlt vielen Völkern noch ganz. Nur über Ackerbau hat man früh geschrieben, weil er die Grundlage aller höheren Cultur ist, und man ihm zuschrieb 1) eine mindestens kräftigende Wirkung, der Bauer war auch guter Soldat, 2) eine grosse Verträglichkeit mit religiösem Sinn, 3) Freiheit von den schlimmen Wirkungen des eigentlichen Reichthums (Industrie, Handel, Geld). Die Industrie insbesondere schien unkräftig zu machen an Leib und Seele; Handel aber führe zu Reichthum und sittlichem Verderben. Daher die Geringschätzung der erwerbenden Klassen oder die niedere sittliche Taxirung derselben durch einen grossen Theil der Welt. Der Islam hat keine Nationalökonomie hervorgebracht: die unter den Türken beliebteste ethische Schrift (Algazel's O Kind) und die unter den persischen und indischen gebildeten Muhammedanern verbreitete Ethik*), welche auf Avicenna zurückgeht, haben so gut wie nichts über Sachgütererwerb, sie machen höchstens aufmerksam auf die Gefahren des Reichthums und ermuntern zum Almosen. Die indische Cultur hat Landbauer, Handwerker und Kaufleute zu unteren Klassen gemacht. Die ökonomischen Betrachtungen und Bestrebungen der Alten waren überwiegend negativ. Dugald Stewart (the works of A. Smith etc. by Dugald Stewart vol. V S. 486) schildert sie treffend so: „Der grosse Gegenstand der Politik der Alten war, der Liebe zum Geld und dem Geschmack an Luxus durch positive Institutionen entgegenzuwirken und in der grossen Masse des Volkes Gewohnheiten der Frugalität

---

*) Practical philosophy of the Muhammadan people etc. translated by Thompson. London 1839.

und Strenge der Sitten aufrechtzuerhalten. Der Verfall der Staaten wird von den Philosophen und Historikern sowohl Griechenlands als Roms übereinstimmend dem Einfluss von Reichthum auf den Nationalcharakter zugeschrieben; die Gesetze Lycurgs, welche während eines Verlaufs von Menschenaltern die edlen Metalle aus Sparta verbannten, werden von vielen unter ihnen als das vollkommenste Muster der Gesetzgebung hingestellt, welches von menschlicher Weisheit erdacht worden ist." Die Moral des Mittelalters, welcher die religiöse Contemplation das Höchste war, und welche in Armuth, Ehelosigkeit und Hingebung unter fremde geistliche Leitung die menschliche Vollkommenheit (status perfectionis acquirendae) sah, versuchte, da man zum Bestand der Menschheit irdischen Erwerb doch nicht entbehren konnte, mindestens den Trieb dazu einzuschränken und herabzudrücken. Als dann mit Beginn der Neuzeit sich die wirthschaftlichen Bestrebungen freier und freudiger regten — die Reformation hatte ja das aktive Leben als nicht in sich religiös geringer erklärt —, haben im Zusammenhang mit der Politik die Regierungen unter den wirthschaftlichen Richtungen diejenigen begünstigt und selbst gesetzlich gemacht welche den Mitteln zur Kriegführung und überhaupt dem fiscalischen Interesse am besten zu dienen schienen. Als dann erleuchteten Köpfen grosse Nachtheile für das Völkerleben von dieser wirthschaftlichen Richtung (Mercantilsystem) herzukommen schienen, da ist besonders durch A. Smith die Reaction in den nationalökonomischen Anschauungen vollzogen worden, welche den jetzigen Ansichten noch im Grossen und Ganzen zu Grunde liegt.

59. Freilich hatte bei dieser Reform A. Smith eine Grundüberzeugung, welche wir auch bei Rousseau finden, nur dass sie bei Rousseau mehr auf dem moralischen und politischen Gebiet wirksam erscheint, bei Smith auf dem ökonomischen. A. Smith und Rousseau leben des Glaubens, dass, wenn man sich blos enthalte, den natürlichen Verlauf durch menschliche Erfindungen zu stören, alles auf das Beste gehen werde. Dugald Stewart (Works of A. Smith Bd. V S. 504) theilt eine Stelle

mit aus früheren (dem nationalökonomischen Hauptwerk voraufgehenden) Aufzeichnungen, welche diesen Gedanken klar ausspricht. „Die Menschen werden gewöhnlich von Staatsmännern und Projectmachern als das Material einer Art politischer Mechanik betrachtet. Die Projectmacher stören die Natur in dem Lauf ihrer Operationen in menschlichen Angelegenheiten; und es bedarf nicht mehr als sie allein wirken zu lassen (and it requires no more than to let her alone) und ihr freien Spielraum in der Verfolgung ihrer Zwecke zu geben, dass sie ihre eigenen Absichten gründen kann (that she may establish her own designs).“ Die gleiche Ueberzeugung ist ein Grundzug in dem Hauptwerke. In den „Untersuchungen über die Natur und die Ursachen des Nationalreichthums, aus dem Englischen der 4. Auflage neu übersetzt (von Garve) Breslau 1794“ heisst es Bd. III S. 41: „Jeder einzelne Mensch ist immer darauf bedacht, das Kapital, über welches er zu gebieten hat, auf das vortheilhafteste zu benutzen. Es ist wahr, er hat dabei seinen Vortheil und nicht den Vortheil der Gesellschaft vor Augen, aber natürlicher oder vielmehr nothwendiger Weise leitet ihn das Studium seines eigenen Vortheils gerade auf solche Anwendungen seines Kapitals, welche zugleich der Gesellschaft am meisten Vortheil bringen.“ — S. 45: „Der einzelne Mensch hat freilich die Absicht nicht, das gemeine Beste zu fördern, auch weiss er nicht, wie er dasselbe befördert. Wenn er den einheimischen Gewerbfleiss lieber unterstützt als den auswärtigen, so denkt er blos an seine Sicherheit, und wenn er den Gewerbfleiss auf den grössten Flor treibt, so hat er nur seinen Gewinn vor Augen, und er wird hierbei, wie bei vielen anderen Dingen, von einer unsichtbaren Hand auf die Beförderung von Zwecken geleitet, welche er sich nicht vorsetzt. Es ist auch für die Gesellschaft eben kein Unglück, wenn er diese Zwecke sich nicht selbst vorsetzt. Indem er seinen Gewinn verfolgt, (S. 46) befördert er das gemeine Beste oft wirksamer, als wenn er es absichtlich befördern wollte.“ Auch in „the theory of moral sentiments etc.“ klingt derselbe Grundton an. Dort heisst es (6. edition London 1790 Bd. I S. 465): „Umsonst (it is to no

purpose) betrachtet der stolze und gefühllose Gutsherr seine ausgedehnten Felder und verzehrt ohne einen Gedanken an die Bedürfnisse seiner Brüder in der Einbildung für sich die ganze Erndte, welche auf ihnen wächst. — Sein Auge ist grösser als sein Magen. — Was übrig bleibt, ist er genöthigt unter die zu vertheilen, welche in der feinsten Weise das Wenige zubereiten, das er selbst verbraucht, unter die, welche den Palast zurechtmachen, in welchem das Wenige verzehrt wird, unter die, welche all den verschiedenen Tand und die Kleinode besorgen und in Ordnung halten, welche in der Haushaltung der Grossen verwendet werden. Alle diese leiten so von seinem Luxus und seiner Laune den Theil der Nothwendigkeiten des Lebens her, welche sie vergeblich (466) von seiner Menschlichkeit oder Gerechtigkeit würden erwartet haben. Das Erzeugniss des Bodens unterhält zu allen Zeiten ungefähr die Zahl von Bewohnern, welche es fähig ist zu erhalten. Die Reichen wählen nur aus dem Haufen das aus, was am kostbarsten und angenehmsten ist. — — Sie werden durch eine unsichtbare Hand geleitet, ungefähr dieselbe Vertheilung der Nothwendigkeiten des Lebens zu machen, welche wäre gemacht worden, wäre die Erde in gleichen Theilen unter all ihre Bewohner vertheilt worden, und ohne es zu beabsichtigen, ohne es zu wissen, befördern sie so das Interesse der Gesellschaft und verschaffen Mittel zur Vermehrung der Gattung. Als die Vorsehung die Erde wenigen stolzen Herrn (lordly masters) vertheilte, so vergass sie nicht und verliess nicht die, welche bei der Vertheilung ausgelassen schienen. Auch diese letzteren geniessen ihr Theil von allem, was sie hervorbringt.“ Die Grundüberzeugung von Smith ist daher: das Interesse des Einzelnen, sofern man es im wirthschaftlichen Leben frei schalten lässt, bringt — so hat es Gott vorher geordnet — unmittelbar und ohne Weiteres das Wohl des Ganzen, d. h. aller anderen Einzelnen mit hervor. Der Anlass zu dieser Ueberzeugung lag 1) in der Erkenntniss, dass die bisherige wirthschaftliche Bevormundung viel Uebles gestiftet habe, 2) in der Wahrnehmung, dass, wo sie zurückgetreten sei, die wirthschaftlichen Zustände

blühendere waren, 3) in dem richtigen Gefühl, dass Freilassung der wirthschaftlichen Interessen kraft der Bedeutung individueller Bethätigung (§ 41) einen ungeahnten Aufschwung bringen müsse. So sehr aber jene Grundüberzeugung Stützpunkte hat, so ist sie in dem Sinne, wie er sie gehegt und folgenden Generationen eingepflanzt, so gut eine utopistische Schwärmerei, wie manche andere in wirthschaftlichen Dingen aufgetretene. Wenn sich so eine Ueberzeugung von Smith zu einem schönen, aber falschen Glauben zuspitzte, so thut das dem keinen Eintrag, dass, wie bei Rousseau, in den Ausgangspunkten der Ueberzeugung viel bleibend Wahres lag, und dass andere Hauptgedanken des Mannes von bleibender Bedeutung gleichfalls sind. Die Nationalökonomie hat die individuelle Bethätigung*) in ihre Rechte eingesetzt und hat gelehrt, dass, so sehr die Natur die Grundlage bei der Güterhervorbringung ist, doch die menschliche Arbeit ein hinzukommender Factor von früher kaum geahnter Tragweite ist, dass aber diese Arbeit nur wirksam ist, wenn sie den Gesetzen der äusseren Natur folgt, ein Satz, bei dem sie durch die moderne Naturwissenschaft unterstützt wurde. Durch beide Lehren hat die Nationalökonomik die Thätigkeit nicht nur, sondern auch die praktische Verständigkeit in Bezug auf Ursache und Wirkung, Zweck und Mittel, also zwei der Cardinaltugenden an ihrem Theile geweckt und gebildet.

60. Aber bestehen ihre Lehren auch mit dem Wohlwollen? Fast scheint es nicht. A. Smith mindestens hat in den grundlegenden Auseinandersetzungen (Bd. I S. 25 in der Uebersetzung von Garve) Selbstliebe und Wohlwollen in Gegensatz gestellt, er gebraucht auch dafür die Ausdrücke Menschenliebe und Eigennutz: auf die so bestimmte Selbstliebe baut er dann das System auf, vertrauend (in schönem, aber falschem Glauben), dass die Natur für den Einklang von Selbstliebe der Einzelnen und Interesse Aller vorgesorgt habe. Aber dies Selbstinteresse ist nicht das einzige mögliche, es giebt noch ein anderes, welches

---

*) Wie aus ihr das Privateigenthum folgt, ist § 41 kurz berührt und weiter ausgeführt Rechtsphilosophie §§ 23 u. 24.

sich mit unserem Moralprinzip nicht nur verträgt, sondern dieses selbst ist. Smith hätte es von Locke entnehmen können; nach diesem hat der Mensch die Verpflichtung, seine Talente auszubilden zur eigenen Subsistenz und zum gemeinsamen Gebrauch des Lebens. Indem der Mensch seine eigene Subsistenz sich durch seine Arbeit verschafft, fällt er Anderen nicht zur Last, macht ihnen weder Sorge noch Beschwerde. Das Gleiche darf und soll er dann von jedem Anderen erwarten, wird also zunächst die Producte seiner Thätigkeit nur gegen Leistungen ihrerseits hingeben (Tausch), nur Nothleidenden giebt er von dem Seinen ohne Gegenleistung, und dabei wird er sich daran erfreuen, dass durch die Bethätigung, wie er sie gerade übt, z. B. Ackerbau, Anderen mit anderen Bethätigungen, die gleichfalls deren eigener Subsistenz und dem gemeinsamen Gebrauch des Lebens dienen, diese durch Lieferung von Nahrungsmitteln ermöglicht werden. Von einer anderen Seite freilich schafft die Nationalökonomie eine grosse sittliche Schwierigkeit, bietet aber auch die Mittel zu ihrer Lösung. Sie lehrt, nur das sei ein wirthschaftliches Gut, was in geringerer Menge vorhanden ist, als dass es jedem von selbst sich in ausreichender Weise darbiete. Wo Wasser im Ueberfluss da ist zu allen Zeiten, da fällt es niemand ein, besondere Veranstaltungen dafür zu treffen, dass er es zu einer bestimmten Zeit habe. Im Schlaraffenland würde es daher zwar Sachgüter geben, d. h. Mittel zur Bedürfnissbefriedigung, aber keine wirthschaftlichen, keine, für deren Erlangung oder Besitz besondere Mühen aufgewendet würden. Diejenigen Güter sind demnach wirthschaftliche Güter, deren Zahl geringer ist als ihr Bedarf, Bedarf nicht etwa des Luxus, sondern auch der allerdringendsten Nothwendigkeit. Wenn dem so ist bei den meisten Sachgütern, wie es denn nicht geläugnet werden kann, so entsteht eine grosse Schwierigkeit. Ich habe die und die Güter heisst dann stets so viel wie: ich schliesse eben dadurch Andere von ihnen aus, mein Haben ist ein Entbehren Anderer. Man hat früher in diesem Gefühle als das Höchste hingestellt, sich der Güter möglichst zu enthalten (Armuth und Askese im Buddhismus,

Christenthum, Muhammedanismus) oder, wenn sie Einem zugekommen sind, sich möglichst ihrer wieder zu entledigen entweder auf einmal (Weltentsagung) oder successive (Almosen). Wären die Güter überwiegend Naturgaben, so wäre das Mittel richtig: Einige hungern und heirathen nicht, damit Andere sich satt essen und noch Ueberfluss in sich erhalten zur Fortpflanzung des Geschlechtes. Muss man dazu wieder zurückkehren? Die Antwort ist: diese Methode hat, abgesehen von anderen Uebeln der Enthaltsamkeit, welche später noch vorkommen werden, zu wenig geleistet. Die Enthaltenden mussten immer wieder von den Anderen ernährt werden, direkt oder indirekt, und ausserdem liegt in jener Theorie eine Ueberschätzung des Naturfactors in der menschlichen Wirthschaft vor. Seitdem der Arbeitsfactor in seiner ganzen Bedeutung ist erkannt worden, bietet sich eine ganz andere Lösung von Seiten des Prinzips der Erhaltung und Förderung der Menschheit oder, wie wir nach § 35 auch sagen können, Seitens der Liebe dar. Diese Lösung deutet die Nationalökonomie an durch die Aufforderung, productiv zu sein. Schlechthin productiv sein heisst das Weltvermögen steigern (Roscher). Derjenige ist also productiv, welcher mehr hervorbringt von Gütern, als er zur eigenen Subsistenz verbraucht, so dass ein Ueberschuss für Andere da ist, ein Ueberschuss, welcher nicht dagewesen wäre, wenn er, dieser Producirende, nicht gewesen wäre. Dies Prinzip macht allein, dass ein Mensch mit gutem Gewissen leben unter den Menschen und der Dinge sich bedienen mag. Indem ich die Güter gebrauche, um mehr, als sie selbst sind, damit zu produciren, vermehre ich durch meine Arbeit den Vorrath wirthschaftlicher Güter, so dass immer Mehrere solche sich aneignen können. Die Liebe verstattet daher den Genuss der Sachgüter nicht nur, sondern sie fordert denselben, denn anders werden die persönlichen Kräfte, welche die Voraussetzung der Production sind, nicht beschafft; sie gebietet aber auch den eigenen Genuss auf das für Erhaltung dieser Arbeitskräfte im weiteren Sinne ausreichende Mass einzuschränken, alles, was ich darüber hinaus für mich verwende, entziehe ich Anderen; Arbeitsamkeit und

Mässigkeit sind daher die beiden wirthschaftlichen Haupttugenden und zwar Arbeitsamkeit als Muskel- und Nervenkraft, weil nur beides zusammen die Güterqualitäten der Dinge vermehrt. Mässigkeit ist aber nicht als Enthaltsamkeit gemeint — die wirkt zu wenig —, sondern als Genuss zum Zweck der productiven Muskel- und Nervenkraft. Für diese Mässigkeit giebt es freilich kein allgemeines Mass; was für den Einen mässig ist, kann für den Anderen unmässig sein und für den Dritten zu wenig. Der Kanon ist, dass man darauf achte, ob bei der Lebensweise die Kräfte sowohl als die Geneigtheit zur Arbeit nachhaltig frisch und stark bleiben. Selbst bei dem einzelnen Menschen wechselt das Bedürfniss nach Alter und Umständen; wer sich aber nach jenem Kanon richtet, der hat im Grossen und Ganzen am Naturbedürfniss einen sicheren Leiter, während bei Unmässigkeit sowohl als Askese sehr bald das Gefühl kein zutreffender Bestimmungsgrund mehr ist. Dass die lange Zeit herrschend gewesene Lehre, wonach eine grosse unmittelbare Consumtion der Reichen eine Wohlthat für die Aermeren sei, falsch ist, wird von englischen und deutschen Nationalökonomen zugegeben. Roscher sagt (die Grundlagen der Nationalökonomie 9. Auflage S. 478, § 220 B): „Wird die Ersparniss zur Gründung eines stehenden Kapitals benutzt (Kapital ist nach § 42 jedes Product, welches zur ferneren Production aufbewahrt wird), so findet Verzehrung von Gütern, Ernährung beschäftigter Arbeiter, Absatz von Gewerbtreibenden ebensowohl statt, wie bei der früheren, unproductiven Consumtion. Nur wird der Strom dort gewöhnlich in andere Kanäle geleitet. Wenn ein Reicher die Summen zum Häuserbau verwendet, die er sonst für Mätressen auszugeben pflegte, so verdienen Maurer, Zimmerleute etc., was sonst Friseure, Putzhändler etc. in Anspruch nahmen, es wird an Trüffeln und Champagner weniger, desto mehr an Fleisch und Brod verzehrt. Das Endresultat ist ein Haus, welches entweder die persönlichen Genüsse oder die materiellen Producte der Volkswirthschaft dauernd vergrössert. — Ganz ähnlich, wenn das Ersparte als umlaufendes Kapital benutzt wird.“ Bei J. St. Mill heisst es (Grundzüge der

politischen Oekonomie, übersetzt von Soetbeer, Leipzig 1869 Bd. I S. 86 u. 90): „Nach meiner Auffassung schafft jemand, der Sachgüter kauft und sie selbst verbraucht, den arbeitenden Klassen keinen Nutzen; nur durch dasjenige, was er dem eigenen Verbrauch entzieht und im Austausch gegen Arbeit direkt zur Bezahlung von Arbeitern ausgiebt, nützt er den arbeitenden Klassen oder vermehrt den Umfang ihrer Beschäftigung.“ — — „Wenn ich statt 100 Thlr. für Wein oder Seide auszugeben, diesen Betrag als Arbeitslohn oder als Almosen verausgabe, so ist in beiden Fällen die Nachfrage nach Sachgütern ganz gleich; in dem einen Fall ist eine Nachfrage nach Wein und Seide zum Werth von 100 Thlrn., im anderen Fall nach Brod, Bier, Kleidung, Feuerung u. a. für die Arbeiter zu demselben Werthe; allein im lezteren Falle haben die Arbeiter im Gemeinwesen von den Producten desselben den Werth von 100 Thlrn. mehr unter sich vertheilt. Ich habe soviel weniger verbraucht und meine Verbrauchsbefähigung auf die Arbeiter übertragen.“ Die sittliche Pflicht der Reichen ist daher, sparsam für sich zu sein und ihre Ersparung zunächst für Unterhaltung sog. gemeiner Arbeit anzuwenden, d. h. solcher, welche die nothwendigsten Bedürfnisse für Alle hervorbringt. Es ist nicht, vielleicht nie, zu fürchten, dass so bald hierin zu viel geschähe. „So lange wir Menschen sehen, die schlecht genährt, schlecht gekleidet sind u. s. w., so lange werden wir, streng genommen, kaum sagen können, dass zu viele Nahrungsmittel, Kleidungstücke erzeugt würden“ (Roscher ebendaselbst S. 471, § 216). Es ist auch nicht zu besorgen, dass dann zu wenig Mittel für Pflege der anderen Seiten menschlichen Wesens (Kunst, Wissenschaft, Religion u. s. w.) übrig blieben. Im Gegentheil werden, wo viel Unterhaltsmittel sind, diese das für ihr Bestehen Erforderliche erst recht finden. Aus der Wichtigkeit des Arbeitsfactors erklärt sich das Zurücktreten des Almosens. Dies war früher der übliche Ausgleich, der Habende theilte von seiner Habe denen, die ganz leer ausgingen, mit oder half ihnen nach. Dies bleibt unter Umständen (Krankheit, Arbeitsmangel) noch heute Pflicht, aber die Regel muss sein durch Unterhaltung von

Arbeitsgelegenheiten dem auf seine blosse Arbeitskraft Angewiesenen zu den Subsistenzmitteln zu verhelfen. Dadurch, dass die Reichen sittlich gehalten sind, ihre Güter vorab zur Unterhaltung productiver Arbeit zu verwenden, fällt die Gefahr hinweg, dass Reichthum Genusssucht und Uebermuth werde. Es hängt das dem Reichthum nicht nothwendig an, so wenig wie dem Wissen die Verachtung der Nichtwissenden, der Religion die Intoleranz nothwendig anhängt.

61. Was die Arbeitstheilung betrifft, so ist der Nationalökonomie unbedingt zuzugeben, dass die Beschäftigung in Einer Richtung eine Fertigkeit und Gewandtheit erzeugt, durch welche der Gütervorrath sehr vermehrt wird, also auch mehr da ist, dem Bedarf zu genügen. Ebenso was die Maschinen betrifft, so ist ihr Nutzen für vermehrte und erleichterte Hervorbringung augenscheinlich, nur muss gesorgt sein, dass die durch eine neue Maschine ersparte menschliche Arbeit in anderer Weise Mittel zur Beschäftigung und Subsistenz finde. Arbeitstheilung und Maschinen dienen also der Erhaltung und Förderung der Menschheit, sofern mehr Sachgüter dadurch hergestellt werden. Aber es darf gefragt werden, ob beides nicht in seinem fortgeschrittenen Zustand, als äusserste Arbeitstheilung und Maschinenbenutzung, grosse Nachtheile habe. Der Mensch ist ein sehr complicirtes Wesen: wie seine Nahrung nicht blos aus Einem bestehen kann, dies Eine müsste dann die verschiedenen zur Ernährung erforderlichen Stoffe bereits in sich enthalten, also in Wahrheit ein Vieles sein, so kann er auch nicht blos einige Muskeln oder mehrere Muskeln blos in einer Weise beständig anwenden; ebenso ist es mit den Sinnen und dem Gedankenlauf. Wird er durch Gewalt oder die Verhältnisse dazu gezwungen, so leiden alle Muskeln, Sinne und Gedanken, die dabei nicht mit erregt oder beschäftigt werden. Blos Eins wird ausgebildet, alles Andere unterdrückt, der Mensch wird stumpf geistig und körperlich. Werden aber die nichtbeschäftigten Theile nicht stumpf, sondern behalten eine gewisse Regsamkeit, so entsteht nach der Arbeit, sobald etwas Erholung eingetreten ist, ein um so heftigerer Trieb von da aus, die

Muskelpartie z. B. wird ein Reiz zu gewissen Handlungen, bei denen sie Bethätigung findet, die Sinne suchen etwas Anderes, womit sie sich abgeben können, die Gedanken regen sich gleichfalls in irgend einer Weise. Da aber der Mensch doch in der Arbeit seine Hauptkraft verbraucht hat, so ist er jenen spontanen Regungen ohne Gegenkraft überlassen und hingegeben, er folgt dem Zuge, der sich regt, sei er sittlich werthvoll oder das Gegentheil: Stumpfheit oder Regellosigkeit ausserhalb der Arbeitszeit ist daher eine sehr gewöhnliche Begleitung der allzu einseitigen Beschäftigung. Kommt dazu, dass der Mensch nicht gehörig ernährt ist — bei uns ein sehr häufiger Fall —, so entstehen die wilden Triebe nach gehobenem Lebensgefühl, die mehr mit erregenden als zugleich plastischen Stoffen beschwichtigt werden. Alles das hat übrigens nicht blos bei der sogenannten niederen Arbeit statt, sondern ebenso auch bei höherer; der Kaufmannslehrling ist bei eintöniger Beschäftigung oft ähnlich daran, der Schreiber auf einem Amt nicht minder, der Beamtendienst hat auch seine Einseitigkeiten körperlicher und geistiger Art, die Stumpfheit bei ihm heisst Pedantismus. A. Smith hat mehr als manche seiner Nachfolger die üblen Nebenfolgen der gesteigerten Arbeitstheilung und Maschinenverwendung vorauserkannt und als Abhülfe vorgeschlagen Jugendunterricht, Erhaltung der allseitigen Muskelkraft und Frische durch militärische Uebungen, geistige Anregung durch die Kirche, welche letztere aber niemand aufgezwungen werden dürfe: alles das soll vom Staat ausgehen, es ist ein Nationalinteresse (Nationalreichthum, übersetzt von Garve, Bd. IV, S. 161 ff.). Er sieht also darin eine Rechtspflicht, wie wir auch (s. Rechtsphilosophie § 28), aber da wir hier nicht so sehr das behandeln, was schon das Recht zu fordern hat, welches grundsätzlich nicht auf Einer speciellen Moral beruhen soll, so fügen wir bei, was unser sittliches Prinzip verlangt. Ein Gegengewicht gegen die Einseitigkeit, die geistige und körperliche, der gesteigerten Arbeitstheilung und des Maschinengebrauchs muss stattfinden. Das Erste ist, dass genügende Ernährung und gesunde Wohnung nach der Arbeit da ist. Wo

die Arbeiter nicht im Stande sind, das lediglich aus sich zu beschaffen, da müssen ihnen die Einsichtigen aus den Nichtarbeitern zu Hülfe kommen, wie es ja viele Fabrikherren längst gethan haben. Ueberhaupt gehört es zur sittlichen Mässigkeit, dass kein zu grosser Unterschied zwischen den verschiedenen Menschen in Bezug auf Nahrung und Wohnung statt habe. Es werden allerdings stets Unterschiede bleiben, da bei gröberer Arbeit auch gröbere Kost leichter verdaut werden kann, aber der Nahrungswerth bei der Kost des gemeinen Mannes soll reell sein und seinem Zweck, Erhaltung der Körpersubstanz und Kraft, entsprechen. Der gemeine Mann braucht weniger Räume in seiner Wohnung, schon weil sein Arbeitslocal ausserhalb derselben ist, aber luftig und hell und trocken und freundlich muss sie auch sein, um ihrem Zwecke zu dienen. Wo ein grosser Unterschied in Nahrung und Wohnung statt hat, da ist der wesentlichen Gleichheit aller Menschen nicht Rechnung getragen, da entstehen nothwendig Unterschiede im Genuss als solchem und werden Unterscheidungsmerkmale der Menschen, was den sittlichen Gesichtspunkt verrückt. Selbst in der Kleidung ist ein grosser Unterschied nicht wünschenswerth. Der Arbeiter wird zwar bei seiner Arbeit entsprechend gekleidet sein, aber nach derselben und in der Erholung soll er sich als einer unter Gleichen fühlen dürfen. Das Zweite ist, dass die Erholung nicht eine dem blossen psychologischen Mechanismus und seinen Zufällen überlassene sei, dadurch wird sie eben gedankenlos oder roh, sondern da müssen wieder die Einsichtigen ev. mit einem Opfer an ihrer Musse oder an ihren Gütern eintreten, um die Möglichkeit einer in sich sinnvollen Erholung zu bieten. Kegelspielen, Ballspielen und andere Spiele müssen für die Muskelbethätigung da sein, Gegenstände zum Betrachten für die Sinne, Märchen- und Geschichtenerzähler — man denke an die Erzähler im Morgenland —, Gesang, kleine Aufführungen, Gelegenheit zur Lectüre. Am besten ist es, wenn sich alles dieses aus den arbeitenden Klassen selbst hervormacht, aber der Anregung und Betheiligung der Einsichtigen ausserhalb dieser Klasse werden sie nicht entbehren können und sollen

sie auch nicht, denn dazu sind die mehr anders Begabten und Beschäftigten sittlich mit da, um mit ihrer mehr spontanen anderen Art den mehr Receptiven zur Ergänzung zu dienen. Aber die Voraussetzung ist, dass die Ernährung und auch die Arbeitszeit derartig sei, dass nach derselben noch ein Ueberschuss von Kraft für die Erholung bleibt. Die Erholung, wie sie oben angesetzt wurde, hatte besonders die jüngeren Arbeiter im Auge, für die verheiratheten Männer ist die Haupterholung das Leben im Haus und mit den Kindern; das Haus muss aber dann danach sein, Erholung zu bieten, womöglich mit einem kleinen Garten für Nutz- und Zierpflanzen; auch Nebenbeschäftigungen anderer Art, Schnitzen u. s. f., soweit sie Liebhaberei, sind nicht ausgeschlossen. Solche Erholung hat zur Folge, dass nicht blos alle Kräfte, leibliche und geistige, beschäftigt und erhalten werden, also weder Abstumpfung noch regellose Triebe entstehen, sondern die Erhaltung derselben kommt auch der Arbeit selbst zu Gute durch die Gestärktheit, mit der zu ihr zurückgekehrt wird, und die anregende Wirkung der Freudigkeit von der Erholung her für die neu gestärkten Kräfte.

62. Zu dem Prinzip der Concurrenz verhalten wir uns so. Freie Concurrenz heisst: jeder, der Lust hat etwas zu treiben, darf es treiben und mag sehen, wie weit er damit kommt. Soweit also die freie Concurrenz soviel ist wie Gewährenlassen der Individualität in der Wahl des Berufs oder der Art der Beschäftigung, erkennen wir sie vollständig an; nur was aus dem Einzelnen selbst ganz spontan oder auf blosse Anregung durch Beispiel kommt, das wird etwas Tüchtiges. Aber wir erinnern uns, dass die blosse Lust etwas zu treiben noch nicht eine Bürgschaft des Erfolgs ist (§ 14), dass also bei einer Berufswahl die dortigen Cautelen müssen beobachtet werden, wenn nicht der Einzelne zum Schaden kommen und zugleich die Rücksicht auf Andere verletzt werden soll. Dass aber die freie Concurrenz ganz von selber ein unfehlbarer Regulator wünschenswerther wirthschaftlicher Verhältnisse sei, das läugnen wir durchaus. Der Einzelne wird nicht nur leicht ergreifen, was ihm Lust macht, ohne dass er das Aeussere des erforder-

lichen Talentes hat, er wird auch leicht ergreifen, was gerade Andere in seiner Umgebung ergreifen, falls er kein besonders ausgeprägtes Talent hat, sondern sich je nach Vorbild und Anregung in Mehreres finden kann. Ferner wird die Ueberfüllung des Einen Zweiges keineswegs so bald ausgeglichen; gerade der mechanische Arbeiter findet sich gar nicht so schnell aus seiner besonderen einseitigen Beschäftigung heraus und in eine andere hinein. Ueberfüllung eines Zweiges hat aber Ueberproduction und in Folge derselben Geschäftsstockung zur Folge, und diese wieder längeren oder kürzeren Mangel an Arbeit und Unterstützungsbedürftigkeit. Von dieser Seite hat also die freie Concurrenz Folgen, welche abzuwenden jeder Staat sich wird angelegen sein lassen (s. Rechtsphilosophie § 29); aber ausser dem, was dieser zu thun hat in Bezug hierauf, wird es von der Liebe aus geboten sein, nicht nur sich daran zu betheiligen mit derjenigen Lebhaftigkeit des Gefühls für Wohl und Wehe des Einzelnen, welche ihr eigen ist gegenüber der Moral des wohlverstandenen Interesses und der blossen Cultur, sondern auch nach Kräften innerhalb des Rechtes durch Rath und That den Uebelständen entgegenzuwirken. Sie wird in ihrem Kreise nicht nach Lust, sondern nach Lust und Talent den Beruf wählen und zu solcher Wahl anhalten, es werden die Einsichtigen aus ihr sich Kenntniss und Ueberblick zu verschaffen versuchen von dem Stand und der weiteren Wahrscheinlichkeit der Bedürfnisse und Geschäfte, was bei grösserer Gleichheit in Nahrung, Kleidung, Wohnung gar nicht so schwierig sein dürfte, sie wird Bureau's für Arbeitsnachweisungen einrichten, wie schon vielfach geschieht u. s. w. Mit einem Wort: sie wird suchen die Wohlthaten der Concurrenz zu erhalten und die Nachtheile möglichst zu beseitigen. Concurrenz hat für sie wesentlich den Sinn: Unternehmung nach eigener Auffassung und in der einer bestimmten Individualität zusagendsten Weise. Es heisst, ihr individuell freies Wirken mit und neben Anderen, das Ziel Aller ist dabei dasselbe, Erhaltung und Förderung der Menschheit, den Handelnden mit eingeschlossen. Ein Gegeneinanderwirken, ein sich gegenseitig Verdrängen liegt in dem Begriff an sich

durchaus nicht, historisch ist der Gegensatz Bevormundung von Staats wegen und vom Staat übertragenes Monopol. Die freie Concurrenz, d. h. die wirthschaftliche Bethätigung des Einzelnen nach seiner freien Individualität, schliesst freien Zusammenschluss mit Anderen, auch in festeren Organisationen, gar nicht aus (Innungen in freier Weise, gerade wie Aerztekammern, Advokatenkammern u. s. w.). Solcher Zusammenschluss ist für Viele gefordert, um das Bewusstsein der bestimmten sittlichen Aufgabe und Verantwortlichkeit zu erhalten und zu beleben. —

63. Dass durch die Concurrenz die Preise herabgedrückt werden, hat sich nur da bewährt, wo der Concurrenten so viele sind, dass sie sich nicht mit einander verbinden können. Wo dies geschehen kann, ist es regelmässig geschehen, und hat gerade zu dem geführt, was die Concurrenz vernichten sollte, zum Monopol, aber nicht mehr zum Staatsmonopol mit seiner Aufsicht und der Drohung, welche im Verhältniss zum Staate lag, sondern zu einem selbstherrlichen, uncontrolirten. Warum sollten aber die Preise herabgedrückt werden? Damit sie nach den Nationalökonomen den natürlichen (A. Smith) oder nothwendigen (J. St. Mill) Preis erreichen. Der natürliche Preis ist derjenige, ohne welchen die Waare auf die Dauer nicht hergestellt werden kann. Er bestimmt sich nach den Productionskosten sammt dem gewöhnlichen Kapitalgewinn. Wie hoch soll aber der gewöhnliche Kapitalgewinn sein oder, allgemein gewendet, wie hoch soll das Aequivalent für unsere Bethätigung sein? Das Ziel ist, dass man durch seine Arbeit, sie sei von welcher Art sie wolle, in den Besitz von so viel materiellen Mitteln gelange, als erforderlich sind, um als Glied der Menschheit erhalten und gefördert zu werden. Populär ausgedrückt: der sittliche Mensch will leben, leben von seiner Arbeit, d. h. dadurch, dass er seine Kräfte zur eigenen Subsistenz und zugleich zum allgemeinen Besten verwendet. Diese Arbeit soll ihm die Mittel verschaffen, selbst weiter zu leben, d. h. die Mittel zur Ernährung, Kleidung, Wohnung, zur Gründung einer Familie, ev. zur Unterstützung seiner Angehörigen, und soll so viel Ueberschuss gewähren, dass er auch in kranken Tagen oder im arbeits-

unfähigen Alter das Nothwendige hat. Diese Forderungen sind nicht zu hoch. Alle gebildeten, d. h. überwiegend geistigen Berufsarten stellen sie und finden ihre materielle Lage ungenügend, wenn sie bei mässigen Ansprüchen dies nicht gewährt. Wenn also der Arbeiter durch seine tägliche Arbeit, allein oder mit anderen zusammen oder als Glied eines Arbeitsganzen (Fabrik), nicht soviel verdient, so ist er ungenügend bezahlt, der Preis seiner Arbeit steht unter dem natürlichen. Ebenso sieht es der Kaufmann an, wenn er mit den Preisen in seinem Geschäft jenes Ziel nicht erreicht; $^1/_5$ für Wohnung, $^3/_5$ für Haushalt und Vergnügungen, $^1/_5$ zurückzulegen, war die frühere kaufmännische Weisheitsregel. Es leuchtet ein, dass namentlich im Arbeiterstand lange der natürliche Preis nicht bezahlt wurde; der Grund war, wie Thornton („die Arbeit") gezeigt, dass die Arbeiter nicht warten konnten, sondern, um nicht zu verhungern, gezwungen waren, auch auf schlechtere Bedingungen einzugehen. Es liegt zu Tage, dass es Sache der Liebe ist, in dieser Beziehung ihre Lage zu verbessern, freilich unter In-anspruchnahme ihrer Arbeitsamkeit und Mässigkeit. Wie soll dies erreicht werden? Der Fabrikant, der Kaufmann sollen auch nicht unter dem natürlichen Preis arbeiten, höchstens kann man das, wenn sie wohlhabend sind, zeitweilig verlangen, damit sie nicht durch Aufgeben des Geschäftes in schwerer Zeit die Arbeiter brodlos machen. Wie kann der Geschäftsmann aber bei der jetzigen Art der Concurrenz anders, als suchen schnell reich zu werden, denn jeden Augenblick kann ihm ein Concurrent entstehen, der ihn aus dem Felde schlägt blos dadurch, dass er seine Arbeiter schlechter bezahlt und so im Stande ist, die Waare billiger auf den Markt zu werfen; ist er aber vorher reich geworden, so kann er das ruhig abwarten. Man hat mit Recht gesagt, dass die Concurrenz in diesem Sinne das frühere Recht des Stärkeren ersetze durch das Recht des wirthschaftlich Rücksichtslosen. Hier giebt es keine Abhülfe — denn die, welche das Recht (Rechtsphilosophie § 28) gewährt, ist blosse Nothhülfe —, als dass die Gesinnung und Sitte verbreitet wird einer grossen Mässigung in den Lebensansprüchen, so dass, wer Reichthum

hat, ihn zumeist ansieht als Mittel zur Production, um die Sachgüter zu vermehren zum allgemeinen Gebrauch. Ausserdem müssen dann recht viele damit beginnen, den Arbeitern die von der Liebe geforderte Behandlung angedeihen zu lassen oder auch sich ihren Anforderungen gegenüber (Gewerkvereine) darauf einzulassen. Dies wird die Folge haben, dass solche Behandlung Sitte wird, und wo erst eine bessere Lage der Arbeiter durchgeführt ist, da kann es wohl zur allgemeinen Ueberzeugung kommen, dass nicht reich werden gross ist, sondern Reichthum gemeinnützig gebrauchen. Zunächst freilich wird es schwer sein in den gegenwärtigen Verhältnissen Aenderungen herbeizuführen. Es werden nicht blos von den Arbeitern Thornton's Rathschläge („die Arbeit") an die Gewerkvereine zu beherzigen sein, auch die Arbeitgeber könnten noch manches Nützliche gegen die wilde Concurrenz unter sich einführen, z. B. Versicherungsgesellschaften auf unverschuldeten Bankerott, auf unverschuldetes Aufgebenmüssen des Geschäftes. So gut sich unverschuldete Armuth constatiren lässt, so gut und noch besser wird sich auch derartiges unverschuldete Geschäftsunglück nachweisen lassen.

64. Freilich im Augenblick wird Manches von dem über Concurrenz Bemerkten utopisch erscheinen. Indess wie die freie Concurrenz schon vom Rechte aus Einengungen erleiden muss, und je mehr und mehr sich herausstellt, dass sie nur zum Theil das Zaubermittel ist, für das sie A. Smith gegenüber dem Monopolgeist des Mercantilsystems hielt, so wird dann auch für manche Bestrebungen das Feld frei werden, an welche jetzt kaum gedacht wird. Z. B. sehr viele Sätze der Nationalökonomie beruhen darauf, dass der Werthbegriff als ein im Grossen und Ganzen Unveränderliches in der Menschheit betrachtet wird. So heisst es bei J. St. Mill (Grundzüge u. s. w. II. Bd. S. 101) „Die Volkswirthschaft hat nichts zu schaffen mit der vergleichenden Schätzung der verschiedenen Arten des Gebrauchs oder des verschiedenen Nutzens nach dem Urtheil eines Philosophen oder eines Sittenlehrers. Unter dem Nutzen einer Sache versteht man in der Volkswirthschaft ihre Fähigkeit, ein Verlangen

zu befriedigen oder einem Zweck zu dienen.“ Werthschätzung ist aber nicht blos dem Grade nach, sondern auch dem Inhalte nach sehr modificirbar: früher war Krieg edel, heutzutage zählt Arbeit mit zu dem Edlen, jede Geschichte des Luxus in der Nationalökonomie zeigt die Veränderlichkeit der Werthschätzungen. Selbst der Satz: ein grösserer materieller Vortheil wird stets einem kleineren vorgezogen, ist blos richtig ceteris paribus. Es ist also keineswegs die Werthschätzung, auch im Materiellen nicht, eine unveränderliche Grösse, sie kann modificirt werden, und dadurch ergeben sich wirthschaftliche Folgen von grosser Tragweite. Mill selber hat auf sittliche Modificirung der Werthschätzung wiederholt hingewiesen. So ist nach ihm (II. Bd. S. 290) das sogenannte theure Leben in England der Hauptsache nach nicht so sehr eine Nothwendigkeit als ein unverständiges Herkommen aller Klassen. Wer über dem Tagelöhnerstande steht, hält es nämlich für durchaus erforderlich, dass die Artikel, welche er consumirt, entweder von gleicher Qualität sein sollen mit denen, welche viel reichere Leute gebrauchen, oder mindestens so wenig wie möglich sich von denselben dem äusseren Schein nach unterscheiden. Bd. III S. 117 verlangt er von der Regierung, „sie sollte niemals der gemeinen Auffassung huldigen, welche den Reichthum nur aus der kläglichen Eitelkeit, sich damit brüsten zu können, werthschätzt, oder aus dem noch erbärmlicheren Gefühl, dass man sich schämt für nicht reich zu gelten, — Rücksichten, welche sicherlich drei Viertel alles Aufwandes der Mittelklassen veranlassen.“ Nach Bd. III S. 140 liegt „eines der socialen Uebel Englands in der fast zur Gewohnheit gewordenen Sucht, vor den Augen der Welt den Anschein eines grösseren Einkommens behaupten zu wollen, als man in Wirklichkeit hat.“ Vgl. a. ebendas. S. 182. Nach Bd. III S. 16 „stehen in dem Augenblick des Verkaufs die unmittelbaren Interessen des Getreidehändlers und des Consumenten sich einander entgegen, wie dies immer zwischen Verkäufern und Käufern der Fall ist.“ Aber schon S. 60 ebendas. heisst es: „Ich bekenne, dass ich mich nicht mit dem Lebensideal derjenigen befreunden kann, welche dafür halten, dass fortwährendes Gegeneinander-

kämpfen der normale Zustand menschlicher Wesen sei." Und S. 94 Anm. wird dem cooperativen Magazin zu Rochdale nachgerühmt: „Verkäufer und Käufer kommen als Freunde zusammen, da hört man nichts von Ueberforderung einerseits und Misstrauen andererseits." Und wenn Bd. II S. 339 gesagt wird, gewisse Umstände riefen „Speculationen hervor, die mitunter einen verständigen Charakter haben, häufiger aber unverständiger und massloser Art sind, indem ein bedeutender Theil der Geschäftsleute lieber Aufregung als Sicherheit mag", so steht soviel fest, dass Mill solche Darlegungen gemacht hat, nicht blos um eine Thatsache zu constatiren, sondern um mit darauf hinzuwirken, dass sie mehr und mehr abnehme. Man darf nur nicht sich dem Glauben hingeben, dass moralische Hinweise als solche helfen, das ist aber auch ganz gegen unsere Meinung. Solche Hinweisungen bleiben blosse Bilder der Contemplation, wo sie mindestens eine Spur von Empfänglichkeit antreffen, Bethätigung entsteht durch sie nur, wo die Bethätigung schon auf dem Sprunge stand, sich von sich aus oder auf leise Anregung hervorzumachen. Aber der Einzelne als solcher vermag da wenig, es müssen sich Gleichgesinnte zusammenthun. Der Einzelne kommt als isolirt leicht zur Meinung, dass diese Welt für eine Bethätigung, wie er sie möchte, nicht eingerichtet sei; eine Vereinigung aber kann sich behaupten und bei vielen, die möchten, aber von sich aus nicht können, durchdringen. Freilich ein goldnes Zeitalter darf man nie träumen. Vor Perioden der Schwankungen und des Darniederliegens aller Verdienste kann niemand bewahren. Natürliche Ursachen (in einer Gegend Pest, in einer anderen Erdbeben, in einer dritten Ausfall der erforderlichen Erndte) und menschliche Verhältnisse (Kriege mit ihren Vor- und Nachwehen) können derangirend wirken: dann muss eben gegenseitiges Tragen und Stützen an die Stelle freudiger Arbeit und Erfolgs treten, bis bessere Zeiten kommen.

65. Gold und Silber, gegen welche die Moralisten zu allen Zeiten viel gesagt haben, wird man sich als allgemeine Tauschmittel müssen gefallen lassen. Geld überhaupt ist nach der Nationalökonomie diejenige Waare, welche zugleich als all-

gemeines Tauschmittel dient. Es ist daher nicht nothwendig, dass die edlen Metalle das Geld sind. Dass sie es aber geworden sind, liegt in ihrer Schönheit, Dauerhaftigkeit und Seltenheit, verbunden mit der Eigenschaft, leicht in kleine Stücke gebracht zu werden und leicht das Zeichen ihres Werthes an sich zu nehmen. Einige dieser Eigenschaften theilen gewisse Steine mit ihnen, die daher als Edelsteine gefeiert, aber da sie der leichten Theilbarkeit und Bezeichenbarkeit entbehren, nicht Geld geworden sind. Fragt man sich also, worin liegt der Werth der edlen Metalle letztlich, so ist die einzige angebbare Antwort die, in ihrer Schönheit, die sie zum Schmuck der Umgebung und der eigenen Person werden liess. Und bei den Edelsteinen ist es nicht anders. Es ist also die Hauptwaare auf der Erde etwas geworden, was nicht dem vegetativen System dient; wäre kein Gold und Silber auf der Erde, so könnten die Menschen so gut leben wie vorher. Hier ist ein Punkt, wo das Aesthetische, die Lust des Auges in der Betrachtung, über alle anderen dringenden Bedürfnisse dominirt. Vergebens hat Schleiermacher der ästhetischen Bedeutung der edlen Metalle eine Art kosmische zu substituiren gesucht. Philosophische Ethik S. 196 sagt er: „Gewiss liegt der Grund (für das Metallgeld) nicht in dem Werthe, den die Metalle im Bildungsgebiet (es ist das bei ihm soviel wie das Gebiet technischer Bearbeitung) an sich haben; denn gerade insofern sind sie selbst Waare, welches immer die Unvollkommenheit des Geldes ist. Vielleicht weil sie der herausgetretene Mittelpunkt der Erde und also wirklich zu allen Dingen im gleichen Verhältniss sind, und weil sie in dem Ineinander von Starrheit und Beweglichkeit, von Undurchdringlichkeit und Licht alle Differenzen repräsentiren. Etwas Natürliches wenigstens liegt offenbar zu Grunde." Aehnlich hat er sich in der „Lehre vom Staat" ausgesprochen S. 230. Es ist nun an sich gar kein Unglück, dass die Menschheit an der Schönheit gewisser Metalle sich erfreut und an der Schönheit gewisser Steine, sowenig wie es als ein Unglück betrachtet wird, dass man seine Freude an dem Blau des Himmels und an der Farbenpracht der Blumen hat. Es ist sogar ein Glück,

dass alle Menschen dieser Freude an den Edelmetallen fähig sind, und dass diese durch ihre anderen Eigenschaften sich zum bequemen Tauschmittel eignen; denn ein solches allgemeines Tauschmittel ist durchaus Bedürfniss, und es muss dieses zugleich einen Werth in sich haben. Blosse Anweisung (in Papier oder Ae.) auf ein Güteräquivalent setzt einen Zustand von Vertrauen und Sicherheit in der Menschheit voraus, welcher von Anfang an nicht da war, welcher bei uns nur hier und da annähernd erreicht ist (gegenseitige Abrechnung in einem clearinghouse, checks) und durch die mannichfachsten Umstände zeitweilig mindestens wieder getrübt werden kann, wo also die Edelmetalle selber als unmittelbare Zahlungsmittel wieder eintreten müssen. Ausserdem setzen Gold und Silber, um überhaupt Geld zu werden, einen gewissen Wohlstand voraus, der durchaus wünschenswerth ist. Die Gefahren des Edelmetallgeldes sind die alles Aesthetischen, es gilt ihnen entgegenzuwirken, was, soweit es das Theoretische angeht, durch die Nationalökonomie von A. Smith an klassisch geleistet ist.

66. Das Resultat unserer Betrachtungen §§ 56—65 ist: das vegetative System und die Bethätigung von ihm aus ist nicht blos natürlich, sondern sich ihm hingeben ist sittlich. Von seiner Befriedigung hängt die Erhaltung und Förderung der Menschheit nach allen Seiten ihres Seins ab. Diese Hingebung an das vegetative System kann darum mit ganzer sittlicher Freudigkeit geschehen, weil die Arbeit ein Hauptfactor in der Befriedigung desselben ist, und auf Grund dieses Factors jeder mit bestem Gewissen sich die Naturgaben aneignen und ihrer sich bedienen mag, falls er nur durch seine Arbeit mehr producirt, als er consumirt, und dafür sorgt, dass seine Producte zur Vertheilung unter die Menschheit kommen, nicht zur mühelosen Vertheilung der Aneignenden, sondern sofern diese arbeitsfähig sind, ist auf die gleiche Auffassung und Bethätigung ihrerseits zu rechnen, so dass Tausch der Arbeitsproducte die unter jener Bedingung sittliche Form der Vertheilung ist. Das vegetative System mit seinem materiellen Geniessen und Arbeiten ist daher eminent sittlich, und ganz falsch ist der Gegensatz von Materiell

und Ideal, den wir noch bei uns gewöhnlich finden, indem man dem Materiellen als das Ideale gegenüberstellt Kunst und Wissenschaft. Unsere Vorliebe in Deutschland für die geistigen Berufsarten und die künstlerischen, obwohl die letzteren schon weniger, ist bekannt, auf sie gründet es sich, dass Wissenschaft und Kunst uns als das eigentlich Ideale erscheinen. Es waltet da eine Amphibolie: ideal wird einmal genommen im Sinne von überwiegend Intellectuell, das andremal im Sinn von schlechthin sittlich Werthvoll, und beides wird dann in Eins confundirt, d. h. die aristotelisch-mittelalterliche Werthschätzung des Intellectuellen als des eigentlich Sittlichen bricht wieder durch, wie sie ja in der absoluten Philosophie, wenn auch mit verschiedenen Modificationen, herrschte (bei Schelling war das Aesthetische, bei Hegel das Begriffliche das Höchste). Es wäre vielleicht wohlgethan, zwischen ideal und ideell zu unterscheiden, ideal dem Sittlichen, ideell dem Intellectuellen gleichzusetzen. Der richtige Ansatz ist: ideal ist alles, was der sittlichen Aufgabe um ihrer selbst willen dient, dies thut aber das Intellectuell-contemplative nicht mehr als das Materiell-mechanische. Alles Materielle ist ideal, sobald es der Erhaltung und Förderung der Menschheit, den Einzelnen mit eingeschlossen, dient. Also, um die Lockesche Wendung zu gebrauchen, der Ackerknecht, die Viehmagd, welche sich bethätigt 1) zur eigenen Subsistenz, damit sie nicht Anderen zur Last falle, 2) mit Lust daran, dass durch solche Arbeit auch für Andere mit anderen Bethätigungen Lebensunterhalt geschaffen wird, — der Bauer, der da spricht: wenn wir nicht arbeiteten, wie sollten dann die Anderen leben, hat eine ideale Aufgabe und erfüllt sie in idealer Gesinnung. So wie der niedere Arbeiter, so kann aber auch der Fabrikant, der Kaufmann, der Techniker in solch idealer Gesinnung wirken mit lauter materiellen Gütern. Nicht dass er weniger Muskelkraft und mehr Nervenkraft verwendet als der grobe Arbeiter, macht sein Wirken ideal, sondern ideal wird sein und des Gelehrten und Künstlers Wirken blos durch die sittliche Gesinnung und Auffassung, von welcher allein die Idealität abhängt.

67. Wie verhält sich aber unsere Lehre zum Communismus und Socialismus? Sie verwirft beide durchaus; sowohl den Communismus, denn das individuelle Eigenthum gehört zur individuellen Bethätigung und diese zum Menschen, als den Socialismus oder die Organisation der Arbeit und die Vertheilung des Ertrags von Staats wegen, denn sowohl die Arbeit als der Genuss gedeiht nur, d. h. ist nur erhaltend und fördernd, wo er individuell ist. Aber unsere Lehre kommt dem entgegen, was von wahren Bedürfnissen beiden Theorien zu Grunde liegt. Die meisten Menschen bedürfen unbeschadet ihrer Individualität einer Leitung, d. h. sie können nur auf Anregung und unter Beispiel sich erfolgreich bethätigen (§§ 10, 11), diese Leitung finden sie aber, Gleichheit als entwickeltes Gefühl vorausgesetzt, nur gerecht, wo sie sich durch dieselbe erhalten und gefördert finden; nun finden sie sich zum grossen Theil durch die fortgeschrittene Theilung der Arbeit und den Maschinengebrauch in ihrer individuellen Bethätigung gehemmt und gemindert, darum reagiren sie so heftig, seitdem ihnen dies als Masse gerade in Folge der Ausbreitung des Fabrikbetriebs ist zum Bewusstsein gekommen. Hier muss Abhülfe geschehen; schon der Staat kann darin vielerlei thun (Rechtsphilos. § 28), aber er kann nicht ganz durchgreifen; denn er kann auch die Individualität der anderen widerstrebenden Klassen nicht einfach hemmen und herabmindern durch die Gesetzgebung, sonst versagen sie sich. Daher sind an wirthschaftlichen Verhältnissen grosse Staaten zu Grunde gegangen. Die Gesellschaft, d. h. die freieren Vereinigungen von Menschen innerhalb eines oder mehrerer Staaten, sind in solchen Dingen viel mächtiger gewesen. Wenn die socialen Verhältnisse regenerirt wurden, sind sie überwiegend in freier Weise von bestimmten kleinen Gesellschaftsgruppen aus regenerirt worden. Meist ist bisher diese Regeneration der socialen Verhältnisse mit der Religion verbunden gewesen. Das Christenthum hat auf die unterdrückten Klassen der griechisch-römischen Welt wesentlich gewirkt dadurch, dass es Gleichheit aller in seine Gemeinschaft Eintretenden statuirte und die Liebesbethätigung von Bruder zu Bruder brachte. Der Islam hatte

in den orientalischen Ländern einen leichten Siegeszug nicht blos durch die Waffen der Araber, sondern dadurch, dass er überall, wo er nahte, mit der Lehre: wer zum Islam übertritt, ist kein Sklave mehr, die Sklaven im Voraus für sich hatte. Der Buddhismus hat durch das Erbarmen mit allem Lebendigen, in dem er ein Gleiches sieht, viele Millionen ergriffen. Die mittelalterliche Kirche, so lange sie noch im Aufstreben war, hat sich sowohl der Leibeigenen angenommen, als der verarmenden Freien und der ganz Verarmten, für jene hat sie gewisse natürliche Rechte vertreten (z. B. Ehe), diese wurden ihre Lehnsleute, die dritten fanden Brod und Obdach bei ihr. Wo freilich die katholische Kirche zu voller Macht kam, da hat sich herausgestellt, dass ihre doppelte Moral (§ 30), die höhere des rein geistlichen Lebens mit Armuth, Ehelosigkeit und Gehorsam, die niedere der in der Welt Lebenden, aber mit möglichster Richtung auf das Contemplative und Herabminderung der materiellen u. s. w. Gedanken, der wirthschaftlichen Wohlfahrt nicht günstig sind. Das klassische Land, diese Wirkung des vollen und ganzen Katholicismus zu studiren, ist Spanien, denn die italienischen Republiken in ihrer Blüthezeit hatten einen starken Zug der Selbständigkeit, in Frankreich aber ist niemals die officiell kirchliche Moral auch die effective Volksmoral geworden. „Wie viel reicher wäre Spanien heute, wenn es die müssigen Kapitale seiner Kirchenpracht für Chausseen und Kanäle benutzt hätte“ (Roscher, die Grundlagen der Nationalökonomie 9. Auflage S. 85 § 43). „Noch 1781 musste die Akademie zu Madrid eine Preisaufgabe stellen, dass die nützlichen Gewerbe nichts Ehrenrühriges haben.“ (Ebendas. S. 105 § 54.) Die Reformation brachte die grosse Erlösung, dass sie die Gottwohlgefälligkeit jedes nützlichen Berufes lehrte, also die gewerbthätigen Nationen des Nordens von dem Druck befreite, der auf solchen Gemüthern lasten musste, wo ihnen nach mittelalterlicher Doctrin das contemplative Leben als der einzig wahre Gottesdienst gepredigt wurde. Ausserdem brachte die Reformation Befreiung von Rom, das, je ferner es den nordischen Ländern war, desto weniger die Sinnesart dieser Völker

fasste und daher desto rücksichtsloser sie ausbeutete: entfernte Provinzen werden leicht am schlechtesten regiert. Heutzutage hat die Kirche darum so wenig inneren Anhang, weil sie den wirthschaftenden Klassen so wenig zu bieten weiss, meist hat sie sich sogar der modernen wirthschaftlichen Entwicklung entzogen, ihre Diener kennen sie nicht. Die Rückbiegungsversuche ins Mittelalter, welche von der katholischen Kirche manchmal unternommen werden, sind auf die Dauer vergeblich. Die protestantischen Geistlichen können vielleicht noch viel wirken, wenn sie sich der wirthschaftlichen Lehren und des Heilsamen in ihnen bemächtigen, sie brauchen darum nicht wie die rationalistischen Pfarrer des vorigen Jahrhunderts über Stallfütterung zu predigen, obwohl jene Zeit mit ihrem ernsten moralischen Appell keine schlechte war; aber auch in anderer Weise kann sich noch heute wirthschaftliche Regeneration der Gesellschaft an die Religion anschliessen. Es muss aber eine Beziehung zur Religion bei solchen Bestrebungen nicht statt haben, es können Leute von verschiedener religiöser Ueberzeugung oder auch ohne eine bestimmte derartige Ueberzeugung zu Vereinen zusammentreten und einzelne Seiten der Sache oder auch ein ganzes Programm in die Hand nehmen. Die Hauptsache ist, dass nicht Reden gehalten und Projecte discutirt werden, sondern dass ein thatsächlicher Anfang gemacht wird, an welchen sich Andere anschliessen können. Die Menschen werden nicht so sehr durch Worte, als durch Beispiele und Vorbilder angeregt. Worte helfen blos, wenn alle Bedingungen der Bethätigung da sind und es blos der Erregung des Gedankens bedarf, die Spannkräfte in Bewegungskräfte umzusetzen. Wo dies aber nicht ist, da müssen erst die Bewegungen vorgemacht werden und dadurch deren Nachbildung und vermittelst dieser die Gefühle und Vorstellungen geweckt werden. Liebe in diesem Sinne vereinzelt kann wenig wirken, sie kann lindern, helfen, trösten, unsträflich sein und wandeln; sie muss Anschluss haben und Zusammenschluss, nicht um als Macht aufzutreten, die durch Gewalt oder Drohung wirkt, sondern um in grossen Zügen und Allen sichtbaren Handlungen zu wirken. Nicht als

Stille im Lande, nicht in Verborgenheit und halber Heimlichkeit muss gewirthschaftet werden, sondern offen und klar und in Zusammenhang, ohne darum mit Reden viel Lärm zu machen. Aber ist dies Mittel nicht etwa gegen das Prinzip der Selbsthülfe, welches doch hochgehalten werden muss, 1) weil es dem Individualismus, der Bethätigung nach eigener Art überhaupt entspricht, 2) weil von jedem sittlich verlangt wird, dass er thue, was in seinen Kräften steht. Der Individualismus in diesem Sinne muss allerdings gewahrt werden, aber er schliesst Vereinigung mit Anderen und Anregung und Vorbild Anderer nicht aus. Die Schulze-Delitzsch'sche Selbsthülfe (welche aber eingestandnermassen mehr dem kleinen Gewerbsmanne als dem eigentlichen Arbeiter zu Gute kommt, also ihr Herrliches hat, aber nicht für alles auf einmal ausreicht) ist so, wie wir es ansetzen. Schulze ist dabei der anregende und vorbildliche Geist, der noch heute als solcher unter den 1000 kleinen Gemeinschaften wirkt, die er ins Leben gerufen hat direct oder indirect, und ohne innere Nothwendigkeit hat er in seinem Arbeiterkatechismus die wirthschaftlichen Bestrebungen des Einzelnen auf das wohlverstandene Interesse zurückgeführt, derselbe liesse sich leicht in das Prinzip der Erhaltung und Förderung der Menschheit, den Handelnden immer mit eingeschlossen, umschreiben. Die meisten Menschen bedürfen einer solchen Leitung nicht blos im Wirthschaftlichen, sondern auch im Geistigen. Die wir nicht selbst Dichter, Künstler, wissenschaftliche Entdecker oder Erfinder sind, wir lassen uns von den originalen Köpfen leiten, indem wir das, was von künstlerischer oder wissenschaftlicher Befähigung in uns ist, an ihren Arbeiten oder Erzeugnissen bilden, nähren, beleben. Nicht anders ist es mit den dem wirthschaftlichen Leben mehr Zugewandten. Leiter müssen sie haben, selten entstehen ihnen dieselben aus ihrem Kreise, die Einsichtigen aus anderen Kreisen sind daher verpflichtet sich ihrer anzunehmen. Wo der Arbeiter, der Bauer die richtigen Leiter nicht findet, da kann es nicht anders als nach § 54 so zugehen: die Unzufriedenheit mit den gerade herrschenden Zuständen erzeugt Gedanken des Andersseins,

zunächst treten unter diesen nach psychologischen Gesetzen hervor die contrastirenden Vorstellungen, also bei uns gegenüber dem Atomismus der Concurrenz mit ihrer angeblichen Selbstregulirung Gemein-Wirthschaft und Collectiveigenthum von Staats wegen. Es geschieht das nach denselben psychologischen Gesetzen, nach denen dem Verschmachtenden in der Wüste die Fata morgana Seen und Oasen vorspiegelt, nach denen gerade beim Volke Märchen wie das Schlaraffenland so beliebt sind, nach denen im Mittelalter die Sehnsucht nach einer Panacee oder der Goldmacherkunst so gross war, nach denen in den Religionen man sich das Paradies oder den Himmel meist gedacht hat als Inbegriff alles dessen, was man wünschte, auf Erden aber nicht so hatte. Der praktischen Verständigkeit in Bezug auf Mittel und Zweck, Ursache und Wirkung ist ein solcher Zustand des Gefühls und Vorstellens sehr unzugänglich. Wirksame Abhülfe ist hier blos, dass man bessere Zustände thatsächlich einführt und von ihnen aus etwa auf misslungene Versuche der utopistischen Art hinweist.

68. Wenn das vegetative System und seine Befriedigung der Erhaltung und Förderung der Menschheit dienlich wird durch Arbeit, welche mehr producirt, als man verbraucht, und der Sittliche diesen Anspruch gegen die Anderen erheben muss, wie soll er sich verhalten zu denen, welche diesem Anspruch nicht nachkommen, gegen die Schwachen, die Kränklichen, die Trägen oder die der Arbeit ganz Widerstrebenden? Zuerst ist zu sagen, dass der Satz: productiv ist derjenige, welcher das Weltvermögen vermehrt, nicht heisst, blos der unmittelbar in Ackerbau oder Industrie Thätige ist productiv, sondern productiv kann auch derjenige sein, welcher unmittelbar in alle dem nichts leistet, dagegen durch seine Bethätigung dazu beiträgt, dass die Bedingungen des wirthschaftlichen Lebens, ohne welche der Mensch bei Arbeitstheilung und Tausch nicht bestehen könnte, erhalten und wo nöthig verbessert werden (Soldat, Beamter), oder dazu beiträgt, dass die Seiten menschlichen Wesens gepflegt werden, welche in den mehr wirthschaftlich beanlagten Menschen auch da sind, aber der Anregung durch Andere zu ihrer Bethätigung

bedürfen (Gelehrte, Künstler, Geistliche). Ein solcher producirt Leistungen für Erhaltung und Förderung der Menschheit, und wenn er thätig und regsam in seinen Leistungen ist und mässig in seiner Lebensweise, so kann man sicher sein, dass er mehr producirt als verbraucht. Aber die Schwachen? Hier ist zu sagen: ein Mensch, der aus Unvermögen nur soviel leistet, als er verbraucht, ist sittlich werthvoll, er ist ein Glied mehr, thätig in seiner vollen Kraft, man wird sich an ihm freuen und ihn nicht empfinden lassen, dass Andere mehr leisten. Der Kränkliche wird weniger leisten, als er verbraucht. Hier ist die Pflicht klar, gegen die Kränklichkeit anzukämpfen, damit sie überwunden und der Mensch leistungsfähig werde, wenn nicht mit Ueberschuss, so doch in Aequivalenz zu seinem Gebrauch. Ist die Kränklichkeit unheilbar, so fordert die Erhaltung und Förderung der Menschheit, dass der Leidende aufgefasst werde als Einer, dem es selbst wehe thut, dass er nichts leisten kann, dass ihm somit die Liebe zur Menschheit bewiesen wird nicht blos darin, dass wir seine Tage fristen mit Opfern (§ 39), sondern dies auch mit Freudigkeit und Willigkeit thun, um ihm seine innere Lage von da aus leichter zu gestalten. Der Kranke kann dagegen durch Geduld, Sanftmuth, Selbstbeherrschung, Anspruchslosigkeit eine Leistung hohen Ranges liefern; denn ohne solche Beispiele wird stets der Gesunde, falls er einmal krank wird, mehr zur Ungeduld geneigt sein und zur Unruhe. Nur wird der unheilbar Kranke nicht verlangen dürfen, dass sich Alles gleichsam um ihn drehe, als ob seine meist geträumte Rettung oder unendliche Versuche zur Linderung die einzige Aufgabe des kleinen oder grösseren Kreises sei, dem seine Pflege obliegt. Der Mann der Arbeit, der mechanischen Arbeit, sieht es auch meist so an: er steht auf dem Standpunkt, wie ihn Plato (in der Republik) schildert. Kann der Arzt ihn nicht gesund machen, so dass er wieder irgend tüchtig zu etwas wird, so verlangt er, dass derselbe ihn der Krankheit und ihrer Auflösung überlasse. Die *νοσοτροφία* derer, welche blos sein wollen, auch wenn sie gar nichts leisten, nicht einmal Geduld und Sanftmuth haben, und alle Mittel in Bewegung setzen, um

nur noch einen Tag, einen Monat, ein Jahr hinzuvegetiren, ist nicht sittlich, und kann nicht gefordert werden von der Umgebung. In dieser Beziehung ist Schleiermacher's Aufsatz über die platonische Stelle durchaus zutreffend, so wenig er dem weichlichen Sinn auch unseres Geschlechtes vielleicht zusagt. Und der Faule? Gemeint ist damit Einer, der Kraft zur Arbeit hat, mindestens bis zur Selbsternährung, die aber nicht von sich aus in Bewegung kommt. Einen solchen zu ernähren hat niemand die sittliche Pflicht, legt er sich auf Belästigung Anderer, durch Betteln u. dgl., so kann er vom Rechte zwangsweise angehalten werden zu so viel Arbeit (Arbeitshaus), dass er mindestens Kost, Wohnung und auch an seinem Theil die Mittel aufbringt, welche zum Zwang selbst erforderlich sind.

69. Wie aber soll die Liebe verfahren Andersdenkenden gegenüber, also unter Menschen des wohlverstandenen Interesses und der blossen Cultur? Zunächst wird sie nach sich verfahren, denn Beispiele wirken am meisten, und sie kann nur hoffen, die Anderen zu ihrer Art herüberzuziehen, wenn sie nicht Worte, sondern vor Allem Thaten giebt, und dadurch etwa die Keime ihrer Art in den Anderen belebt. Wenn aber die Anderen das benutzen, sie blos auszubeuten? Dann wird sie sich auf den Rechtsstandpunkt zurückziehen, sowohl im Privatverkehr als im Völkerverkehr, aber stets so viel Liebe in das, was im Rechte offen gelassen ist, hineinlegen, als sie nur irgend vermag, ohne die blosse Beute und das Gelächter der anderen Lebensansichten zu werden. Im Zweifelsfalle wird der Ausgangspunkt des Handelns den Menschen gegenüber für die Liebe der Rechtsstandpunkt sein, aber so, dass jeder bald merken kann, hier habe er es mit Einem zu thun, dessen Gesinnung und Bethätigung nicht im blossen Recht mit seiner Latitüde für nähere moralische Ausfüllungen aufgeht, sondern der bestimmt die und die Gesinnung und Bethätigung hat, sie nicht blos übt Gleichgesinnten gegenüber, sondern jedem gegenüber, der mindestens soviel Achtung davor zeigt, dass er sich hütet, sie zu missbrauchen. Die Güte wird also Güte sein, ohne

Schwäche zu werden; nur wird sie eher einmal durch zu viel fehlen wollen als durch zu wenig.

70. Und wie wird die Liebe sich stellen mit ihrer Forderung der Arbeitsamkeit und Mässigkeit gegenüber den verschiedenen Klimaten? Sie wird deren Verhältnisse in Rechnung bringen. Zunächst wird sie keineswegs verlangen, dass, was bei uns im Durchschnitt hierin Regel ist, allüberall in gleicher Weise so sei. Mässigkeit ist ein Kanon, der erhalten sein kann bei sehr verschiedenen Maassen und Massen der Genussmittel. Der Polarmensch verschlingt Massen von Fett; er kann mässig dabei insofern sein, als diese Massen zur Erhaltung seiner Wärme und Arbeitskraft erforderlich sind. Der Südländer braucht weniger als wir, er hat für Erhaltung der Wärme durch Speise und Getränke wenig zu sorgen, das besorgt die höhere umgebende Temperatur für ihn, er hat blos für einen Ueberschuss von Kraft zur Arbeit zu sorgen, er wird dabei eher durch Schatten und kühlende Getränke dafür wirken, dass die Verdünstung seines Körpers nicht zu gross werde und nicht andere das ganze System erschlaffende Wirkungen der Hitze eintreten. Was die Arbeit betrifft, so ergeben sich gleichfalls vom Klima aus grosse Unterschiede. Bei uns ist Arbeit, mindestens sofern sie Bewegung ist, nothwendig zur Erhaltung und Förderung selbst des physischen Lebens. Ausserdem hat die kältere Luft, da sie schwerer ist und somit reichlicher in die Lungen eindringt, einen erhöhten Stoffwechsel zur Folge und dadurch eine Erhöhung aller Systeme, auch des Muskelsystems; speciell ruft sie dann noch durch die stärkere Wärmeausstrahlung des Körpers ein Bedürfniss nach Ausgleichung des Wärmeverlustes durch Nahrung und Bewegung hervor. Dazu kommt, dass die kältere Jahreszeit Vorräthe für sie zu sammeln frühe zwingt, also die Arbeit und zwar die methodische Arbeit vom vegetativen System aus hat bei uns besondere Anreizungsmittel. Hierzu tritt noch, dass die äusseren Bedingungen, d. h. was von Mitteln zur Ernährung und zum Erwerb vorgefunden oder mitgebracht oder zugeführt wurde, so sehr auf die ganze Arbeit und Art eines Volkes bei der Befriedigung der materiellen Be-

dürfnisse einwirken. Aeusserst instructiv ist in dieser Beziehung der Abschnitt über Amerika und Australien vor ihrer Entdeckung und Besiedelung in Peschels Völkerkunde. Nun kann es sich treffen, dass ein Volk oder ein Einzelner, aus einem Lande in ein anderes kommend mit den bei ihm errungenen Mitteln, erkennt, dass leicht der Ertrag desselben könne vervielfältigt werden zur eigenen Förderung des einheimischen Volkes — was schon eine sittliche Aufgabe für sich wäre — und zum Nutzen anderer Völker. Die sittliche Aufgabe ist natürlich, dahin zu wirken, dass dies geschehe, denn dies trägt zur Erhaltung und Förderung der Menschheit überaus bei, aber die Aufgabe ist auch, dass es nicht so geschehe, dass ein Theil der Menschheit dabei erhalten und gefördert-wird, der andere dafür geschwächt oder vernichtet. Das moderne Europa ist seit den grossen Länderentdeckungen überwiegend nach einem Princip verfahren (s. Rechtsphil. § 64), welches zu Letzterem führte, um so mehr sollten wir darauf denken, es anders zu machen. Helfen hierzu können nur Culturmissionen, d. h. Einzelne müssen sich in einem solchen Lande niederlassen, um aus den dort genau kennen gelernten vorhandenen Bedingungen heraus den Uebergang zu besseren Verhältnissen für das Volk selbst und dadurch auch für andere Völker herbeizuführen. Einige Methodisten- und Herrnhuter-Missionen auf den Südseeinseln sollen so verfahren sein. Wo ein Volk sich ablehnend verhält, zieht man sich auf den Rechtsstandpunkt zurück. Man darf nicht sagen, solche Betrachtungen kämen bereits zu spät, es könne sich nur darum handeln, den sog. Naturvölkern die Wohlthat der Euthanasie zu verschaffen, ihren einmal eingeleiteten Untergang zu mildern soviel möglich. Es mag in manchen Gegenden richtig sein, dass auch das sittliche Verfahren jetzt nichts weiter mehr erreicht, aber für einen grossen Theil der Erde steht die Sache nicht so. In Südamerika, in Afrika, in Asien, vielleicht auch auf den Südseeinseln noch giebt es Massen von Völkern, welche der besseren Befriedigung der Bedürfnisse durch den europäischen Factor der Arbeit, der ihnen aber zunächst angepasst werden müsste, können zugänglich gemacht

werden. Diese Anpassung des Arbeitsfactors an die vorhandenen Verhältnisse ist die Hauptsache im Anfang. Verkehrt war der Grundsatz, man müsse nur neue Bedürfnisse in dem Menschen wachrufen, dann würden mit dem Trieb nach ihrer Befriedigung auch die Mittel gesucht werden, man werde also die dem Lande eigenthümlichen Güter vermehren, um für die Gegenstände des Verlangens etwas zum Tausch zu haben. In Afrika hat dies bekanntlich blos dazu geführt, dass diejenigen, welche durch die Gewohnheit der Macht auch die Gewohnheit hatten, ihre Bedürfnisse befriedigt zu sehen, sich nach dem ihnen bequemsten Mittel umschauten, Tauschobjecte zu haben; dies Mittel bestand darin, von den eigenen Unterthanen möglichst viele als Sklaven zu verkaufen und von den Nachbarvölkern recht viele durch Krieg in Gefangenschaft und dann in die Sklaverei zu bringen. Freilich, wären die Sklaven nicht begehrt worden, so wären sie kein Tauschmittel gewesen, daher sucht man mit Recht den Sklavenhandel zu unterdrücken; damit ist aber noch keine vermehrte Arbeitsamkeit und Industrie in diesen Völkern geschaffen, sondern das muss nun noch geschehen, nicht dadurch, dass man ihnen complicirte Maschinen zeigt, die sie anstaunen wie Hexerei, sondern dass man an ihre vorhandenen Bethätigungen anknüpft, diese nach Massgabe der klimatischen Verhältnisse steigert, sie selbst bei dieser gesteigerten Bethätigung und Production sich gefördert finden lässt, daran weiter knüpft u. s. w. Dieser Weg ist lang und langsam, aber der richtige; er ist auch der, welchen wir selbst sind geführt worden. Die Missionäre brachten den germanischen Völkern nicht blos das Christenthum, sondern zugleich eine Menge Verbesserungen des Ackerbaus und der ganzen wirthschaftlichen Verhältnisse, und zwar anknüpfend an das Vorgefundene und von da aus Muster gebend. Heutzutage muss die wirthschaftliche Mission das Erste sein, denn das können diese Völker fassen, aber unsere Discrepanz der Confessionen und confessionellen Denominationen können sie nicht fassen; die naive Anbequemung des Christenthums an die heidnischen Religionen aber, wie sie bei den früheren Bekehrungen thatsächlich

üblich war, ist heutzutage nicht mehr möglich, die Missionäre selbst könnten das Mittelding von Christenthum und Heidenthum nicht mehr mitmachen. An solche wirthschaftliche Anfänge kann sich dann später Anderes anschliessen. Zuerst müsste man Häuptlinge bewegen, für das Land geeignete Handwerker, Ackerbauer u. a. einzuladen, sie zu versorgen und zu schützen, diese müssten sich im Lande womöglich verheirathen oder sonst sesshaft machen u. s. f. Bei der europäischen Wanderlust und Abenteuerlust selbst unter fleissigen und edlen Menschen wird es an Bereitwilligkeit zu derartigen Functionen nicht fehlen. Dann muss aber auch Zeit gelassen werden. Herder hat den Vers Vergils, tantae molis erat romanam condere gentem, mit der Umwandlung germanas condere gentes zum Motto seiner Betrachtung des Mittelalters gemacht. In der That fast 1000 Jahre sind nothwendig gewesen, dass aus den Stürmen der Völkerwanderung die modernen germanischen und germanisch-romanischen Völker hervorgingen. So lange brauchte es nun nicht zu dauern, wo methodisch verfahren wird. Das Mittelalter war eine Zeit naturwüchsiger Versuche und dabei von religiösen Kämpfen nach Aussen und im Inneren bewegt, bis es gelang, unter Hochhaltung der Religion doch ein Allgemeinmenschliches zu erringen. Das Ideal ist, dass über die ganze Erde als Praxis und als Theorie verbreitet sei, dass das vegetative System und seine Bedürfnisse zu befriedigen sind durch Arbeit, welche mehr producirt, als sie selbst verbraucht, dass dies allein mit Erhaltung und Förderung der Menschheit verträglich ist, dass aber dabei mancherlei Modificationen nach Klima insbesondere und Flora und Fauna statthaben können, die doch jener Gesinnung und Uebung selber keinen Eintrag thun.

Die Naturen der überwiegenden Muskelbethätigung als solcher.

71. Die erste Hauptart menschlichen Wesens war die, wo das vegetative System besonders regsam ist, aber so, dass Muskel- und Nervensystem auch tüchtig sind; es war die Art, wo Thun und Denken vorzüglich auf materielles Wohl und seine Befriedigung gerichtet ist, an sie schloss sich darum die Betrachtung der wirthschaftlichen Verhältnisse überhaupt an. Die zweite Hauptart menschlichen Wesens ist die, wo das Muskelsystem a potiori regsam ist, aber das vegetative System und das Nervensystem auch kräftig sind. Es ergiebt die Naturen, welchen Activität um ihrer selbst willen werthvoll ist. Das vegetative System ist bei ihnen schon darum kräftig, weil das Muskelsystem es ist und zur Bethätigung aus sich inclinirt, dies Tummeln aber, zumal wenn es in freier Luft statt hat, dem vegetativen Leben diejenigen Reize zuführt, welche zum Ersatz lebhaft auffordern und zur Mehrung der Kraft. Aber nicht das vegetative Leben und seine Befriedigung ist dabei die Hauptabsicht, sondern das gilt blos als unvermeidliche Unterlage, als *ἀναγκαῖον*, dagegen die Muskelbethätigung als das *καλόν*, das wahrhaft Menschliche und Höhere. Das Nervensystem kann dabei in verschiedener Weise regsam sein, wenig und viel, aber das Charakteristische ist, dass Phantasien und Gedanken sich auf die Muskelbethätigung irgendwie beziehen als Mittel, als Anknüpfungspunkte, sie werden nicht um ihrer selbst willen gesucht. In der Geschichte haben sich diese activen Naturen besonders so gezeigt. Die unmittelbarste Art ihrer Bethätigung ist das kriegerische Leben der alten Zeiten

gewesen. Dies mag seinen Anknüpfungspunkt schon daran gehabt haben, dass die grössere Verbreitung der Thiere in jenen Tagen den Kampf gegen dieselben nothwendig machte und so den Muskelbethätigungen und der Lust an ihnen willkommene Gelegenheit bot. Aber solchen Naturen zuckte es überhaupt gleichsam in den Fingern, wenn sie etwas wollten, es einfach zu nehmen, wenn sich etwas entgegenstellte, zum Kampf überzugehen. (Siehe den Abschnitt über den zu erwartenden Gang der menschlichen Entwicklung § 22 ff.) Ausserdem erschienen ihnen diejenigen, welche dem vegetativen System um seiner selbst willen ergeben waren, als die Geringeren, sie selbst als die Höheren, Edleren. Daher ist das kriegerische Leben in den ältesten Perioden, vom Räuberleben wenig verschieden, so verbreitet gewesen, und im Zusammentreffen kriegerischer Horden galt es, die eigene Kraft als die stärkere zu erweisen. Dies kriegerische Leben konnte sich in mannichfacher Weise näher gestalten. Die, welche ihm zugethan waren, mochten selbst eine Grundlage vegetativer Lebenserhaltung haben, aber eine dürftige (Nomaden), und sich für Ergänzung derselben oder Verschaffung besserer Mittel an die mehr Sesshaften und damit auch dem vegetativen Leben mehr Dienenden wenden, als die Höheren, die von den Niederen forderten. Das kriegerische Leben konnte auch insoweit in sich Selbstzweck sein, dass innerhalb eines Volkes sich eine Kriegerkaste ausbildete, welche blos den militärischen Uebungen lebte, dafür aber die Ackerbauer beschützte und zugleich beherrschte. Oder eine ganze Gruppe konnte kriegerisch sein, überwiegend oder in Verbindung mit Ackerbau, und so auf Krieg und Beherrschung Anderer ausgehen (in Griechenland Sparta, in Italien die Römer). Es war aber nicht so, dass in allen Menschen die kriegerische Anlage da war oder leicht geweckt werden konnte: in Vorderasien hat dieselbe nach den Alten sehr viel gefehlt, weshalb diese Völker fremden Eroberern so oft zur Beute wurden. In China fehlt dieselbe seit Langem; das Militär wird dort verachtet, obwohl es thatsächlich herrscht (Mandschu), nur Ackerbau, Industrie und was man von Wissen hat, ist geschätzt. Die kriegerische

Bethätigung konnte mit grossen intellectuellen Kräften gepaart sein, die sich zeigten in allem, was Kriegführung und Heerwesen betraf. Dies konnte zur Kunst werden, unterworfene Völker dauernd zu beherrschen, nicht blos durch ein System militärischer Einrichtungen (Roms Colonien, viele Schöpfungen des frühesten Mittelalters), sondern auch durch politische Organisation. Das Letztere war blos dann der Fall, wenn das kriegerische Volk zugleich Sinn für das vegetative Leben und die Mittel seines Bestandes hatte (Ackerbau und irgend welche Industrie). Darum hat Rom nicht blos unterworfen, sondern auch verwaltet in grossartiger Weise, während die Türken zwar im Erobern gross waren, aber auf Verwaltung sich nie verstanden, sie führten auch in den besiegten Ländern den Krieg weiter durch Beraubungen und Missbräuche aller Art, hingegen verstanden sich die Araber des Mittelalters z. B. in Spanien auch auf Verwaltung.

72. Die Aktivität um ihrer selbst willen kann sich aber nicht blos als kriegerische bethätigen, sie vermag dies auch in anderer Weise, nur bedarf sie immer eines äusseren Gegenstandes, eines Objectes. Bethätigung ist Aeusserung von Muskelkraft, diese Aeusserung vollzieht sich in Verkürzung und Verlängerung der Muskeln, diese Muskeln endigen aber in peripherischen Theilen, welche durch jene Bethätigung allerlei Zustandsänderungen erleiden. Haben wir bei unserer Muskelbethätigung etwas in der Hand, so werden diese Hautreize erfüllt, und die Muskeln selbst bekommen einen Anhalt für ihre Verkürzungen und Verlängerungen. Daher hat die schwedische Zimmergymnastik so etwas Leeres in sich, was verschwindet, sobald man Geräthe hat, die man mindestens umfassen kann. Ausserdem hat man ohne Object kein Mass für die Kraft; wer mit dem Arm ins Leere stösst, der weiss noch nicht, ob er viel Stosskraft besitzt oder wenige. Daher wendet sich die Muskelkraft natürlicherweise auf ein Object und besonders auf einen anderen Menschen, mit dem man um die Wette ringt oder irgendwie sich misst. Die Muskelbethätigungen nun, soweit sie nicht kriegerische waren oder mit den kriegerischen

Uebungen zusammenhingen, wandten sich keineswegs von vorn herein dem Ackerbau und den Nothwendigkeiten des Lebens zu, denn die wurden von den aktiven Naturen als niedere Stufe angesehen, sie wandten sich dem Künstlerischen zu, dem Schmuck, vor allem dem, welcher dem kriegerischen Leben selber diente, der Waffenverfertigung oder der Pracht der Kämpfer und Herrscher. Natürlich zeigte sich solche technische Bethätigung nur bei Völkern, welche Phantasie und künstlerische Begabung hatten, so bei den Griechen (Hephästos ganz technisch, Pallas halb kriegerisch und halb künstlerisch), bei vielen orientalischen Völkern (Festungen, Paläste, Streitwagen). Auch bei den alten Deutschen ist es nicht zufällig, dass Wieland der Schmied gefeiert wird. Diese künstlerische Bethätigung konnte daher auch in Ehren stehen, während Handwerker verachtet waren und man Ackerbau mehr und mehr durch Sklaven betreiben liess. Auch im Mittelalter hat sich das Gewerbe ursprünglich aus dem Waffen- und Kunstgewerbe herausgebildet, dies war geschätzt um sein selbst willen. Comte hat die Ansicht aufgestellt, der Nutzen der Sklaverei habe darin bestanden, dass von den Menschen, die alle von Natur wenig Trieb zur Arbeit hätten, die schwächeren durch die stärkeren seien gezwungen worden zur Arbeit eben als Sklaven; dadurch sei die Gewohnheit der Arbeit im Laufe der Generationen erzeugt worden. Diese Ansicht ist nicht richtig. In despotischen Ländern, wo die Sklaverei am verbreitetsten war, ist die Thätigkeit bis in die neueste Zeit nie eine grosse gewesen, in Griechenland und Rom war die Thatsache die, dass je mehr Sklaven, desto grösser der ökonomische Rückgang. Erst als die Gleichheit aller Menschen in Europa mehr betont war und Ackerbau von den Deutschen her, ebenso Waffenschmiedekunst und Kunstgewerbe hochgehalten wurde, da ist die Bethätigung als Bethätigung mehr in Aufnahme gekommen, aber gerade nicht bei der Fortsetzung der früheren Sklaverei, den Leibeignen, sondern bei denen zumeist, welche aus deren Mitte flüchteten nach den Städten und sich dort den Gewerben hingaben. Diese Flüchtlinge waren gerade solche, welche aktiver Art waren, sich dem Zwang

ungern beugten und durch ihren Trieb zu freier Aktivität hoffen konnten, in den Städten nicht blos Unterhalt, sondern auch Fortkommen zu finden.

73. Wie ist es jetzt bei uns? giebt es noch solche aktive Naturen, und zwar mit den Neigungen, wie sie aus der Geschichte sind geschildert worden? Dass es Naturen mit kriegerischen Neigungen giebt, ist bekannt, in der Kindheit spielen alle Knaben mit Wonne Soldat und in der Jugend freuen sich nicht wenige auf den Waffen-Rock. Aber der beste Beweis ist, dass nur ein grosser Feldherr zu erstehen braucht, so elektrisirt er die Massen (Friedrich der Gr., Napoleon), und wenn sie können, ziehen sie ihm zu. Kriegsruhm gilt noch immer als der höchste, er ist den meisten bei uns am verständlichsten, sie können sich am leichtesten hinein versetzen. Aber auch die andere Bethätigung, welche kurz Kunstgewerbe genannt ist, hat zahlreiche Vertreter. Das eigentliche Kunstgewerbe hat zwar in Deutschland abgenommen, aber der Grund ist mit der, dass, was sich auch bei uns früher diesem zuwandte, jetzt als Techniker, Ingenieur u. s. w. seine Bethätigung findet. In dem Knabenalter zeigt sich die Neigung zu dieser Richtung deutlich darin, dass der Betreffende immer etwas zu fabriciren, zu hämmern, leimen, gestalten haben muss. So sehr aber die Wurzel der beiden Richtungen der Aktivität, der kriegerischen und der technischen, Eine ist, Regsamkeit des Muskelsystems von sich aus, so können doch beide Richtungen einander fremd sein. Der Grund ist: die kriegerische Aktivität misst ihre Kräfte an anderen Menschen und hat an ihnen ihren Beziehungspunkt, die technische hat ihn an Naturobjecten und freut sich am Triumph über diese. Beide Kraftbethätigungen können so schliesslich ganz auseinander gehen, Völker mit grossem Kunstfleiss sind daher fremden Eroberern oft leichte Beute gewesen. Dass der Zug technischer Aktivität auch in der modernen Zeit noch hervortreten konnte als Selbstzweck, sieht man einmal an dem Vorwurf, welchen A. Smith den nationalökonomischen Theorien seiner Zeit macht, sie sprächen oft, als wäre das einzige Ziel die Production, während die Production doch um

der Consumtion willen sei, und zweitens daran, dass Fichte's Moralsystem darauf hinausläuft, es solle die Sinnenwelt immer mehr unter den Einfluss der menschlichen Technik gebracht und nach Zweckbegriffen bearbeitet werden; darin stelle sich immer vollständiger die Selbständigkeit der Vernunft dar. Von dem, was bei uns Cultur und ihre Aufgabe genannt wird, läuft gleichfalls vieles auf dasselbe hinaus, technische Herrschaft des Menschen über die Naturkräfte als Ideal an sich.

74. Es sind aber nicht blos diese grossen Züge, in welchen die aktiven Naturen sich zeigen, sondern viele kleine und mehr verbreitete sind beachtenswerth. Die aktiven Naturen sind theils spontan-aktiv, theils auf Anregung, gewöhnlich genügt dazu eine sehr leise Anregung. Bei einem Marsch, einer Tanzmusik regen sich die Glieder unwillkürlich, bei Kindern ganz sichtlich, bei Erwachsenen weniger, aber noch merklich, wenn sie zu den entsprechenden Bewegungen durch ihre Jahre noch disponirt sind. Dies sind allgemein verbreitete Züge, auch den anderen Hauptarten menschlichen Wesens eigen. Aktive Naturen sind die, welche auf Wahrnehmung und Vorstellung von Bewegungen hin oder auch ganz spontan zu starker motorischer Innervation erregt werden, sie würden Mühe haben, dieser Erregung zu widerstehen, sie geben sich ihr von frühe an als Kinder und junge Leute hin, sie können nicht ruhig sein, sie müssen, wie man sagt, sich austoben; im Mannesalter sind sie die unternehmenden Köpfe, die am Ringen und Mühen und Wettbewerb an sich Freude haben. In dem Jugendalter sind stärkere Muskel- und Bewegungstriebe allgemein. Die Spiele werden bei der Jugend von da aus verständlich: Kinder werden von einer Menge Dinge zu motorischen Innervationen angeregt, durch das rege Wachsthum sind eine Menge von Muskelspannungsgefühlen in ihnen, welche bei dem leisesten Anstoss zur Auslösung kommen. Daher der Streit in der Jugend als Gelegenheit zur Muskelbethätigung so willkommen ist und oft gesucht wird oder mindestens jeder Blick, jedes Wort gern gedeutet wird als berechtigend zum Losbruch. Bei Mädchen in entsprechendem Alter zeigen sich ähnliche Erscheinungen. Die

motorische Innervation ist aber schwächer, daher ergeht sie sich mehr in Tanz, Spiel, Schwatzen und Lachen. Als begleitend ist die motorische Innervation sehr weit verbreitet: laut denken, gestikuliren, auch wenn man allein ist, gehört hierher, die religiösen Muskelbewegungen sind bekannt und in irgend einer Form überall da, als Tanz, als orgiastischer Taumel, als ruhiges die Hände zum Himmel empor Halten, als Falten der Hände, Niederknien, Niederwerfen u. s. w. Die motorische Innervation wirkt im Ganzen unläugbar zweckmässig, d. h. angemessen für Erhaltung des Gesammtseins, im Einzelnen aber auch dasselbe gefährdend. Wie gefährlich sind oft die Spiele der Kindheit, welche auf Auslösung von Muskelspannungen beruhen, das Klettern und Steigen. Wie manches Mädchen hat sich die Schwindsucht angetanzt, wie mancher Jüngling ist im Duell gefallen. Die Spannungsgefühle, welche im Tanz, im Duell, in der Prügelei ausgelöst werden, sind so stark, dass gegen die Gefahr der Bethätigung höchstens Vorsichtsmassregeln ergriffen werden, die aber im Moment oft genug wieder fahren gelassen werden; dazu kommt, dass die Hingebung an die motorische Innervation eine solche Lust ist, nicht blos als Befreiung vom Triebe, also als Abwälzung von etwas Peinigendem, sondern als positiver Genuss aus ihr selber. Verstärkt wird der Reiz motorischer Innervation, wenn man sehr Viele etwas thun sieht, dies reisst bekanntlich fort. Die Wahrnehmung und Vorstellung, welche die motorische Innervation anregt, ist dann eben so und so viel mal gegeben, dadurch wird jede andere Vorstellung ausgeschlossen, es entsteht so eine Verstärkung der Anregung, und diese wird, wo nur die leiseste Disposition da ist, übermächtig. Wo die Muskeltriebe mehr spontan wirken und im Wachsen oder bei reichlicher Ernährung starke Reize entstehen, da kommen sie auch ohne Anregung von aussen zu heller Empfindung und zwar als Lustgefühle an möglicher Bethätigung oder als Unlustgefühle wegen Nichtbethätigung oder nicht genügender Bethätigung. Der Officier im Frieden wünscht sich einen frischen fröhlichen Krieg, l'armée s'ennuie, sie findet im Friedensdienst keine Ableitung

mehr für die entwickelte kriegerische Spannkraft. Der erste beste Gegenstand wird unter solchen Umständen für Muskelübung gut genug. Daher schubst sich die Jugend so gern und das Volk, dem es nach der Arbeit noch wohl ist, daher balgen sich Knaben, wo sie nur können, daher die Lust der Jagd und aller Abenteuer.

75. Ebenfalls von Muskelreizen geht das aus, was Kinder und junge Leute „Unsinn machen" nennen. Es ist nicht Spiel; denn Spiel hat gewöhnlich einen Sinn, d. h. gilt als eine bewusste zweckmässige Art von Thätigkeit zur Erholung oder überhaupt Beschäftigung. Unsinn ist verschieden vom Spiel durch das Plötzliche, Momentane seiner Einfälle und der sich daran knüpfenden Handlungen, sowie durch das Nichtbewusstsein seiner Zweckmässigkeit. Z. B. ein Schüler fängt plötzlich an den andern zu stossen, dieser findet sich dadurch nicht veranlasst zur Reaction in Wort oder That, wohl aber dazu, einen dritten zu stossen, dieser stösst den vierten, und so geht es reihum, es entsteht ein allgemeines Stossen, welches den Ausübenden sehr lächerlich und kurzweilig ist; fragt man, was macht ihr da, so ist die Antwort: wir machen Unsinn. Ein junges Mädchen kommt zum anderen, wie sie da zusammenstehen, nimmt plötzlich das eine das andere an der Hand und fängt mit ihm an herumzutanzen. Junge Leute machen eine Partie, sie gehen an einem Abhang, der aber sanft und wo das Herabstolpern ungefährlich: auf einmal fangen sie an, einander hinunterzustossen, es ist allgemeines Jauchzen darüber, sie haben Unsinn gemacht. Es sind das alles Auslösungen von Spannungsgefühlen, die spontan oder auf leise Anregung eintreten. Die Jugend hat in Folge des Wachsthums eine beständige Unruhe in den Gliedern, so dass die Füsse fortwährend die Lage wechseln, der Oberkörper sie wechselt, die Hände bald die Knöpfe fassen, bald die Uhrkette halten, bald in die Haare fahren, bald mit Feder oder Bleistift spielen, alles ohne dass der Mensch es oft nur weiss. Sind Kinder müde zu spielen, sind aber noch Spannungsgefühle da, welche durch das Spiel nicht ausgelöst sind, so gerathen sie auf Unsinn: es schlägt etwa eines vor,

wer am längsten auf einem Beine stehen kann u. s. f. Nicht aller Unsinn ist so harmlos, z. B. nicht das Laternen einwerfen, Bäume ausreissen, Läden ausheben, Regenröhren abschneiden, Pfosten ausgraben, Bänke umwerfen, wie das bei Studenten und jungen Leuten der höheren Stände in Angetrunkenheit öfter vorkommt. Diese haben schon als junge wohlgenährte und dabei nicht unmittelbar mit den Muskeln arbeitende Leute Ueberfülle an Kraft, also starke innere Reize zur Bethätigung derselben, dazu kommt die Erregung durch die Angetrunkenheit, welche zugleich die Vorstellungen nur einseitig mit Bezug auf das, wodurch der Muskeltrieb könnte befriedigt werden, hervortreibt, dagegen die Gegengründe, also die etwaigen Folgen für Andere, zurückdrängt. Die Jugend sieht nur den „Jux", den Unsinn, dass sie das und das Ungewöhnliche thun und dadurch eine Befriedigung jenes Dranges herbeiführen. Dabei wirkt oft noch die Vorstellung, dass, wenn sie überrascht werden, sie durch Laufen entrinnen könnten, also auch in diesem Falle den Muskelgefühlen genug gethan werde. Wenn Unsinn nach dieser Seite mit dem Nachlassen der momentanen und oft unzusammenhängenden Muskelspannungen aufhört, also etwa gegen das 25. Jahr — die meisten Männer haben dann z. B. die starke Tanzlust hinter sich und gerathen nicht leicht mehr mit dem Nachtwächter in Conflict —, so fängt er nach anderer Seite oft erst da an, er hat alsdann seinen Hauptsitz in der Liebe, „verliebter Unsinn" ist ein bekannter Ausdruck. Dass sich aber einer etwa ganz vergnügt an dem Fenster etwas vortrommelt oder sich etwas vorpfeift, ohne recht davon zu wissen, erhält sich noch lange. Später kehrt der Jugendunsinn mehr nur auf kurze Zeit wieder, namentlich im Zusammenleben mit den eigenen Kindern, aber es ist dann mehr Erinnerung und Nachklang, als dass körperlich eine Auslösung von Spannungen nöthig wäre.

76. Dies gilt vom Muskelsystem und seiner überwiegenden Regsamkeit, blos physiologisch-psychologisch und geschichtlich betrachtet. Wie ist es nun sittlich zu verwenden, hat es noch eine Stelle in der Erhaltung und Förderung der Menschheit?

Einer solchen sittlichen Verwendung ist es in hohem Grade fähig. Dass es eine wesentliche Seite menschlicher Natur repräsentirt, sehen wir daraus, dass die anders angelegten Menschen, besonders die dem vegetativen System und der Bethätigung von da aus Hingegebenen, sich Jahrhunderte lang mit einer gewissen Willigkeit von den kriegerisch Gesinnten haben beherrschen lassen, und dass die Technik, wie sie dem militärischen und Herrscher-Leben diente, besondere Hochachtung gefunden hat. Aus dieser Anerkennung ist zu schliessen, dass auch die dem vegetativen Leben und seinen Bedürfnissen mehr Zugewendeten eine Nachempfindung des überwiegenden Muskellebens und seiner Bethätigung hatten, dass also ein blos relativer Unterschied hier obwaltete. Es ist nicht zufällig, dass die Gleichheit menschlicher Natur zur vollen Anerkennung zuerst unter den Völkern gekommen ist, welche bei überwiegender Anlage zur Muskelbethätigung zugleich die Wichtigkeit und Bedeutsamkeit der Arbeit für die Bedürfnissbefriedigung des vegetativen Lebens herausgefunden haben. Dadurch dass die Nationalökonomie den Arbeitsfactor herausstellte, ist der Muskelbethätigung es nahe gelegt worden, sich auch auf die Gebiete zu wenden, welche mit der Beschaffung der materiellen Bedürfnisse hauptsächlich zu thun haben (Technik im weitesten Sinne). Und zugleich ist durch die Erkenntniss der Wissenschaft, dass die vegetative Grundlage unseres Lebens auch die Grundlage der Muskelbethätigung ist, das Vorurtheil zerstört, als ob das vegetative Leben, weil es dem mehr zum Handeln und Denken um sein selbst willen Aufgelegten weniger zum Bewusstsein kommt, darum auch von geringerer Würde wäre. Die sittliche Ansicht ist nunmehr: die überwiegende Muskelbethätigung ist werthvoll, aber nicht werthvoller als das Ueberwiegen des vegetativen Systems, falls nur bei demselben Muskel- und Nervensystem auch tüchtig sind. Es giebt nur das überwiegende Muskelsystem Anlage zu einem besonderen Beruf, zu einem Beruf, der als Technik im weitesten Sinne offenbar für Erhaltung und Förderung der Menschheit beiträgt; aber auch als Militär? Hier müssen verschiedene Punkte der Betrachtung

unterschieden werden. Setzt man einen Zustand der Menschheit, worin kein Streit, kein Krieg weder sein, noch je wieder möglich sein würde, so fiele der Beruf des Kriegers weg, aber die militärische Ausbildung fiele darum noch nicht weg, falls sich herausstellte, dass bei ihr gewisse Muskelsysteme oder Combinationen solcher geübt würden, welche bei den anderen Beschäftigungen ungeübt blieben; denn dann würden die blossen Spannungsgefühle zu militärischer Ausbildung treiben, und für die Frische und Kräftigkeit des Gesammtlebens würde dieselbe erforderlich sein, aber die militärischen Uebungen würden dann etwa die Bedeutung haben wie das Turnen und die körperlichen Spiele jetzt. Hält man aber an der Thatsache fest, dass verschiedene Lebensansichten immer in der Menschheit gewesen sind und auch in Zukunft noch lange möglicherweise bleiben werden, dass ausserdem auch Naturen stets vorgekommen sind und künftig vorkommen werden, welche keine Ordnung und keinerlei Rücksicht auf Andere mögen, also selbst über die Rechtsforderungen sich hinwegzusetzen geneigt sind, bedenkt man dabei, dass zwischen ganzen Gruppen der Menschheit ähnliche Discrepanzen vorkommen und noch lange vorkommen können (s. Rechtsphil. § 65), so wird man das militärische Leben als solches, als kriegerische Ausbildung, für sittlich nothwendig erachten auch von der Liebe aus. Ein Volk oder ein Staat, der ganz im Sinne der Erhaltung und Förderung der Menschheit handelte, würde anderen Völkern gegenüber, die das nicht thun, durchaus in die Lage kommen können, sich mit den Waffen zu vertheidigen oder mit den Waffen das Recht zu schützen. Denn die Liebe ist zwar stets geneigt, auch über das Recht hinaus willig zu sein, aber sie ist darum nicht verpflichtet, sich von Andersgesinnten zum Narren halten und die Federn ausrupfen zu lassen, sie ist vielmehr verpflichtet dagegen zu thun. Es ist dabei nicht nöthig, dass der militärisch Angelegte sein Leben lang Militär bleibe, er wird das schon nach den Körperkräften, die dazu verlangt werden, nicht können, er wird mit der Zeit in Civilstellen von analoger Bethätigung übergehen (Civilversorgung bei Mannschaft und

Officieren). Am besten ist der Zustand, wo jedermann, der die erforderliche Körperkraft hat, Militär wird, also allgemeine Wehrpflicht; nicht nur dient sie als Uebung der Frische und Kräftigkeit des Körpers auch nach dieser Seite und Weckung der entsprechenden Gefühle und Vorstellungen, sondern indem die Mehrzahl der Nation sich als befähigt für das Militärische erweist, wird auch am besten dem Unterschied entgegengewirkt, welcher sich immer wieder leicht eindrängen wird, wo das Militär blos eine Auswahl der Nation ist. Es ist diese allgemeine Wehrpflicht aber nicht sittlich nothwendig; sittlich kann von der Gleichheit aller Menschen aus blos verlangt werden, dass die militärische Berufsart nicht höher geachtet wird, als die des Ackerbauers, Arbeiters und Industriellen. Die allgemeine Wehrpflicht empfiehlt sich aber nicht blos dadurch, dass bei ihr die Mehrzahl nach wenigen Jahren überwiegend in das bürgerliche Berufsleben zurücktritt und deshalb mit ihrem Gedanken- und Gefühlskreis niemals aus demselben ganz herauswächst: sie empfiehlt sich auch dadurch, dass der junge Mann einige Jahre in der Zeit gerade des Wachsthums Soldat ist, wo bei genügender, aber nicht übermässiger Ernährung seine Kraft durch beides, Wachsthum und militärische Uebungen, vollauf zur Ausbildung und Ausgestaltung kommt, ohne dass doch ein grosser Ueberschuss bliebe und Zeit wäre für die sittlichen Gefahren, welche dem kriegerischen Leben als solchem leicht anhaften. Diese Gefahren sind, dass, wo das Muskelleben ganz überwiegend ausgebildet wird, wenig Kraft für geistige Beschäftigung in der Freizeit bleibt, wo aber der Geist leer ist, da haben die animalischen Begehrungen freies Feld (Herbart). Früher war bei Gemeinen und Officieren diese Gefahr gross; sie ist gemildert beim Gemeinen dadurch, dass seine Dienstzeit in die Zeit des Wachsthums fällt, also ein Ueberschuss von Muskelkraft in der Freizeit kaum da ist, und die geistigen Verbindungen mit den Kreisen, aus denen er kommt und in die er zurückkehrt, lebendig bleiben. Beim Officier ist diese Gefahr auf die Dauer grösser, aber auch gemildert durch die höhere theoretische Bildung, welche der Beruf heute erfordert, und die

mancherlei geistigen Interessen, die von daher gleich anfangs erweckt werden. „Man muss sich gewöhnen, alle Tage mindestens 5 Minuten etwas Vernünftiges zu lesen“ (Göthe). Eine Gefahr für den Officierstand ist geblieben. Er soll ein Muster von Tapferkeit und Unerschrockenheit im Kampfe sein. Zur Tapferkeit gehört aber mit ein gewisses Leichtnehmen mit dem Leben, ein kühn dasselbe aufs Spiel setzen, und eine gewisse Fröhlichkeit und Munterkeit dabei; und wer sich nicht vorher so geübt hat, der wird in der Stunde der Gefahr nicht sicher sein können, dass er dann ganz der Bravour und militärischen Geschicklichkeit hingegeben sei, achtlos auf die etwaigen Folgen für sein unmittelbares Dasein. Es gehört also zum Officier allerdings eine gewisse Leichtlebigkeit, diese muss gewahrt werden und behütet, dass sie nicht in sittlichen Leichtsinn ausarte. Der Zauber militärischen Wesens, körperliche Frische und Gewandtheit mit muthiger Stimmung, die den Schwung der Kühnheit in die ganze geistige Art bringt, kann auch erworben und erhalten werden, ohne in Trinkgelagen, Geschlechtsabenteuern, Spiel, Schulden und Händeln sich zu üben.

77. Was die kleineren Züge der Muskelaktivität betrifft, so muss anerkannt werden, dass die Spannungsgefühle da sind und ihre Auslösung oft nicht ohne Schaden für die Betreffenden kann unterdrückt werden. Aber nicht alle diese spontanen oder auf Anregung ausbrechenden Aktivitäten sind sittlich werthvoll, sie dienen nicht alle der Erhaltung und Förderung der Menschheit, weder dem Einzelnen selbst, noch denen, die dabei mit ihm in Berührung kommen. Hier ist eine Hauptaufgabe der Erziehung: die Aktivitäten, welche nach der Erfahrung dem Einzelleben nützlich und Anderen nicht schädlich oder gleichfalls nützlich sind, müssen erhalten und verstärkt werden nach § 9, die anderen sind möglichst zu hemmen, ev. zu unterdrücken nach § 15. Der Spruch ist allerdings richtig, dass Jugend sich austoben muss, d. h. die Spannungsgefühle und Bewegungstriebe müssen eine Auslösung finden, es ist aber weder für das Einzelleben noch für die, welche mit ihm in Berührung kommen, einerlei, wie diese Auslösung statt hat.

So sind gewiss Waffen- und Fechtübungen für viele Naturen sehr nützlich, aber das Duell ist darum nicht nothwendig. Könnten sie nicht den Wunsch, auch unter einander zu messen, wie es mit ihrer Kraft und Gewandtheit steht, dadurch befriedigen, dass sie Schaufechten vor Sachkundigen halten, wie die Turner Schau- und Preisturnen halten? Die Streitigkeiten, welche unter jungen Leuten schon darum leicht vorkommen, weil jede verwickelte Lage ihnen neu ist und die sittliche Beurtheilung derselben schwierig, sollten vor einem Ehrengericht, aus ihnen selber und mit älteren Männern gemischt, ausgetragen werden. In ähnlicher Weise könnten Kampfübungen unter Knaben in unschuldiger und doch sehr anregender Weise eingerichtet werden; Streitigkeiten aber könnten sie gewöhnt werden in einer ihrem berechtigten Selbstgefühl und zugleich dem vorgeschrittenen Urtheil der Erwachsenen gemässen Weise auszutragen. Bei uns ist zu wenig für Spiele und zwar für Spiele mit Gemeinsamkeit und gemeinsamer Ordnung gesorgt. Was ist es für ein Vorzug der Engländer, dass sie von frühe an, so wie mehrere zusammen sind, sich einen Vorsitzenden wählen, der die Leitung hat und dem sie sich fügen, freilich setzt dies die Geneigtheit voraus, dass der Vorsitzende nichts sein will als primus inter pares. Da kann Freiheit und Ordnung zusammensein, anders nicht. Was das Unsinn machen betrifft, so ist das Sittliche in Bezug hierauf, das physiologisch-psychologische Grundelement, also das Bedürfniss nach Lösung von Spannungen in anderer als der bei Arbeit und Spiel gewöhnlichen Weise anzuerkennen, ihm aber so nachzugeben, dass es gegen Andere harmlos und in sich selbst als eine andere gelegentliche Art der Erholung wirkt.

Schleiermacher hat Vieles von dem, was wir zuletzt behandelt haben, unter den Begriff der Darstellung gebracht, d. h. des äusseren Hervortretens von etwas Innerem; das Sittliche desselben findet er in der Beziehung auf die Gemeinschaft, es komme dadurch dem Anderen etwas zur Anschauung, was als Element in der menschlichen Natur liege, aber vielleicht in diesem Anderen nicht so, dass es sich von selbst geregt hätte.

Diese Auffassung passt nicht; es ist sehr vieles bei den Muskelbethätigungen, soweit sie nicht auf Andere Bezug haben, was der Andere nicht als ein Element menschlicher Natur nachempfindet, nicht gleichsam als Weckung einer Seite in ihm selbst ansieht. Es lässt sich auch nicht alle solche Muskelbethätigung künstlerisch gestalten, es ist vieles darin Eigenheit, Wunderlichkeit (Amerikanismus). Im Allgemeinen ist zu erwarten, dass der Einzelne mit den Jahren solche Züge mehr abstreift: durch den Beruf bildet sich eine gewisse Art von Muskelbethätigung in Arbeit und Erholung besonders aus, sobald die Zeit des stürmischen Wachsthums vorüber ist, sterben eine Menge Spannungsgefühle von selbst ab, aber wie viele behalten den Reiz mit den Fingern zu spielen, sich den Bart zu streichen u. s. f. Hier kann von einer gegenseitigen Darstellung wesentlicher Stücke menschlicher Natur nicht die Rede sein, und doch beruhen jene Reize auf oft unaufhebbarer physiologisch-psychologischer Grundlage. — Die bei dem vegetativen System aufgestellten Regeln der Arbeitsamkeit und Mässigkeit gelten natürlich auch für das überwiegende Muskelsystem, da auch dieses Sachgüter zu seiner Befriedigung bedarf, ihm also dieselben sittlichen Verpflichtungen von daher erwachsen.

Die überwiegend geistigen (intellectuellen, religiös-contemplativen, ästhetischen) Naturen.

78. Die dritte Hauptart menschlichen Wesens ist diejenige, wo das Nervenleben überwiegt, aber so, dass Muskelsystem und vegetatives System gleichfalls tüchtig sind. Es ergiebt die Naturen, welchen geistiges Leben als das Höchste erscheint, geistiges Leben als Wissenschaft, als religiöse Contemplation, als ästhetisches Sinnen und auch von da aus Gestalten. Da diese drei Arten keineswegs immer zusammen sind, so müssen wir sie auch gesondert betrachten.

Das geistige Leben als Wissenschaft hat sich vor der modernen Zeit eigentlich nur bei den Griechen ausgebildet, bei allen anderen Völkern war Wissen mit der religiösen Contemplation innig verschmolzen, soweit es sich überhaupt als besonderer Zug geregt hat (Indien). Das Eigenthümliche des Wissens als solchen ist, dass gegenständliches Vorstellen um sein selbst willen gesucht wird, nicht blos als Anknüpfungspunkt für materielles, militärisches, technisches Streben. Jene Art ist selten in der Menschheit; für die meisten Menschen hat das gegenständliche Vorstellen, die Frage: *was* etwas ist, blos Interesse als Anknüpfungspunkt für Werthschätzung und Begehrung. Es ist jetzt allgemein zugegeben, dass die nächste unmittelbare Sinneswahrnehmung *praktische* Bedeutung hat, sie lehrt uns nicht die Natur der Dinge kennen, sie führt uns viel eher darüber irre, wohl aber sind wir im Stande mit Hülfe derselben uns das zur Erhaltung und zum Wohlsein Nothwendige im Durchschnitt zu verschaffen. Die Ausdeutung ferner, zu welcher die Sinneswahrnehmung nach unserer physiologisch-

psychologischen Constitution unmittelbar mit anregte (§ 24), ist die mythologische gewesen, die Beseelung aller Hauptagentien der Natur. Sie hat an sich geringen Erkenntnisswerth; denn höchstens lässt sich dieser mythologischen Auffassung das nachrühmen, dass sie die Welt als ein Reich regsamer Kräfte betrachtete, was richtiger war als der spätere todte Stoff, aber daneben führte sie theoretisch eher irre, denn indem man die ursprüngliche Regellosigkeit des eigenen Inneren auf die Dinge übertrug, kam man zu einer ganz falschen Stellung in Bezug auf Behandlung derselben. Dagegen hatte die mythologische Auffassung einen anderen praktischen Werth, sie hatte einen sympathischen Zug, der bei aller Schreckniss, welche die Naturdinge oft zeigten, beruhigte, tröstete, reizte, grosse Aussichten gab. Da die unmittelbare Sinnesempfindung blos praktische Bedeutung hatte, d. h. Anknüpfungspunkt für Gefühl und Begehren war, so wurde sie auch nur soweit beachtet, als für leidliches Genügen nach der praktischen Seite erfordert wurde, die Sinnesempfindung war vag und blieb so. Nicht anders war es mit der mythologischen Ausdeutung und der an dieselbe sich anschliessenden Praxis (Zauberei, Beschwörungen u. s. f.), bei welcher die Effectivität theils auf zufälligen besseren Beobachtungen und ihrer Benutzung beruhte (Medicamente), theils auf solchen Associationen, wie Proben von ihnen § 24 gegeben sind. Eine längere Bekanntschaft mit der Natur, wenn sie eine extensiv ausgebreitete war, konnte hier mit der Zeit auf eine grössere Einheit der mythologischen Auffassung führen (monotheistischer Zug in Griechenland, Rom, Aegypten, China), und die technische, militärische, materielle oft hundertjährige Hantirung brachte eine oft feine und vielseitige praktische Kenntniss der betreffenden Objecte der Behandlung hervor.

79. Wo der Zug auf Wissen als solches hervortrat, d. h. gegenständliches Vorstellen um sein selbst willen gesucht wurde, da knüpfte es an die Empfindungen, wie sie zunächst gegeben waren, an und suchte unter den Wahrnehmungsdingen die Ordnung und den Zusammenhang herzustellen, der sich bei solcher Betrachtung um der Betrachtung willen aufzudrängen schien

(ältere griechische Philosophie). Daneben aber kam ein anderer Zug auf, dass nämlich die Empfindung Anstoss gab zu gewissen Vorstellungen, die sich dann in freierer Weise mehr im blossen Denken weiter und weiter auszubilden vermochten: das war das Hervortreten der Mathematik (Pythagoreer) oder gewisser logischer Reflexionen (Eleaten). Sobald diese von der Empfindung mehr unabhängigen, sich mehr für sich im blossen Denken ausbildenden Vorstellungen erwacht waren, erwuchs von da aus der Empfindung und ihrem Inhalt eine Minderung ihrer Dignität, sie erschien als die niedere Welt, die ihre Deutung oder Beurtheilung erst von jenen höheren Vorstellungen zu empfangen habe, gerade wie die nach Erfüllung der sinnlichen Bedürfnisse sich frei regenden Muskelkräfte überhaupt als das Höhere erschienen. Genauere Beachtung unter den Wahrnehmungsgegenständen fanden nur der Himmel und die Sterne, lediglich aus dem Grunde, weil sie einen von der umgebenden Welt verschiedenen, mehr göttlichen Eindruck machten (*τὰ ϑεῖα*). Mit diesen sich regenden mathematischen und logischen Elementen als dem Höheren verband sich von Sokrates an auf Grund der falschen Willenstheorie (§ 8) die Ueberzeugung, dass der menschliche Geist eine ursprüngliche nach Zweckbegriffen verfahrende Bewegungsursache sei, und dass dies die sichere Erkenntniss wäre, nach der man die Welt und ihre Bewegung aufzufassen habe. Alle diese Momente sind in Plato zusammenverschmolzen, individuell modificirt durch eine Abneigung gegen Empfindung, welche nach ihm blos ein Anstoss für die übersinnlichen Kräfte unseres Geistes sein sollte, der sich aber hinzugeben und bei ihr zu verweilen der Seele Schwindel und lauter Täuschungen (wegen des unvermeidlichen Lustgehaltes der Empfindungen) erregen sollte; darum durfte die Empfindung nicht in den Wahrnehmungsobjecten studirt werden, sondern in den auf Veranlassung derselben in der Seele aufgetauchten Begriffen, welche natürlich Allgemeinbegriffe waren und das wahre, auch zugleich geistige Objective zu dem schillernden und unsteten Empfindungsschein bildeten. Aristoteles hatte diese Reizbarkeit gegenüber der Empfindung nicht, und er sah, dass Plato trotz ihr die inhalt-

liche Bestimmung seiner Ideen aus der Empfindung entlehnt hatte (αἰσθητὰ ἀΐδια), er verleibte daher, was Plato Ideen genannt, der Sinneswelt selber ein, als geistähnliche Triebe und Kräfte; vollständig behielt er den Gedanken, dass nur der Geist Ursache sei und zwar nach Zweckbegriffen. Dass es in der Welt nicht rein und ganz nach den Zweckgedanken zugehe, forderte bei Beiden seine Erklärung, als solche bot sich dar das scheinbar Unbestimmte, Schwankende, Wandelbare in den Sinnesdingen = Materie, fähig der Form und doch auch derselben widerstrebend. Diese aristotelischen Gedanken, mit der religiösen Wiederbelebung des Platonismus im Neuplatonismus versetzt, wurden die Wissenschaft des Mittelalters, das doch zugleich die Antriebe ausbildete, über dieselben eines Tages hinauszugehen, denn eifrig merkte es an, welche Eigenthümlichkeiten der Körper sich nicht aus der aristotelischen Lehre von den 4 Urqualitäten (Warm, Kalt, Trocken und Feucht) erklären liessen, und bot in diesen qualitates occultae mit der Zeit einen Ansatzpunkt erneuter Forschung. Viel Zuwachs hatte in der Zwischenzeit durch Beobachtungen die Astronomie gewonnen, mit welcher mathematische Betrachtungen fort und fort verbunden waren, und welche eine Probe der Richtigkeit ihrer Aufstellungen in den zutreffenden oder nicht zutreffenden Voraussagungen der Himmelserscheinungen besass. An der Astronomie kam man auch zuerst auf den Gedanken, dass die nächsten Sinneswahrnehmungen keineswegs den eigentlichen Sachverhalt angeben, und construirte diesen eigentlichen Sachverhalt (Copernikus). In der Astronomie zeigten dann bald verfeinerte Instrumente eine Welt neuer Beobachtungen (Galilei). Gleichzeitig war durch die grossen Länderentdeckungen und das Neue ihrer Fauna und Flora der Sinn für Wahrnehmung und Beobachtung gereizt und kam auch den altbekannten Gegenständen zu Gute. So hat sich allmälich das Grundgerüst moderner Wissenschaft herausgearbeitet, dessen Hauptstücke sind: exakte, d. h. mathematisch-logische Beobachtung ist der Eckstein des Wissens, Empfindung ist nicht mehr blos der Anstoss für höhere mathematische oder logisch-metaphysische

(Substanz, Ursache u. s. w.) Begriffe, welche auf die Empfindung ihr Licht strahlen, sondern das mathematische und logisch-metaphysische Element sind an sich formal und nur durch Zusammenschluss mit der Empfindung bekommen sie einen Inhalt haltbarer und fruchtbarer Art; über die unmittelbaren Empfindungen hinauszudringen im Forschen ist erlaubt und geboten, aber man muss dabei stets in Zusammenhang und Analogie mit dem Beobachteten bleiben, um nicht ins Leere und Phantastische zu gerathen. Durch dies Grundgerüste hat die Wissenschaft etwas die menschlichen Auffassungen Ausgleichendes und Annäherndes bekommen: die Empfindungen können und müssen von jedem, der sich darum bemüht, können nachgemacht werden, das mathematische Element und die logisch-metaphysischen Formalbegriffe gleichfalls. Es ist eine Gemeinsamkeit der Forschung dadurch bereitet. Zugleich ist aber ein Moment der Technik in die wissenschaftliche Arbeit gekommen in den Experimenten und oft verwickelten Zurüstungen, welche erfordert werden; ebenfalls dient die Wissenschaft der Technik durch die vorausgesagten und herbeigeführten praktischen Erfolge, in denen sie eine Verification ihrer Theorien sieht. Durch die Bedeutung der Empfindung als Ausgangspunkt für das Wissen ist die Geringschätzung der sinnlichen Seite des Lebens weggefallen; die jetzige wissenschaftliche Arbeit braucht kräftige Sinne und gewandte Muskeln, daher auch eine tüchtige vegetative Grundlage. So ist die Missachtung, welche die wissenschaftlichen Naturen früher gegen die Richtung auf materielles Wohl hegten und oft auch gegen Militär und Technik, gewichen dem Gefühl, dass verschiedene menschliche Bethätigungen hier vorliegen, die alle zur Erhaltung und Förderung der Menschheit gebraucht werden, und wo eine der anderen helfen und nützen kann. Das wissenschaftliche Leben ist daher nicht mehr ein Höheres neben den anderen als niederen sittlichen Bethätigungen oder als kaum aus sich sittlich (Aristoteles), sondern es ist blos eine sittliche Bethätigung neben den anderen; die Anlage dazu ist blos Aufforderung zu einem bestimmten sittlichen Beruf, der theils die Wendung nehmen

kann, die Wissenschaft durch eigene Forschung weiter zu führen, theils ihre sicheren Resultate dem materiellen Leben und der militärischen und technischen Bethätigung und den diesen überwiegend Zugewendeten zugänglich zu machen.

80. Durch die Verbindung von Empfindung und den mathematischen und logisch-metaphysischen Formalbegriffen ist die Wissenschaft immanentes Erkennen geworden, d. h. sie geht auf die Erscheinungen, auf die sinnlichen Wahrnehmungen und die nach deren Anleitung anzusetzenden Dinge und ihre Gesetze. Die Erkenntniss des Ansich's der Dinge, d. h. wie die Dinge ausser der Relation zu unserer Wahrnehmung sein mögen, bleibt eine mögliche Aufgabe, ein Gegenstand des Strebens und des Versuchs. Die Versuche sind nicht mehr so leicht, als man früher geglaubt hat. So lange man im menschlichen Geiste auf Grund der falschen Willenstheorie (§ 8) eine ursprüngliche Bewegungsursache sah, hatte man einen thatsächlichen Anknüpfungspunkt für einen inhaltlichen Ansatz der Dinge oder ihres zusammenfassenden Grundes: der Geist war das letzte Prinzip. Seitdem sich erwiesen, dass der menschliche Geist nicht eine ursprüngliche, sondern eine überaus bedingte Ursächlichkeit ist, entbehrt man eines solchen gewissermassen auf der That ergriffenen Prinzips. Eben damit ist auch der Zweckbegriff zurückgetreten. Zwecke kennen wir auch in uns nur in bedingter Weise, sie sind nicht das Primäre in unserem Thun, sondern sie entstehen erst aus den unwillkürlichen Bethätigungen. In den Erscheinungen nehmen wir unzweifelhaft wahr ein Zusammenwirken der Ursachen, aber aus ihm ergiebt sich gleichsehr Werthvolles wie Unwerthvolles, Leben sowohl als Tod, Gesundheit und Krankheit, reiches und verkümmertes geistiges Sein. Durch alles das ist aber die inhaltliche Ausdeutung der Natur der Dinge und ihrer letzten Gründe blos schwierig gemacht, eine Unmöglichkeit, sie zu finden und in der bestimmten Weise zu versuchen, ist damit noch nicht bewiesen. Die Versuche, die Lücken inhaltlicher Erkenntniss auszufüllen, bilden das Gebiet der Metaphysik, sie können und werden immer gemacht werden, nur mit mehr Bescheidenheit

und Besonnenheit, als früher manchmal üblich war. Ein Kanon ist dabei massgebend: die immanente Erkenntniss, wie sie oben ist angesetzt worden, muss der unverrückbare Ausgangspunkt sein, und ihre Sätze müssen durch die metaphysischen Annahmen nicht blos verständlicher werden, sondern auch allein durch sie verständlich. Vielfach ist es geschehen, in der neueren Zeit bewusster Weise, früher mehr unbewusst, dass man die Lücken theoretischen Wissens ausfüllte auf praktischem Wege, durch sog. moralische Postulate, Bedürfnisse des Gemüthes, durch aesthetisch-moralische Weltansicht. Man sah in der moralischen Seite des Menschen das Hereinragen eines Transcendenten, von welchem Licht auf die etwa dunklen theoretischen Punkte falle. Durch die Immanenz der Moral (§ 35) ist eine solche Ansicht ausgeschlossen. Auch die Moral wurzelt ganz und gar in dem Boden der Erscheinungen, d. h. der bedingten Kräfte des Menschen in seinem Zusammenhang mit der Natur und ihren Gesetzen. Es thut das, wie gezeigt, weder der Grösse der sittlichen Aufgabe, noch der Kräftigkeit zur Lösung derselben Eintrag, aber Aufgabe wie Kräfte wachsen aus der gegebenen Welt, den Menschen mit eingeschlossen, hervor und ihm zu. Besonders für das Gelingen, für den Erfolg hat man geglaubt eine transcendente Wendung nehmen zu müssen, es hing das gleichfalls mit der falschen Willenstheorie zusammen, bei der es ja gerade an der Effectivität des Willens räthselhafter Weise so oft gebrach. Nachdem gezeigt, wo diese Kräfte innerhalb der Menschenwelt und der Dinge liegen, ist zu schliessen: das und das ist das sittliche Handeln und unter den und den inneren und äusseren Bedingungen — sofern sie sittlich zulässig sind — ist es von Erfolg, also muss ich mich bemühen diese Bedingungen herbeizuführen. Der feste Boden der Moral, wie der der theoretischen Wissenschaft, ist daher die Immanenz. Darum sind Ausblicke und Rückblicke transcendenter Art bei der Moral so wenig ausgeschlossen wie bei dem theoretischen Wissen, sie müssen nur den festen Boden der Immanenz intact lassen. Die Erhaltung und Förderung der Menschheit kann als der schliessliche Wille Gottes gefasst

werden, der in der Welt nach immanenten Gesetzen menschlicher Natur zur Auswirkung kommt, aus dem sittlichen Leben kann die Hoffnung seliger Unsterblichkeit bei Gott erwachsen, aber fest muss stehen, dass, um ein Engel zu werden, man vorher ein tüchtiger Mensch sein muss.

81. Für alle, die leitenden sowohl als die receptiven, Intelligenzen sind massgebend die Ausführungen, welche bei der Tugend der praktischen Verständigkeit über Anschauung, Gedächtniss und Verstand gegeben worden sind. Hier ist noch auf einige Hindernisse objectiver Art hinzudeuten. Die meisten Menschen erzählen ungenau. Zum Theil hatten sie ihre besondere Gedankenreihe im Kopfe, als sie ein Ereigniss wahrnahmen, und haben es unter dem Einfluss jener Gedankenreihe vag und obenhin aufgefasst, sind sich aber dessen nicht bewusst, dass eine Hemmung genauen Auffassens vorhanden war, und geben in gutem Glauben ihren Bericht als den völlig und genau zutreffenden aus. Zum Theil waren sie zwar mit ganzer Seele dem Ereigniss zugewendet, aber ein Sinn ist in ihnen mehr entwickelt, im einen das Gesicht, im andern das Gehör. Wer ganz Gesicht ist, fasst das Gehörte ungenauer auf, deutet es sich aber unwillkürlich nach der Gesichtswahrnehmung aus, so dass er als gehört bezeichnet, was in hohem Grade blosse subjective Auslegung von Halbgehörtem war. In wem das Hören überwiegt, der legt sich oft das ungenau Gesehene nach dem genau Gehörten aus, er dichtet es in Nüancirungen mindestens um. In wem Gesicht und Gehör trefflich und wessen geistige Haltung zur objectiven Auffassung gestimmt war, der sieht oder hört doch bei complicirten Ereignissen immer nur Bruchstücke, die der psychologische Mechanismus auf Grund ähnlicher Ereignisse, die früher waren oder gewesen sein sollen, sofort zu einer Gesammtvorstellung ergänzt, aber diese Ergänzung kann eine ganz falsche sein. Häufig macht auch ein Theil des Ereignisses aus ganz zufälligen Gründen einen besonderen Eindruck, so dass nach Anleitung desselben alles Andere zurechtgestellt wird, wiederum falsch. Es ist daher ganz natürlich, wie es denn auch alltäglich ist, dass mehrere Bericht-

erstatter über ein und dasselbe Ereigniss nicht zusammenstimmen, thäten sie es, so liegt die Vermuthung absichtlicher oder unabsichtlicher Verabredung nahe. Mit der letzteren ist gemeint, dass vielleicht gleich nach der That die Zeugen mit einander sprachen, und einer dabei seine Auffassung mit solcher Zuversicht oder inneren Wahrscheinlichkeit vortrug, dass bei den anderen seine Auffassung als die wahre, also auch von ihnen eigentlich wahrgenommene sofort gilt. Wie viel Mühe gehört dazu, ein Gespräch, das wir mit einem Anderen geführt, wortgetreu wiederzuerzählen: ist es länger gewesen, so bringen Associations- sowohl wie logische Gesetze mitten in der angefangenen Erzählung Störungen hervor: die Association zieht ähnliche, aber doch vielleicht nicht unmittelbar aufeinandergefolgte Aussprüche an eine Stelle zusammen, die logischen Gesetze verbinden als unmittelbaren Schluss, was zwar als Prämisse und Conclusion zusammengehört, aber doch vielleicht noch durch Manches getrennt war. Dazu tritt wieder die unwillkürliche Ergänzung dessen, was wir eigentlich vergessen hatten. Sobald wir sagen: wart einmal, da muss ich mich besinnen, sind wir nicht sicher, ob das Besinnen nicht zu einem Ergänzen wird, was zwar nicht freie Dichtung bringt, aber „Wahrheit und Dichtung“ uns selbst verborgen in einander webt. Dazu kommt endlich noch, dass mit den Empfindungen, den Elementen der Wahrnehmung, mehr oder minder ein Gefühlston verbunden ist, aus der Sache heraus und zugleich abhängig von unseren momentanen Zuständen. Bei den Tast-, Geruchs- und Geschmacksempfindungen herrscht der Gefühlston vor dem objectiven oder blossen Erkenntnissinhalt der Empfindung meist ganz vor, aber auch in Gesicht und Gehör kann der Erkenntnissinhalt durch das begleitende Gefühl ganz alterirt werden. Je mehr z. B. im Schmerz die Intensität der Empfindung hervortritt, desto mehr tritt die Qualität zurück; nun hängen aber die näheren Vorstellungen von den Objecten ab von der Qualität der Empfindungen, es wird also der Schmerz unfähig machen zu einer richtigen Objectsvorstellung. Nun wird aber dem Schmerz eine Ursache gegeben, eine äussere oder innere. Demgemäss wird er ein

Object als Ursache setzen, aber unrichtig, weil er selbst hindert, die Qualität des gegebenen äusseren Objects zu beachten. Das, was leitet bei der Ansetzung des Objects, ist die Grösse des Schmerzes, man denkt somit die Ursache als gross, ungeheuer etc., ist sie aber nach Erinnerung oder nach der anfangs noch wirksam gewesenen Qualitätsauffassung nicht so gross, so denkt man ihre innerliche Kraft wenigstens gross und ungeheuer, oder die Ursache dehnt sich plötzlich aus etc. Die Träume, die Fieberphantasien, die Gespenstererzählungen, die Erzählungen Schwerverwundeter in einer Schlacht von dem Moment, ehe sie das Bewusstsein verliess, bestätigen dies: aus einem Cavallerieangriff, den der Verwundete wahrnahm, wird der „Tod mit seinem unendlichen Heer gegen ihn anrückend". So lange man noch keine genaue Vorstellung vom Innenzustand des Körpers hatte, wurden für die scheinbar plötzlichen Umänderungen des Gesundheitsgefühls in Krankheit blos äussere Ursachen gesucht und wegen Plötzlichkeit und Stärke des Schmerzes eine plötzliche und mit grosser Kraft wirkende, d. h. übernatürliche, göttliche oder geisterhafte. Dies ist fast ganz allgemein unter den Völkern gewesen und ist es überwiegend noch. Bei unseren Gebildeten ist es noch ähnlich: es wird zwar nicht mehr auf eine übernatürliche Ursache geschlossen, aber die Ursache, d. h. die zum Schmerz hinzugedachte Erkrankung, wird wegen der oft nur durch Contrast momentan so gedachten Grösse des Unbehagens gross und somit gefährlich gedacht: Schwindsucht, Lungenentzündung, Diphtheritis etc. ist das Mindeste, was sie bei körperlichem Unbehagen vermuthen. Dieser psychologische Vorgang kann natürlich durch Bildung gemildert und theilweise im Entstehen überwunden werden, aber da ist er einigermassen immer. Die Freude als Gefühlston einer Empfindung steht der objectiven Auffassung nicht so im Wege, wie der Schmerz, dadurch, dass sie beim Object verweilen macht, scheint sie seiner inhaltlichen Erkenntniss mit zu dienen. Dies ist auch zutreffend, aber die Freude darf nicht zu gross sein, weder im Ganzen noch im Theil. Allzu grosse Freude über das Ganze des Objects macht unruhig, mehr zur Aeusserung ihrer

selbst als zur näheren Betrachtung des Gegenstandes geneigt, Freude über einen Theil des Objects trübt die Auffassung des Ganzen, sie schreibt dem Ganzen die Eigenschaften zu, die eigentlich nur einem Theil zukommen, der aber so sehr auf uns erregend wirkt, dass die anderen Seiten gar nicht in Betracht genommen werden. In der Liebe sind diese Illusionen bekannt. Wie unzuverlässig sind die Erinnerungen einer schönen Gegend, darum, weil oft die Wald- und Bergesluft es war, welche uns wohl that und über die ästhetische Gleichgültigkeit der Gegend, nach Abzug jener Organempfindungen, uns täuschte. Alle diese Momente, welche die richtige Auffassung und Wiedergabe der Empfindungen hemmen können, müssen bei der Erziehung berücksichtigt werden, man muss, wo sie zu beobachten sind, darauf hinweisen, aber auch daraus Cautelen ziehen für vorkommende Fälle.

82. Viel verbreiteter als das Wissen ist die zweite Art überwiegend geistigen Lebens, die Religion. Nach der Geschichte ist Religion Auffassen der Erscheinungen oder der letzten Gründe nach Analogie mit dem Menschen, welcher selbst als geistige Causalität vorher gefasst war. Dies ist der gemeinsame Grundzug der Religionen in ihren rohesten wie in ihren verfeinertsten Formen. Von ähnlichen Auffassungen der Wissenschaft unterscheidet sich die Religion dabei dadurch, dass ihre Aufstellungen als Intuition auftreten, als ein Aufleuchten bestimmter Auffassungen, die in sich selbst ihre Wahrheit und Gewissheit tragen; auf Gründe und wissenschaftliche Methode hat sich Religion daher stets nur secundär eingelassen, der Weg war von Haus aus, dass in einem Individuum eine Intuition stark war, in der es sich beseligt fühlte, diese theilte es Anderen mit, sie gleichfalls zu beseligen, und wo es empfängliche Gemüther fand, da wurde eine Religionsgemeinde gestiftet. Der Religion eigenthümlich ist daher, dass sie sich mehr an die individuellen als an die gemeinsamen Züge menschlichen Wesens anlehnt. Daher waren auch die Versuche einer allgemeinen (natürlichen) Religion, d. i. einer solchen, welche sich mehr an die gemeinsamen Züge menschlichen Wesens mit Hülfe

der Wissenschaft anknüpft, nie erfolgreich: es fehlt ihnen gerade die Intuition mit ihrer individuell packenden Kraft. Wie aber das gegenständliche Wissen keineswegs in allen Menschen als eine theoretische Macht sich entwickelte, sondern meist nur Anknüpfungspunkt für Gefühle und Begehrungen war, so ist es auch mit der Religion gewesen: überwiegend waren ihre Vorstellungen blos Beziehungspunkte für Bestrebungen materieller, militärischer, technischer Art. Beispiele, wie sich dies praktisch machte, sind § 24 gegeben. Wo Religion mehr theoretisch ausgebildet wurde, da ging man von derselben Auffassung des Menschen als einer ursprünglichen geistigen Bewegungsursache aus: empfand man bei den Bewegungen, welche vom Menschen ausgingen, die Werthgefühle als Antecedentien, so dachte man Gott oder die göttlichen Wesen als nach Zwecken handelnde Intelligenzen (Plato, Aristoteles, die vorherrschende Richtung im Christenthum); traten die Werthgefühle bei der Bethätigung des Menschen mehr zurück, wie es bei den impulsiven Naturen der Fall ist (§§ 21 u. 8), so war in Gott die grundlose Willkür das Höchste und Letzte (Islam, die Nominalisten des Mittelalters). Wo dabei das Praktische als Unbehagen empfunden wurde, wie in Indien (§ 36), da war Gott reine Intelligenz, das innerste Wesen des Menschen dies gleichfalls, die erscheinende Welt eine blosse Täuschung. Die Religion als überwiegend geistige Betrachtung, Contemplation, ist aber nur bei wenigen Völkern überhaupt da gewesen (Indien, Christenthum, Muhammedanismus), und auch bei diesen war es stets blos eine kleine Zahl, welche der Contemplation als solcher sich widmete, für die grosse Masse auch hier und überhaupt in der Menschheit war Religion stets nur ein Anknüpfungspunkt für Religiosität, die theoretische Vorstellung ein Ansatz für gewisse innere oder äussere Bethätigungen. Mit dieser Religiosität hat es folgende Bewandtniss. Unser geistiges Leben, was hier soviel ist wie unser bewusstes Leben überhaupt, reicht in unbewusste Tiefen hinein. All unser willkürliches Thun, körperlicher und geistiger Art, hat zur Voraussetzung ursprünglich unwillkürliche Bethätigung, selbst wo man die Bedingungen von

alle dem mehr und mehr erkannt hat, bleibt vieles davon dunkel und undurchsichtig — wir müssen warten, bis die günstigen Bedingungen kommen —, oft sind sie auch idiosynkratisch, wir kennen sie, aber wir vermögen sie von uns aus nicht ganz zu erregen und sehen den Zusammenhang nicht ein, warum gerade diese Bedingungen den und den Erfolg haben. Diese Abhängigkeit von den dunkeln Tiefen unserer eigenen und der umgebenden Natur ist die Wurzel der Religiosität. Wir fühlen uns dabei wie durch eine höhere Hand geleitet, bald fördernd, bald hemmend. Diese Religiosität ist an sich nicht gebunden an die Vorstellungen jener dunkeln Mächte als geistiger Agentien, auch der theoretische Materialismus hat diese Religiosität (s. Jordans Andachten), aber es gehört zu der wie es scheint unvermeidlichen Poesie der Religiosität, dass auch er diese Kräfte beseelt, auch D. Strauss kam nicht darum herum, von dem Genius seiner Natur zu sprechen. Diese aus dunkler Tiefe aufsteigenden Kräfte werden dem Menschen sein Gott oder die besondere Bethätigung der Gottheit an ihm. Wer die Gabe hat, in anderen Menschen solche Kräfte auszulösen, durch Worte, durch Handlungen, oft der seltsamsten Art, der wird für diese Anderen ein Vermittler göttlicher Gaben. Diese Auslösung von Kräften kann nicht blos Weckung neuer sein, sondern auch in der Beschwichtigung von Unruhe, Zweifel, Bangigkeit bestehen. Dass in der so beschriebenen Religiosität das eigentliche Wesen der Religion besteht, erkennt man in den Erklärungen der berufensten Vertreter z. B. des Christenthums. Thomas Aquinas spricht sich Summa theologica Sec. Secundae qu. 85, art. 1 so aus: naturalis ratio dictat homini, quod alicui superiori subdatur propter defectus, quos in se ipso sentit, in quibus ab aliquo superiori eget adjuvari et dirigi; et quidquid illud sit, hoc est quod apud omnes dicitur deus. Luther schreibt catechismus major P. I decem praecepta (Meyer, S. 249): quod deum habere nihil aliud sit quam habere aliquid, cui cor humanum per omnia fidere soleat; — — — gentilium quoque opinione deum habere nihil aliud est quam fidere et credere. Wie beide Erklärungen andeuten, ist Religiosität in diesem Sinne

blos formal, des mannichfachsten Inhaltes fähig, auch der Räuber, der Mörder kann in diesem Sinne religiös sein und ist es oft gewesen. Ebenso kann diese Religiosität die Form der Religion blos leise, als poetische Metapher an sich tragen: der Pantheist, der Materialist hat diese Religiosität oft lebhaft. Endlich kann die Art, wie das Gehoben- und Gestärktsein entsteht, die verschiedenartigste und wunderlichste sein. Göthe schreibt einmal in der italienischen Reise: „Die Sonne scheint warm und man glaubt wieder einmal an einen Gott", d. h. für ihn war der Sonnenschein ein solches seine Kräfte in besonderer Weise anregendes Agens, also wurde er von da zu religiöser Empfindung angeregt. Wie viel Bizarres selbst dabei mitunterläuft und doch wirksam war und ist, zeigen die verschiedenen und oft gar nicht in ihrer Wirksamkeit für Andere nachempfindbaren Cultusgebräuche.

83. Jede Religion und Religiosität fasst sich selbst als eine Wirkung aus der Höhe, es ist das insofern ganz wahr, als unser Leben aus unbekannten Tiefen auftaucht und aus denselben sich beständig nährt und wächst. Die Religion erhebt blos eine mögliche Annahme über die Beschaffenheit dieser unbekannten Tiefen mit der Zuversicht unmittelbarer Intuition zu der wirklichen Wahrheit, und hat zu ihrer individuellen Art der Weckung und Steigerung der Kräfte das Zutrauen, die allgemeine, für alle passende zu sein. In beiden Beziehungen verhält sich Wissenschaft zur Religion einschränkend. Die Wissenschaft giebt zwar zu, dass unser Leben aus unbekannten Tiefen auftaucht und aus denselben sich beständig nährt und wächst, sie hat auch nichts dagegen, dass in der Weise der Intuition Annahmen über diese Tiefen gemacht werden, aber sie muss verlangen, dass diese Annahmen nicht die sicher erkannten Gesetze der Erscheinungen aufheben, und sie läugnet die Verbindlichkeit solcher Annahmen für alle. Ebenso bekennt sie gerne, dass es Menschen giebt, deren religiöse Individualität erregend auf die Individualität vieler Anderen wirken kann, aber sie ist gewiss, dass diese Individualität nur nach den allgemeinen Gesetzen menschlicher Art wirkt, und dass ihre be-

sondere Wirksamkeit, wo sich nicht alle von derselben angesprochen fühlen, auf einem idiosynkratischen Moment beruht, welches sehr werthvoll sein kann für viele ähnlich Angelegte, und zugleich doch blos eine complicirte Combination allgemeiner menschlicher Gesetze ist. Die Wissenschaft wird daher die Religion aus den immanenten Kräften menschlicher Natur erklären, wie sie sich selber auch erklärt, ohne darum zu läugnen, dass zu diesen immanenten Kräften auch gehört, sich Annahmen über das Transcendente zu bilden, sowohl in wissenschaftlicher als in der freieren Weise der Religion, und Belebung und Erhöhung unseres Seins zu suchen aus seinen unbekannten Tiefen sowohl nach den Bedingungen desselben, wie sie bereits erkannt sind, als in der mehr individuellen Weise der Religion. Einschränkend verhält sich Wissenschaft zur Religion dadurch, dass sie den immanenten Thatbestand menschlicher und äusserer Natur, soweit er sicher erkannt ist, aufrecht erhält als den unverrückbaren Boden, welchen auch religiöse Theorie und Praxis anzuerkennen hat. Einschränkend verhält sie sich auch dadurch, dass sie zwar in der Religiosität einen allgemein menschlichen, in der bestimmten Religiosität und Religion aber einen mehr individuellen und idiosynkratischen Zug sieht. Gefordert ist daher zur Erhaltung und Förderung der Menschheit Freiheit der Wissenschaft, aber auch Freiheit der Religion, nur müssen beide sich mit den allgemeinen Voraussetzungen menschlichen Zusammenlebens überhaupt vertragen (s. Rechtsphilos. §§ 41, 42).

84. Wie in allen Seiten menschlichen Wesens, so giebt es auch in der Religion mehr von sich aus active und mehr blos receptive Naturen. Die letzteren haben sich um die ersteren stets ebenso geschaart, wie die ersteren den letzteren sich zugewendet. Religiöse Gemeinschaft constituirt ist Kirche. Kirche ist nicht nothwendig der sittliche Verein schlechtweg. Für alle Seiten des Lebens, deren Gesetze und bedingenden Kräfte klar erkannt sind, kann es und giebt es vielfach gesonderte Vereine, so für Wissenschaft, Kunst, Technik, wirthschaftliche Belehrung und Fortbildung u. s. w. Die Kirche, oder vielmehr,

wegen der mehr individuellen Art des Religiösen, die Kirchen werden ihre eigenthümliche Bedeutung stets haben, in ihnen wird jeder die mehr individuellen Belebungen und Erhöhungen suchen, deren Gesetze und bedingenden Kräfte wegen der Complicirtheit der Combination in anderem Wege als dem der Intuition nicht gefunden werden können. Die Kirche kann freilich auch die allgemeinen Gesetze und bedingenden Kräfte in den Kreis ihrer Behandlung mit ziehen; dadurch kann sie der umfassende sittliche Verein verhältnissmässig bleiben. Sittlich zu fordern ist es nicht, dass jedermann einer bestimmten Kirche oder bestimmten Religion angehöre, zumal wo eine Mehrheit anderer die verschiedenen Seiten menschlichen Wesens anregender Gemeinschaften besteht. Gedanken über das Transcendente zu haben ist nicht den Kirchen allein eigen; und es kann sich ein Mensch auch in dem mehr gelegentlichen Zusammensein mit Anderen individuell erbauen, oder seine aparte Weise haben, welche in sich und für Andere harmlos ist, von der er sich aber nur mit Einbusse an Frische und Munterkeit seiner sittlichen Bethätigung loszureissen vermöchte, und die ihm doch nicht zugleich für Andere als von erweckender Macht scheint.

85. Da in den Religionen visionäre Zustände oft eine grosse Rolle gespielt haben und wie eine höhere Empfindung der gemeinen Empfindung entgegengestellt worden sind, so verlohnt es sich diese Zustände näher zu betrachten. Visionäre Zustände giebt es nicht blos in der Religion, sie sind auch ausser derselben verbreitet, „es sind Zustände, in denen die Vorstellungsbilder eine grössere und bisweilen quälende Lebhaftigkeit annehmen, am meisten geschieht dies bei erhöhter Reizbarkeit des ganzen Nervensystems, wie sie namentlich in Folge von Erschöpfung durch angestrengtes Nachdenken, Fasten und Anstrengungen aller Art sich zeigen.“ Gewöhnlich überwiegt in uns die Empfindung und das darauf bezügliche Denken, ebendadurch werden in uns eine Menge Vorstellungsbilder, welche von früher her da sind und die Grundlage von Gedächtniss sowohl als Phantasie bilden, gehemmt. Durch die Ueberanstrengung oder die mangelhafte Ernährung oder beides zusammen

sind nun die Kräfte des willkürlichen Denkens geschwächt, man möchte wohl die aufsteigenden Vorstellungsbilder verbannen, aber es gelingt nicht oder nur auf kurze Zeit. Auch diejenige Hemmung der Vorstellungsbilder, welche für gewöhnlich durch die fort und fort zuströmenden Sinnesempfindungen geübt wird, fällt in solchen Zeiten weg: man hat nicht mehr die Kraft mit Aufmerksamkeit zu sehen, zu hören u. s. w. Durch den Wegfall der sonstigen Hemmungen haben die Vorstellungsbilder freies Feld. Dazu tritt ein weiterer Umstand. Die Nerven und Muskeln sind nicht blos in gewöhnlicher Weise erschöpft, so dass ein blosses Ausruhen, Nahrungsnahme, Schlaf sie erholen könnte, sondern sie sind überreizt, d. h. in einem krampfartigen Zustande, in abnormen Regungen mit daran sich anschliessenden Vorstellungen und Gefühlen. Wer das lange Sitzen (etwa bei einem Mittagsmahl) nicht vertragen kann, dem entstehen nach einigen Stunden Zuckungstriebe in den Beinen, er wendet sie, streckt sie hin und her, sucht zum Aufstehen zu bewegen und, ist der Aufbruch erfolgt, so bewegt er sich einige Zeit hin und her, damit ist dem krampfartigen Zustande abgeholfen. Es kann aber nach grossen Muskelanstrengungen ganz anders kommen, es können förmliche Muskelhallucinationen eintreten. Ich selbst habe erlebt, dass nach einer 14stündigen überaus mühseligen Bergtour in Tirol ich vor Müdigkeit erstens nicht einschlafen konnte, sondern die ganze Nacht wach lag, dabei mir es aber war, als ob alle einzelnen Glieder ausgerenkt wären und nur noch lose zusammenhingen, und als ob gleichzeitig das Bett mit mir beständig zum Fenster hinaus- und durch die Hausthür über die Treppe in die Stube wieder hineinführe und Räuber dabei stets hinterher jagten. Am folgenden Morgen trat nach einem warmen Bad die gewöhnliche angenehme Müdigkeit ein. Ein Beispiel von Nerven- und Muskelüberreizung zusammen entnehme ich den „Psychologischen Analysen auf physiologischer Grundlage“ von Horwicz, 1. Thl. Halle 1872, S. 303. H. hatte auf der Universität einem dreitägigen Stiftungsfest beigewohnt, „wobei wir jüngeren sog. Randalirfüchse fast die ganzen 3 Tage und 3 Nächte mit Singen, Trinken und Jubiliren

verbracht hatten. Als ich die 4. Nacht erschöpft in meinem Bette lag, trat nach einem kurzen Halbschlummer ein Zustand ein, den ich mit Entsetzen als den Beginn einer Geisteskrankheit betrachtete. Es zogen nämlich unaufhörlich, im raschesten Wechsel, die Scenen des 3tägigen Gelages an meinem Geiste vorüber, und namentlich hörte ich fortwährend die Stimmen meiner Gefährten und meine eigene in den Gesängen, Scherzen und Gesprächen, die wir geführt hatten. Es war mir unmöglich, diese Erinnerungen, die von einer quälenden Lebhaftigkeit waren und in ihrer steten Wiederholung mir Ueberdruss einflössten, zu verbannen.“ Sehr bekannt sind die Zustände nervöser Erschöpfung, welche gewöhnlich so beschrieben werden, es zittere alles an einem, oder man sei dem Hellsehen nahe. Es sind das Zustände, welche etwa nach oder bei Krankenpflege mit grosser Gemüthsbewegung eintreten, oder auch bei angestrengten geistigen Arbeiten ohne die erforderliche äussere Ruhe und mit gelegentlich von aussen dazwischentretenden Gemüthserregungen. Es ist aber nicht immer so, dass bei diesen Zuständen der Ueberreizung in Folge von Erschöpfung die Vorstellungen unangenehm sind und quälend, sie können auch sehr angenehm und erwünscht sein. Es wird von einem Mongolen erzählt, der verirrt in den Steppen niedersank und nicht Schlaf finden konnte; da erschien ihm der Gott seines Stammes und verhiess ihm Rettung, die ihm auch wurde. In diesem Falle regten sich zwar den Umständen entsprechend die Vorstellungsbilder, aber zu diesen gehörte mit die Vorstellung der Rettung, als auf welche am Tage all sein Sinnen und Merken war gerichtet gewesen, und zwar erschien ihm das Bild der Rettung in Folge früherer Vorstellungsmassen verwoben mit dem Gott seines Stammes. Diese Vorstellungen belebten seinen Muth, sofern noch nicht alle physische Kraft entschwunden war oder sich durch das Niederlegen wieder gehoben hatte, er rettete sich, Zeitlebens überzeugt von dem Gott und seiner Hülfe. Wäre er gänzlich erschöpft gewesen und ohne Gedanken an Rettung, so würde das Gefühl des Endes die darauf sonst bezüglichen Vorstellungen hervorgetrieben haben, etwa der

Gott wäre ihm erschienen und hätte ihm seine Aufnahme in die seligen Gefilde angekündigt, oder er würde in den letzten Augenblicken geglaubt haben, schon in jenen Auen zu wandeln, gerade wie der Verschmachtende in der Wüste in Folge des Wunsches und Contrastes Bilder von Seen und Palmen vor sich zu sehen glaubt. Hat man solche Zustände einmal als erhebend erfahren, so können sie Volkssitte werden. So wurden bei den Indianerstämmen die Jünglinge gegen die Zeit der Pubertät in einen Wald gebracht, dort unter Leitung eines alten Mannes grossen Strapatzen und Entbehrungen unterworfen, zuletzt wird jeder der völligen Einsamkeit übergeben. Dort liegt er erschöpft, in dieser Erschöpfung erscheint ihm der Gott des Stammes und nimmt ihn als Diener an. Die Jünglinge kehren gefeit für ihr Leben zum Stamme zurück und werden sofort verheirathet. Dass in solchen Zuständen auch Offenbarungen und Enthüllungen vorkommen können, ist sehr begreiflich. Solche Zustände sind durch das Zurücktreten der aufmerksamen Empfindung und des willkürlichen Denkens sehr geeignet für das Hervortreten des Sinnengedächtnisses und überhaupt mancher Vorstellungen, die, einmal gehabt oder flüchtig aufgenommen, dann durch das gewöhnliche Empfinden und Denken ganz überwuchert wurden, jetzt aber sich hervorthun und durch die Bedeutsamkeit ihres Inhalts und den Werth, der sich etwa an sie anknüpft, überaus mächtig das Gemüth ergreifen, und nach dem Schwinden der Erschöpfung als herrschende Idee und Macht in dem Menschen verharren können. Mit Sinnesgedächtniss ist gemeint, dass manche Empfindung gehabt, aber nicht bewusst wird, weil sie von anderen Empfindungen und Gedanken noch im Entstehen ihrer Bewusstheit zurückgedrängt wird, so wie wir etwa die Glocke nicht schlagen hören bei der Arbeit, aber doch vielleicht überzeugt sind, dass es geschlagen hat, und sogar fähig sind die Schläge noch nachträglich zu zählen, oder wie jener Kaufmann, dem es beim zu-Bette-Gehen plötzlich so angst wurde, sein Gewölbe stehe in Brand, dass er hineilte und eben noch recht kam ein entstandenes Feuer zu löschen, und der nun sich erinnerte, dass

er Abends beim Weggehen ein glimmendes Schwefelholz gegen seine Gewohnheit im Gewölbe weggeworfen hatte.

86. Bei den religiösen Visionen z. B. im Christenthum, im Muhammedanismus, bei denen Zurückziehen von der Welt, Enthaltsamkeit und Fasten, Stille der Seele, also Zurückdrängen des willkürlichen Denkens, eine so grosse Rolle spielten, ist das, was erlebt wurde, durchaus den physiologisch-psychologischen Zuständen angemessen gewesen. In besonderen Lagen, d. h. wo besondere Interessen drängten, wurden Offenbarungen, Weissagungen, Rathschläge gegeben, oft sehr weise und heilsame. Wo solche besondere Lagen fehlten, trat mehr ein allgemeiner Zustand ein, aber natürlich mit religiöser Wendung, ein Zustand der Seligkeit oder Begnadigung. Diese mystischen Erlebnisse waren vorzüglich von zwei Arten, entweder Zustände eines seligen Lichtes oder Zustände einer liebenden Verschmelzung; jene finden bei den Naturen statt, wo die Erregung des Nervensystems besonders den Sehnerv mit erregt und dadurch die Gefühle wunderbarer Erleuchtung, so sinnlich, greifbar und mächtig, wie die Mystik sie schildert, bewirkt, diese bei den Naturen, wo die Erregung des Nervensystems auf die mit dem geschlechtlichen Leben zusammenhängenden Theile, oder auf die Tast-, Geschmacks-, Geruchsnerven miterregend wirkt und dadurch der religiösen Vorstellung die specielle Wendung liebender Verschmelzung, innigster Umarmung giebt, begleitet von dem Gefühl einer unendlichen Süssigkeit oder eines süssen Duftes. Was solche Methode, Zurückziehung von der Welt, Einsamkeit, etwas Fasten, Richtung der willkürlichen Aufmerksamkeit auf einen Gedankencomplex, bewirken kann, sieht man an den exercitia spiritualia der Jesuiten, welche auf den visionären Vorgängen von Ignatius beruhen. Reisende haben sehr Aehnliches berichtet von der Art, wie Schamanen ihre Nachfolger und Medicinmänner ihre Schüler ziehen und weihen. Ganz in dieselbe Kategorie gehört aber auch der halb visionäre Zustand, der häufig bei denen, die sich zum Examen vorbereiten, kurz vor demselben eintritt: solche sind ganz gewissen Vorstellungsmassen zugewendet, darüber treten die Empfindungen

zurück, die Kraft des willkürlichen Denkens wird schwach, weil es zu sehr getheilt und überanstrengt ist, Appetit- und Schlaflosigkeit in Folge der Ueberreizung des Gehirns treten hinzu, der Mensch ist nicht mehr seiner Vorstellungsbilder Herr, und diese tummeln sich nach eigenen, halb logischen, halb associativen Gesetzen und mit der besonderen Regellosigkeit, welche von den abnormen Körperzuständen ausgeht. Das beste Mittel gegen solche Zustände, wenn sie zu stark werden, ist, das Examen schleunigst zu machen und sich danach tüchtig auszuruhen, besonders durch Anregung des Muskel- und vegetativen Systems (Fusstouren). Es ist aber nicht immer Erschöpfung, welche Empfindung und damit verbundenes Denken zurückdrängt und die Vorstellungsbilder ganz ungehemmt aufstreben lässt, es kann auch ein ähnlicher Zustand eintreten durch allzugrossen Gebrauch von Reizmitteln. Wo visionäre Zustände gesucht wurden, sind solche Mittel daher viel gebraucht (Haschisch, Hexensalbe). Ihre Folgen sind Erhöhung der Erregung innerhalb des Organismus, also Erhöhung der Thätigkeit der Nerven an sich, eben dadurch wird der Mensch stumpf gegen äussere Eindrücke und ihre Aufnahme, der Nerv ist nicht mehr in genügend indifferentem Zustand für treue Leitung der äusseren Reize, diese werden vielleicht aufgefasst, aber in der Art, wie sie bei Illusionen auch aufgefasst werden. Es hört aber auch das willkürliche Denken auf, d. h. es ist nicht mehr möglich die Richtung der Aufmerksamkeit auf eine andere Gedankenmasse, denn dies erfordert gleichfalls einen mehr indifferenten Zustand des Nervensystems, man weiss ja, wie körperliches Unbehagen, Aufregung in Folge von Sorgen, Unruhe in der Umgebung die zum Nachdenken erforderliche Aufmerksamkeit nicht aufkommen lässt. In solchen Zuständen treten diejenigen Vorstellungsbilder auf, welche dem durch die Droguen herbeigeführten Zustand der Nerven entsprechen; da dieser Zustand einer der Erregung ist, so sind es zuerst freundliche Bilder und Stimmungen, nur im Rückschlag düstere oder dumpfe. Nicht immer sind religiöse Vorstellungen und Gefühle so gesucht worden, so kaum bei dem chinesischen Opiumgenuss, wohl aber

bei dem Haschischgebrauch in der muhammedanischen Welt. Inclinirend zu ähnlichen Vorstellungen und Gefühlen ist oft die Zeit der Pubertätsentwicklung, wo durch die vollständige Ausbildung des Sperma und seine Rückwirkung auf alle Seiten des Lebens eine innerphysiologische Erregung eintritt, welche Vorstellungen und Gefühle des Unendlichen wachruft.

87. Wie sollen wir nun solche visionäre Zustände beurtheilen? welches sind die für Erhaltung und Förderung der Menschheit dienlicheren, die, wo Empfindung und mit ihr verbundenes Denken vorherrscht, oder die, wo eine sonst durch jene beiden mehr gehemmte Selbstthätigkeit des Nervensystems und der sich daran anschliessenden Vorstellungsbilder waltet? Normal sind beide, insofern sie natürlich sind, d. h. durch natürliche Ursachen eintreten. Ursprünglich sind die visionären Zustände gewiss ungesucht gekommen, erst als sich ein Werthurtheil daran hing, hat man sie durch Vorbereitungen herbeizuführen gesucht, und ob diese Vorbereitungen Zurückziehen aus der Welt und Askese waren oder Droguen, macht keinen wesentlichen Unterschied. Ist der Werth dieser Zustände an sich ein höherer als der Werth der gewöhnlichen, ist, was sie an Vorstellungsinhalt und Gefühl bieten, Reflex oder Vorgeschmack einer höheren Welt im Unterschied von der gemeinen Welt der Empfindung und des sich daran anschliessenden Denkens, so müsste man urtheilen, dass Droguen gleichsam Arzneimittel zur Herbeiführung überirdischer Stimmungen und Bilder wären, vergleichbar dem Eisen oder anderen Kräftigungsmitteln des leiblichen Lebens, wie dies ja die Ansicht der Türken ist. Werthschätzung und Objectivität oder Hindeutung auf Objectivität bei solchen Zuständen lässt sich nur dadurch sicherstellen, dass man sie vergleicht mit den gewöhnlichen Zuständen. Und da fällt sofort in die Augen, wie richtig die Bemerkung von A. Comte ist, dass der Vorstellungsinhalt visionärer Mystik, den sie in so vielen 100 Jahren erbracht, ein überaus dürftiger, vager und folgenloser sei. Ueber ganz allgemeine überall wiederkehrende Bilder ist sie nicht hinausgekommen, für weiteres Wissen lässt sich damit nichts anfangen, für die Welt,

wie sie sich in den gewöhnlichen Empfindungen darstellt, ergeben sich daraus keine Aufschlüsse. Die Beseligungsgefühle dieser Zustände sind gefolgt von um so grösserer Prostration, gerade nach den höchsten Entzückungen klagte die Mystik über geistliche Oede, Dürre, Verlassenheit. Alle Erkenntnisse, welche sich als allgemein mittheilbar erwiesen und der Erhaltung und Förderung der Menschheit dienlich, werden der Empfindung und dem damit verbundenen Denken verdankt. Die hierin wurzelnden Werthgefühle sind zugleich den stürmischen Auf- und Abschwankungen visionärer Gefühle entnommen, dadurch gleichfalls der Erhaltung und Förderung der Menschheit angemessener. Demnach ist man gehalten, die visionären Zustände zwar für wirklich und wahr zu halten im subjectiven Sinne, aber für unreal und unwahr im objectiven. Man darf das Bild der irdischen und der himmlischen Dinge nicht nach ihnen entwerfen, sondern nach den gewöhnlichen Empfindungen und dem damit verbundenen oder von ihnen ausgehenden Denken, man darf die Seligkeit des Himmels sich nicht aus ihnen entnehmen, sondern aus der Freudigkeit immanenter sittlicher Bethätigung, und hat zu urtheilen, dass in den visionären Zuständen etwas für sich auftritt, was stets blos gebunden durch Empfindung und darauf bezügliches Denken sollte Verwendung finden. Die Grundlage solcher Zustände, eine von Empfindung und damit verbundenem Denken relativ freie Selbstthätigkeit des Nervensystems und der Vorstellungsbilder ist ja auch die Grundlage der Phantasie im weitesten Sinne, wie sie als Pläne machen, als freies Combiniren, als ergötzendes Spiel allüberall auftritt, helfend dem Empfinden und darauf bezüglichen Denken und erholend von dessen Anstrengungen. Die Phantasie in dieser weiten Grundlage hat daher eine breite Wirksamkeit im Leben, und ganz abmessen und abwägen lässt sich diese Wirksamkeit nicht. Man hat sie daher mehr gewähren zu lassen, nur sollen Empfindung und Denken stets ihre Vorstellungs- und Gefühlswelt nachträglich prüfen. Nach Malebranche's Ausspruch ist „jeder Mensch visionär hinsichtlich gewisser Gegenstände, und sind die, welche es am wenigsten sind, die weisesten."

88. Die dritte Hauptart geistigen Lebens ist die ästhetische, das Wohlgefallen am Schönen im engeren Sinne und seine Darstellung in der Kunst, diese gleichfalls in engerer Bedeutung verstanden. Das Schöne in diesem engeren Sinne ist dadurch charakterisirt, 1) dass es im blossen Vorstellen gefällt, unabhängig noch vom sinnlich-Angenehmen, wissenschaftlich-Wahren und von praktischen Zwecken, 2) dass seine äussere Darstellung gefällt, wiederum noch abgesehen davon, ob das Dargestellte ein sinnliches Bedürfniss befriedigt oder der Wissenschaft und Praxis dient. In diesem Sinne ist das Schöne zwar überall auf der Erde irgendwie da, aber nicht immer rein, sondern gewöhnlich verschmolzen mit den anderen Lebensäusserungen, es tritt als Schmuck zur sinnlichen Bedürfnissbefriedigung, zur wissenschaftlichen oder praktischen Bethätigung. Wie stark aber die Neigung für das Aesthetische in der Menschheit war, sieht man an der Bemerkung, welche alle Ethnologen gemacht haben, dass auf Schmuck, auf Putz bei allen Völkern mehr gehalten und mehr Erfindsamkeit verwendet worden ist, als auf das Nützliche, d. h. auf das der Erhaltung und Förderung der Grundlagen menschlichen Lebens Dienende. Es hängt das damit zusammen, dass (§ 26), sobald das Gröbste der *ἀναγκαῖα* beschafft war, der Ueberschuss von Kraft sich dem *καλὸν* zuwendete, dieses *καλὸν* wurde zum Theil in kriegerischer Bethätigung, Wissenschaft, religiöser Contemplation gesehen, überwiegend aber im Aesthetischen als solchem, nur in Verschmelzung mit einer oder der anderen jener Bethätigungen. Wir dürfen uns nur nicht dadurch täuschen lassen, dass uns vieles bei anderen Völkern nicht schön erscheint, was ihnen so erschien. Eine Definition des Schönen muss rein formal sein, wenn sie zugleich der Geschichte gerecht werden will. Dem Neger, dem Chinesen gefällt seine Musik, die uns martert. Es giebt ausserdem ein ästhetisches Wohlgefallen durch Association, das sehr weit reicht und von dem wir Beispiele täglich erleben. Dichtern, Künstlern gefallen ihre Werke, und sie können nicht begreifen, dass Andere sie nicht so finden. Bei ihnen hat sich die innere Bethätigung bei der Production, die,

sofern sie frei und frisch von statten geht, etwas an sich selbst Wohlgefallendes hat, mit auf das äussere Resultat derselben übertragen. Daher der Rath des nonum prematur in annum; denn dann ist vielleicht jene Association aufgelöst und die Werke stehen uns gegenüber wie jedem Anderen. Am auffallendsten ist diese täuschende Verschmelzung von innerem Gefühl und äusserem Gegenstande darin, dass so viele Menschen sich für schön halten, die es nicht sind. Sie haben, wenn gesund und munter, meist ein ziemliches Wohlgefühl, dies Wohlgefühl haftet an ihnen, sie tragen es unbewusst überall mit herum, sehen sie in einen Spiegel, so haben sie es auch, und so scheint es ihnen aus dem Bilde entgegenzustrahlen. Aehnlich ist es damit, dass so viele Damen keinen Geschmack haben; sie sehen Farben, Bänder u. s. f., diese gefallen ihnen überhaupt oder an Anderen, also legen sie dieselben an und glauben nun auch zu gefallen: dass aber das Ensemble, weil etwa die Farbe nicht zum Teint, zum Haar passt, an ihnen gerade zum Gegentheil werden kann, daran denken sie nicht. Aus solchen Mischungen setzt sich das ästhetische Wohlgefallen und der Geschmack vielfach zusammen. Wenn in einem Volk durch besondere Verhältnisse eine ästhetische Art hervorgetreten ist und Beifall gefunden hat, weil die Bedingungen in den mehr receptiven Naturen die gleichen waren wie in den mehr activen, so wird diese Art bleiben und, durch ihr fortwährendes Dasein verstärkt, sogar ästhetische Norm werden, ebendamit wird Sinn und Empfänglichkeit für Anderes absterben. Wir stellen uns den Teufel schwarz vor, der Neger weiss; der Chinese mit seinem Büschel schwarzen Haares erscheint uns wenig anziehend, die Chinesen nennen die Engländer rothe Teufel wegen ihres blonden Haarwuchses. Auch bei uns ist das Schöne und die Kunst nach Ständen nicht nur, sondern nach Individualität in demselben Stand sehr verschieden. Dem Einen genügt zur Kunst, dass sie überhaupt Darstellung ist, das blosse Nachempfinden und Nachbilden von etwas, was schwach in ihm ist, ist als Ergänzung oder Verstärkung erwünscht, das sind die ästhetischen Realisten, welche vor allem Treue von der Kunst

verlangen. Andere begnügen sich nicht mit der Treue, sondern fordern, dass die Kunst noch ein davon verschiedenes eigenthümlich Werthvolles darstelle. Unter diesen Idealisten giebt es wieder zwei Hauptrichtungen: die, welche das in der Wirklichkeit zerstreute Schöne zusammensucht und in Eins verschmilzt (Griechen, Göthe), und eine andere, welche ein Schönes will, welches mehr der Gegenwart und Wirklichkeit entflieht und seine eigene Welt bildet (Romantik; sie war zu allen Zeiten). Da aber das Schöne doch immer auf Natur und Menschenwelt und deren Ausdeutung Bezug haben muss, so kann wieder grosse Verschiedenheit sein in dem, was der Einzelne bevorzugt.

89. Dass die Technik in der Kunst so bewundert wird, hat seinen Grund darin, dass ästhetisches Wohlgefallen, mehr receptiv oder selbst mehr schöpferisch in der Phantasie, sehr verbreitet ist, dass aber die Bedingungen, von denen die erfolgreiche Darstellung des in der Phantasie Geschauten oder Construirten abhängt, überaus complicirt und selten sind. Einen Künstler macht somit allerdings die Technik, aber nicht sie allein, wie die Künstler es selbst oft ansehen möchten. Bei der Kunst, sowohl dem Ausüben als Aufnehmen, spielt oft noch Eins mit. Es giebt viele Regungen im Menschen, die er nicht will, d. h. von denen er sich mit Abscheu oder Unwille abwendet, die er aber als Regungen darum noch nicht los wird, er unterdrückt sie soweit, dass sie nicht in sein Handeln, wissenschaftliches oder praktisches Thun, übergehen, aber sie streben trotzdem zu irgendwelcher Gestaltung. Da ist es nun nicht blos Göthesche Praxis gewesen, sich das so Bedrückende von der Seele zu schreiben (Wahlverwandtschaften; auch Mephistopheles nach H. Grimm), sondern es ist das analoge Verfahren eine alte Praxis der Menschheit. Daher das viele Dämonische, Frazzenhafte in der Kunst als Sujet und als Beiwerk, es tobt die Phantasie sich da oft gerade in dem aus, was der Mensch nicht mag. Was zu schwach in ihm ist von Natur oder durch Bildung, um Theorie oder Praxis zu werden, das ist oft noch stark genug, um sich in Phantasie und bis zur Darstellung

derselben nach aussen zu erheben. Daher stammt auch die häufige Discrepanz der Dichter und Künstler zwischen ihrem Leben und ihren Werken. Merk, dass oft der allergröbste Schlingel die allerzärtlichsten Verse singt. Der Wollüstige malt oft lauter asketische Bilder, aber auch umgekehrt; auch vereinigen lässt sich beides, dass etwa das Wollüstige bei dem Asketen als Versuchung vorkommt, in der Kunst wie in der Wirklichkeit. Die Lectüre und die Kunstvorliebe des Einzelnen ist oft danach zu beurtheilen: er wird durch Lectüre von Schriften, die seiner nichtgewollten Phantasie entsprechen, dieselbe oft so weit los, dass sie ihn im Leben nicht mehr sonderlich genirt. Nicht nur die gefährlichen Seiten des Menschen lösen sich so ästhetisch aus, sondern oft auch die guten. Die Moral der meisten Menschen ist eine ästhetische, ihre Phantasie, ihre theoretischen Vorstellungen sind moralisch, ihr effectives Thun nicht. Andern, die keine so lebhaften Erregungen fataler Art haben, dass ein Loswerden derselben durch Ausgestaltung mindestens im Bilde nothwendig erscheint, ist gerade das Düstere, Schreckliche, Grausige in der Kunst unerträglich. Sie haben eine leise Neigung der Phantasie zum Unangenehmen, aber mehr als Nachklang der Wirklichkeit, sie wünschen durch die Kunst gerade davon frei zu werden, sie verlangen daher von ihr Bilder der Freude, des Trostes: das sind die Naturen der poetischen Gerechtigkeit, ein Roman muss mit einer Heirath endigen, ein Trauerspiel versöhnlich schliessen, ein Lied sanfte Hoffnung erwecken.

90. Jeder Mensch hat seine ästhetische Phantasie und gewöhnlich auch ein gewisses Darstellungstalent nach irgend einer Seite. Beide wollen Befriedigung, Auslösung. Daher muss man sie im Allgemeinen gewähren lassen, blosses Unterdrücken hilft nicht. Die Pracht, welche die Kirche am Menschen verwarf, legte sie um so mehr in den Gottesdienst, also wieder in eine menschliche Bethätigung. Wie stark gerade im Mittelalter die Lust am Schönen war (schönen Rüstungen, Kleidern, Wohnungen, Bildern, Edelsteinen, meist in Vereinigung mit kirchlichen Gedanken), sieht man an der Erklärung, welche D. Hume und

A. Smith davon gegeben haben, wie sowohl die weltlichen als die geistlichen Barone allmälich ihre hervorragende Stellung einbüssten. Ursprünglich beruhte diese mächtige Stellung auf Grundbesitz. Da dieser sehr ausgedehnt war, also die Inhaber seinen Ertrag für sich bei einfachen Bedürfnissen nicht aufzehren konnten, so gaben sie davon an andere ab gegen persönliche Dienste (Diener, Lehnsleute, Pächter). Die Kirche benutzte ausserdem ihren Ueberfluss zum Fond für die Armen. Da kamen aus dem Morgenland (Byzanz, die Araber) mehr und mehr Kunst- und Werthsachen, nicht immer Reize für das sinnliche Bedürfniss, aber wohl für die ästhetische Seite des Menschen. Bald wurde es üblich, dass der Ueberschuss mehr für diese verwandt wurde, damit kamen solche Artikel in Aufnahme, die Nachfrage nach Kunstsachen steigerte sich, Handel und Industrie blühten auf, ihnen fiel jetzt der Ueberschuss des Ertrages der geistlichen und weltlichen Herren zu. Da diese nun nicht mehr all ihren Besitz zum directen Unterhalt von Menschen verwendeten, so minderte sich ihre Macht. Indirect freilich verwendeten sie ihn noch zum Unterhalt von Menschen, aber von solchen, die nicht mehr im Verhältniss persönlicher Treue und Dienste standen, sondern in dem freieren von Verkäufern von Waaren zu Käufern. Wer von 100 indirect abhängig ist, ohne direct von einem insbesondere es zu sein, wie Handwerker und Kaufleute ihren Kunden gegenüberstehen, der ist nicht mehr abhängig. So minderten sich die früheren Abhängigkeitsverhältnisse, und zugleich minderte sich Habe und Macht bei den grossen Herren und mehrte sich bei den Männern des Handels und der Industrie. A. Smith nennt dies die grösste Revolution, welche sich in Europa vollzogen habe, still und unbemerkt, erst von D. Hume in ihren Gründen aufgedeckt. Ihm gilt als Ursache die Eitelkeit der Menschen und ihre Selbstliebe; wenn einer wisse, sein Einkommen für sich allein zu verwenden, ohne es mit Anderen zu theilen, so ziehe er die Verwendung allein für sich regelmässig vor. Der Grund ist aber vielmehr ein ästhetischer, das Schöne ist zu allen Zeiten gesucht worden, sowie die nächste Nothdurft befriedigt war. Auch

das Volk nimmt Theil an diesem Zuge, es hat sich stets des Glanzes und der Pracht seiner Herrscher erfreut, wenn es ihm dabei nur irgend erträglich ging. Prächtige Herren waren stets beliebt, nur mussten sie die Schaulust der Menge auch gerne befriedigen, sich nicht für sich abschliessen.

Auch die Mode, dies verrufene Kind der Laune, hat ihre unaufhebbare physiologisch-psychologische Grundlage. Da die Mode sich besonders auf Kleidung bezieht und äussere Ausgestaltung, so hängt sie ganz besonders am Auge. Beim Auge ist bekannt die Macht des Complementären, d. h. durch gewisse Farben werden gewisse Stellen der Retina, falls der Eindruck länger andauert, ermüdet, es nimmt die Empfänglichkeit für diese bestimmte Farbe ab; nun sind aber die anderen Stellen für andere Farbeneindrücke noch unerschöpft, oder dieselben Stellen noch empfänglich für andere Farbeneindrücke, diese regen sich daher um so mehr. Der Satz variatio delectat hat hier seine Grundlage, er gilt aber nicht für alle variatio, sondern blos unter bestimmten Bedingungen. So lange für einen Eindruck die Empfänglichkeit noch gross ist, würde die variatio stören, sobald sie aber abgenommen hat, gefällt die variatio und wird gesucht, aber auch nicht jede, sondern eine, welche sich complementär zum früheren Eindruck verhält, d. h. sich an physiologische Organe wendet, welche noch frisch sind, oder an dasselbe Organ, aber so, dass dies für den neuen Eindruck noch reizempfänglich ist. Bei Geschmack, Geruch, Getast, Gehör, Muskelempfindungen gilt das gleiche Gesetz, welches sich leicht weiter ausführen liesse. Eine bestimmte Mode wird nun stets eine gewisse Summe von Retinastellen und Muskelempfindungen (Formauffassung) des Auges begünstigen, sie kann nicht alle auf einmal berücksichtigen. Dadurch werden diese Stellen besonders gereizt, und ebendadurch wird man die Mode mit der Zeit müde, es tritt dann gewöhnlich eine von der früheren sehr verschiedene ein, welche sich complementär zu dieser verhält. Mit den Moden in Möbeln, Musik u. s. w. verhält es sich ähnlich. Bei den Wohlhabenden, als denen, welche viel Zeit haben für die ästhetische Seite im Menschen, ist darum der

Wechsel der Mode grösser, und am stärksten ist er bei den Frauen, die bei ihrer Bethätigung im Kleinen und zwar so, dass das Auge eine grosse Rolle dabei spielt (Sauberkeit, Ordnung, Eleganz), eine grosse Reizbarkeit des Organs und der daran hängenden psychologischen Gefühle gewinnen.

Dass von den ästhetischen Elementen beim gemeinen Mann, d. h. den überwiegend mit materiellem Erwerb durch Muskelarbeit beschäftigten Leuten, diejenigen von selbst sich am meisten ausbilden, welche Darstellung in Wort und Tönen finden, ist begreiflich. Durch die Arbeit werden alle anderen Systeme ermüdet, aber die Sprachwerkzeuge bleiben dabei verhältnissmässig frisch, sie regen sich daher in der Zeit der Ruhe noch mit einer gewissen Frische, in ihnen strömt daher die Phantasie des Volkes aus, nicht immer in Versen, auch in Märchen, Fabeln, Anekdoten, Schwänken, Sagen und Mythen. Aus diesem Volksgrunde haben die höheren Stände sich von Zeit zu Zeit wieder erfrischen müssen. Dass Poesie allgemein menschlich ist, hat man freilich in Deutschland erst durch Herder und sein Aufsuchen der Volkslieder gelernt, die schönsten Lieder Göthe's haben diesen Volkston angeschlagen, selbst die Melodieen unserer Choräle sind zum Theil aus Volksweisen hervorgegangen.

91. Soviel von dem Aesthetischen auf Grund der Psychologie und Geschichte. Die sittliche Betrachtung über dasselbe lässt sich anknüpfen an eine Bemerkung, welche gelegentlich die Franzosen über die deutsche Aesthetik gemacht haben. Der Deutsche sieht nach ihnen im Schönen nicht ein Werthvolles an sich, sondern er setzt es in Beziehung zu wissenschaftlichen, religiösen u. s. w. Theorien, er schaut darin einen Abglanz Gottes, eine Symbolisirung moralischer oder metaphysischer Wahrheiten u. s. f. Gefordert kann diese Rückdeutung nicht werden, das Schöne kann als Werthvolles an sich empfunden werden gleich anderen Werthen, aber in jener bei uns beliebten Anschliessung des Aesthetischen an andere wesentliche Seiten menschlichen Seins drückt sich doch das Bewusstsein aus, dass das Aesthetische leicht eine Gefahr für diese anderen Seiten

wird, wenn es für sich und übermächtig auftritt. Unterdrücken lassen sich die ästhetischen Regungen nicht, es ist auch nicht abzusehen, warum man das sollte, sie sind in sich werthvoll und können den anderen Seiten menschlichen Wesens eingegliedert werden zu deren Steigerung und Belebung. Für die meisten Menschen freilich wird um der Wichtigkeit des Nützlichen willen dieses den Vorrang behaupten müssen, und es ist in der Erziehung hierauf zu halten, aber das Aesthetische kann ein Zusatz zum Nützlichen werden. Das Nützliche mit einem ihm angepassten ästhetisch gefallenden Zusatz ist der Begriff des Geschmackvollen. Dass bei uns das Schöne besonders als das Geschmackvolle jetzt erstrebt wird, also mehr als Ausgestaltung des Nützlichen, ist kein Unglück, sondern ein grosser Segen. Es ist ein Beweis, dass das Nützliche, d. h. das den Grundlagen des Lebens Dienende allmälich in seiner prinzipiellen Bedeutung erkannt worden ist, dass es also umgekehrt ist wie vielfach früher, wo die *ἀναγκαῖα* verachtet, das *καλὸν* allein geschätzt wurde. Auch diejenigen, welche besondere ästhetische Begabung haben, somit zur Activität und nicht blossen Receptivität im Aesthetischen gemacht sind, gilt es mit dem Bewusstsein zu erfüllen, dass diese Seite Eine im Menschen ist neben anderen, dass die wissenschaftliche, militärische, technisch-praktische und dem Materiellen zugewendete gerade so wesentliche Seiten sind und für Erhaltung der Menschheit und ihre Förderung im Vordergrund stehen. Das ist heutzutage nicht mehr so schwer zu lernen und in der Erziehung beizubringen, wie es früher war, wo selbst Schiller und Göthe speciell in der Dichtkunst das eigentliche Heil der Menschheit sehen wollten. Die speciell Begabten müssen dann ihre ästhetische Activität zur Ausbildung bringen, sehr nach den Cautelen von § 14, aber doch mit der Beachtung, dass talentvolle Männer oft erst nach vielen Versuchen auf das kamen, was ihre specifische Begabung war. Fritz Reuter schrieb zuerst mittelmässige Humoresken in Hochdeutsch, mehr zufällig kam er auf das Plattdeutsche, wo seine Grösse lag; Humor, mecklenburgischen Volkshumor hatte er nur in dem Dialekt kennen gelernt, nur

so konnte er ihn wiedergeben. Es muss also bei der Ausbildung ästhetischer Naturen wohl eine gewisse Latitüde gelassen werden. Das Ziel ist, dass die Leistungen der aktiven Naturen populär werden; was die aktiven Künstler darstellen, daran sollen sich die mehr receptiven Naturen erfreuen, es giebt ihnen die Ergänzung oder Verstärkung, die sie bedürfen. Dies Hingeben ihrer Leistung darf von den Künstlern nicht gefordert werden ohne Gegenleistung, der blosse Ruhm ist keine volle Gegenleistung, wie es oft angesehen wurde in der Meinung, dass der Künstler alles nur so aus dem Aermel schüttle, während er oft gerade bei dem grossen Kräfteverbrauch, welcher der productiven Phantasie eigen ist, Zeiten glücklichen Gelingens mit längeren Zeiten des Ungelingens, Vorbereitens, annähernder Versuche erkaufen muss. Hier bietet sich eine sittliche Aufgabe für die Wohlhabenden, dass sie sich der Kunst durch Erwerb von Kunstwerken annehmen, damit dem Künstler eine ausreichende materielle Lebensstellung bereitet werde. Sind es Werke, die keiner leichten Vervielfältigung fähig sind, so haben sie die weitere Verpflichtung, sie nicht bei sich zu verschliessen, sondern der öffentlichen Beschauung zugänglich zu machen; sie brauchen sie darum nicht aus ihrem Besitz hinauszugeben. Unter der Kunstpflege dürfen freilich die anderen wesentlichen Seiten der Menschheit nicht leiden. Die vegetative Seite und ihre Befriedigung muss stets an erster Stelle kommen, die Besitzenden müssen also ihr Vermögen zunächst gemeinnützig im Sinne von § 60 anwenden, und wenn dann die Verhältnisse es erlauben, so kommt die Kunst in Betracht, sofern sie nicht blosse Ausgestaltung des Nützlichen ist, denn als diese kann sie unmittelbar demselben stets einverleibt werden.

92. Bei den receptiven Naturen im Aesthetischen, also bei der Mehrzahl der Menschen, ist in der Erziehung darauf zu achten, zu welcher Art von Phantasie und Bethätigung sie incliniren, damit hier eine gewisse Ausbildung oder auch unter Umständen Gegenwirkung und Ableitung angebracht werde. Es muss nicht immer gerade künstlerisch sein, was da erstrebt wird, oft genügt, dass der Mensch etwas hat, womit er in Er-

müdung, und weder geistig noch körperlich zur Arbeit aufgelegt, die Zeit hinbringt. Die Spiele der Erwachsenen gehören sehr viel noch zur ästhetischen Bethätigung. Wo das Volk noch Sonntags auszieht aus den Städten auf die Wiesen und in die Wälder, dort die Jungen schaukeln, tanzen, Gesellschaftsspiele spielen, die Alten zusehen und plaudern von Neuigkeiten und von ihren Jugendtagen, das enthält viele zwar kunstlose, aber sehr werthvolle ästhetische Elemente. Auch wo der Arbeitsmann nach vollbrachtem Tagewerk vor seiner Thür sitzt, seinem Kinde ein Spielzeug macht oder die Hecke ausbessert, dass sie gerade sei und nicht so ungleich, darin steckt ästhetische Bethätigung. Das Alles liesse sich aber noch vielfach ästhetisch heben, wozu Anleitung oder mindestens nachmachbares Vorbild von den ästhetisch aktiven Naturen vielfach ausgehen könnte. Von den aktiven Naturen sollten die mässig begabten, welche ja doch, wie bei allen anderen Talenten, die Mehrzahl bilden, sich immer mehr dem zuwenden, aus dem Nothwendigen und Nützlichen das Geschmackvolle zu bilden, und zwar aus dem Nothwendigen und Nützlichen selbst heraus, nicht als blosses Aufklexen eines Fremden, gar nicht dazu Gehörigen. Die grossen Talente mögen um so mehr bleiben für die Kunst als Darstellung des Charakteristischen (Realismus) oder des Idealen (in der Doppelrichtung des Klassischen und Romantischen). Dass unsere Zeit dem Künstler wenig Stoff biete, vermag ich nicht anzuerkennen. Ich gebe blos zu, dass frühere Zeiten es ihm leichter machten; wenn Glanz und Pracht vorzüglich gesucht und in grossen Aufzügen ausgestellt wurden, da war es nicht schwer, Stoffe für Auge und Phantasie zu haben. Heutzutage muss der Künstler solche mehr suchen, er kann sie mitten in unserer der Beschaffung der Lebens-Nothwendigkeiten mit technischen und wissenschaftlichen Mitteln zugewendeten Zeit finden. Ich habe mich oft gewundert, welche Charakterköpfe und bedeutende Gestalten es unter den Menschen giebt, wenn sie in Thätigkeit und Arbeit sind. In unseren Salons muss man sie freilich nicht suchen, wo jeder nicht seine individuelle Art, sondern ein für dieses Zusammensein

conventionell anerzogenes Gesicht und demgemässe Haltung zeigt. Wenn bei einem Bau um die Mittagszeit die Arbeiter sich ausruhend lagern theils essend, theils schlafend, die Werkzeuge so liegen, wie sie sie eben gebraucht haben und bald wieder brauchen werden, die Sonne über all diese Bilder von Thätigkeit und Ruhe ihren Glanz ausgiesst, so ist das sehr malerisch, malerischer als viele traditionelle Stoffe. Von der Antike sollte man die Plastik selbständig nachzubilden ganz aufgeben, die Alten sind darin Meister, man sollte höchstens versuchen, die Ueberreste zu vervielfältigen. Wir können mit dem Nackten, wenn man Künstler werden will, nicht frei und nicht naiv verkehren, nicht frei, weil unser Klima es nicht verstattet, nicht naiv, weil eben wegen des nicht freien Verkehrs immer eine zu grosse Erregbarkeit auf beiden Seiten herrscht, entweder der gêne oder der Laxheit. Plastik muss den Menschen studiren, wie er unbefangen sich geben und unbefangen genommen werden kann.

Alle Berufsarten, welche sich der ästhetischen Darstellung widmen, soweit sie nicht lebensgefährlich sind für die Ausübenden, wie die Seiltänzer und viele Thierbändiger, oder den öffentlichen Anstand verletzen (s. Rechtsphil. § 46), sind sittlich erlaubt und sind zu begünstigen, vorausgesetzt, dass die anderen wesentlichen Seiten des Lebens nicht darunter leiden. A. Smith hatte sehr Recht, als er lehrte, ein Volk fröhlich zu erhalten sei ein Gegengewicht gegen viele finstere und trübe Leidenschaften, fröhlich nämlich auf Grund von Arbeit und zur Erholung von ihr. Blosse Muskelarbeit ohne Abwechselung mit fröhlichem, harmlosem Spiel auch geistiger Art macht hart und schroff; da immer nur eine Richtung gepflegt wird, so geht die Elasticität und das Eingehen auf andere Art verloren, und es ist ausserdem die Gefahr da, dass ein Rückschlag sinnlichen Geniessens mit Ungestüm und darum sittlicher Gefahr erfolge (Matrosen). Blosse Denkarbeit, sei sie wissenschaftlich oder contemplativ, ohne Abwechselung von geistigem oder leiblichem Spiel macht ebenfalls hart und einseitig und hat ausserdem die Gefahren, welche besonders die Geschichte der Ere-

miten und Mönche darstellt, dass nämlich die nichtbefriedigten Triebe sich als so und so viele Versuchungen um so mehr regen, sie machen sich bei der unausbleiblichen Ermüdung spontan geltend, oft ohne Gegenwehr finden zu können. Zur ästhetischen Bethätigung gehören auch Scherze, Witze, Räthsel, alles der Art. Es ist nicht immer nöthig, dass solche Bethätigungen etwas Bedeutendes an sich haben, d. h. dass sich wichtige Seiten des vegetativen, praktischen, wissenschaftlichen, religiösen Lebens darin mitausdrücken, es kann auch blosser „Unsinn" sein, blosse Durcheinanderrüttelung des körperlichen und geistigen Lebens, oportet aliquando perturbari rempublicam, wie ein frommer Mann sich darüber auszudrücken pflegte. Sittlich ist das Alles, 1) wenn es harmlos gegen Andere oder selbst erfreuend für sie ist, 2) wenn es zugleich harmlos in sich oder erholend für den Betreffenden ist. Hat er die Gabe, etwas nach anderer Richtung Bedeutendes mit hineinzulegen, um so besser.

93. Was die ästhetische Gestaltung des Einzellebens betrifft, so ist der Kanon für dieselbe: in der Erziehung müssen die anderen Seiten des Lebens möglichst geweckt und geübt werden, das Aesthetische darf nicht unterdrückt, aber auch nicht für sich ausgebildet werden — ausser wo künstlerisches Talent ist, was aber meist später hervortritt —, sondern in Vereinigung mit und als Zusatz zu den anderen wesentlichen Seiten des Menschen. Also Schönheit des eigenen Leibes soll nicht erscheinen als werthvoll in sich und über anderen Werthen, und darum etwa zu erstreben per fas ac nefas, so dass, wer nicht schön ist, sich mit falschen Mitteln schön macht, sondern zu oberst werthvoll sind Gesundheit und Kräftigkeit des Lebens als Grundlage der Thätigkeit, Schönheit gilt nur als Ausgestaltung jener beiden, die *ὥρα* ist zugleich *καλόν*. Das Volk hat etwas von diesem gesunden Sinne. Es sagt nicht leicht: ein schöner Mensch, ein schönes Mädchen, sondern ein sauberer Mensch, ein sauberes Mädchen, d. h. sie halten etwas auf sich, darauf dass ihre Gesundheit und Kräftigkeit auch als solche erscheine, und die Art, wie sie darauf halten, ist zugleich in

sich sittlich werthvoll, weil sie zur Erhaltung jener Grundlagen des Lebens mit beiträgt. Schmuck, Putz sollen nicht werthvoll für sich sein, sondern als Ausgestaltung der nothwendigen Kleidung, nothwendig zur Arbeit und zur Ruhe und Erholung. Beim Manne hat man das meist so angesehen, seine Kleidung ist bestimmt durch den Zweck seiner Bethätigung, und das Aesthetische daran ist Geschmack, wohlgefällige Ausgestaltung des Nothwendigen. Bei den Frauen könnte es ähnlich sein. Dem physiologisch-psychologischen Moment, das in der Mode liegt, liesse sich damit entgegenwirken, dass man einen gewissen Wechsel zugesteht, wie er ja nothwendig ist (Arbeits- und Ausgehkleid), und wie er auch beim Geringsten wünschenswerth ist (Werktags- und Sonntagskleid), aber dabei wo möglich alle Hauptfarben anbrächte, so dass ein physiologisch-psychologischer Ueberdruss an der Farbe mehr vermieden würde; ausserdem müsste der Sinn für plastische Form mehr geweckt werden, ist dann die für diesen Menschen beste einmal herausgefunden, so wird man sie nicht müde.

Dass aber das Aesthetische auch, wo es nicht mehr die anderen Seiten des Lebens überwuchert, sich doch immer viel und mannichfaltig in dieselben verschlingen wird, darein wird man sich finden müssen. Es wird namentlich stets die überwiegende Art geistigen Lebens ausmachen. Dies erklärt sich so. Die meisten Menschen sind durch ihre Naturanlage auf ein vegetativ-praktisches oder technisch-praktisches Leben gerichtet, Wissenschaft interessirt sie zunächst blos, soweit sie im Zusammenhang mit dieser Art ihres Lebens steht. Nun regt sich in der Freizeit bei ihnen die Phantasie und sucht innere oder zugleich auch äussere Bethätigung. Die Phantasie ist zwar geistige Lebendigkeit, aber auch, wo sie überwiegend innerliche geistige Bethätigung ist, zeigt sie sich meist abgeneigt, sich mit Wissenschaft als solcher abzugeben. Denn die Wissenschaft hat zwar die Phantasie nöthig, aber blos als Hülfe, nicht als Meisterin. Das Vorherrschen der logischen Gesetze und ihr ganzes exactes Verfahren ist daher der Phantasie zuwider. Daher wendet sich die Phantasie nicht an die

Wissenschaft, sondern an die Kunst, an das, was ihr verwandt ist unmittelbar oder was Anknüpfung an sie unmittelbar hat. Das ist der alte Streit von Wissenschaft und Kunst unter den Menschen, nicht blos Plato hat ihn geführt, seine Klagen sind in anderer Form oft wiederholt worden. Die Leute lesen in der Freizeit Romane, Unterhaltungsbücher, im Theater suchen sie blos leichte Waare u. s. f. Wenn sie sich einmal der Wissenschaft zuwenden, so bevorzugen sie die schöne Darstellung, verlangen poetisches Gewand u. s. w. Das ist alles wahr, kommt aber lediglich davon, dass die meisten Menschen nicht die Gabe des wissenschaftlichen Interesses als solchen haben, und dass, wenn in der Jugendzeit dies auch bis auf einen gewissen Grad ist entwickelt worden, es im späteren Leben im Drang und der Ermüdung mehr praktischer Bethätigung, nicht vorhält. Dies können wir nicht ändern, dagegen erwächst von da aus der Wissenschaft die Aufgabe, 1) dass diejenigen, welche der populären, lehrreichen und zugleich die Phantasie anregenden Schreibart fähig sind, jenem Bedürfniss entgegenkommen, 2) dass für möglichste Verbreitung solcher künstlerischen Werke gesorgt wird, welche die Probe der Wissenschaft aushalten. Die abstracte Wissenschaft ist dem Mann des Lebens eine fremde und zunächst todte Welt. Er verlangt Darstellung von Welt und Menschen in markanten und zugleich concreten Zügen, weil diese besser ergreifbar und behaltbar für ihn sind, und zugleich mit Detail, welches die Wissenschaft meist weglassen muss, das aber ihm allein Lebendigkeit giebt. Es ist daher kein Wunder, dass die verbreitetsten Auffassungen über Welt und Menschen die der religiösen Intuition sind, welche meist eine Verschmelzung von instinctivem Wissen und Poesie ist; ausserdem ist es begreiflich, warum die Auffassung der Welt so oft eine überwiegend ästhetische war (Mannichfaltigkeit der Realität = Vollkommenheit überhaupt, Gegensätze als Schönheit, Weltgeschichte = Drama mit Verwickelung und Lösung u. s. f.). Wo die Kunst aber überwiegt, d. h. die Ausbildung des Nothwendigen und der wissenschaftlichen und praktischen Bethätigungen hemmt, da wirkt sie entnervend; denn die höchste

Kraft des Menschen liegt in der vegetativen, der Muskel- und Denkbethätigung, wo diese nicht Stützpunkte für die Kunst sind, da wird sie saft- und kraftlos, die Phantasie schal und leer, gerade wie Gefühle, die sich nicht an ein starkes vegetatives, Muskel- und Denkleben anschliessen, leere Gefühle sind, nichtige Sentimentalität.

Das Geschlechtsleben.

94. In alle bisher betrachteten physiologisch-psychologischen Hauptsysteme und die sich daraus ergebenden menschlichen Hauptseiten hinein schlingt sich das sexuelle System und die daraus resultirenden Eigenthümlichkeiten. Ueber den Geschlechtstrieb hat die Ansicht Schopenhauers eine so weite Verbreitung gefunden, dass wir gut thun mit ihr zu beginnen. Nach Schopenhauer ist „die Grundbestrebung jedes Willens Selbsterhaltung des Wesens, bestehend in einem Suchen oder Verfolgen, Meiden und Fliehen; insofern ist er Wille zum Leben*) oder Selbstliebe**). Die vollkommenste Aeusserung des Willens zum Leben ist der Geschlechtstrieb, sein am deutlichsten ausgedrückter Typus: und hiermit ist sowohl das Entstehen der Individuen aus ihm (er vertritt die Gattung), als sein Primat über alle anderen Wünsche des natürlichen Menschen in vollkommener Uebereinstimmung. So ist auch das Sperma die Secretion der Secretionen, die Quintessenz aller Säfte, das letzte Resultat aller organischen Functionen***); denn die Natur hat nur Eine Absicht: Erhaltung aller Gattungen, sie thut Alles nur für die Gattung und nichts blos für das Individuum, weil ihr jene Alles, dieses Nichts ist.†)“ Dass die ganze Ansicht Schopenhauers vom Willen mit der falschen Willenstheorie zusammenhängt und mit ihr hinfällig wird, ist bereits § 8 bemerkt; dass der Selbsterhaltungstrieb sehr anders angesehen

*) Die Welt als Wille und Vorstellung II cap. 28 Ausgabe 1844.
**) Ueber den Willen in der Natur, Ausgabe 1854 S. 29.
***) Die Welt etc. 1844, II cap. 42.
†) Parerga und Paralipomena 1851, I S. 197.

werden muss, als es früher und auch bei Schopenhauer geschah, und dass er keine geeignete Grundlage zur Auffassung des Menschen ist, ergiebt sich aus § 38. Aber auch die Schopenhauersche Ausdeutung des Geschlechtstriebes ist eine verfehlte. Der Geschlechtstrieb ist nicht blos Gattungstrieb, er kann sein und ist meist Gattungs- und Individualtrieb zugleich, er dient sowohl der Erhaltung der Gattung als zugleich der Erhaltung und Förderung des Einzellebens. Nur alle vorzeitige Geschlechtsfunction, sei sie Coitus oder Selbstbefleckung, richtet das Individuum zu Grunde, nützt aber auch der Gattung nicht, oder schwächt das Individuum, damit aber auch die Möglichkeit der Erhaltung der Gattung. Mit der allmälichen Geschlechtsreife hat zunächst — und wenn keine frühe Reizung von aussen stört — ein Wachsen und Kräftigen des individuellen Lebens statt, ein Theil des Sperma wird ins Blut aufgesogen und dient so gerade dem Elan des Einzellebens, überdies suchen sich in dieser Zeit der Entwickelung die Geschlechter nicht, sie fliehen sich eher. In der Ehe des ausgereiften Menschen dient die Sorge des Mannes für die Frau und umgekehrt, sowie die Sorge beider für die Kinder zur höchsten Entfaltung aller Seiten und Anlagen menschlicher Natur, zu einer Anspannung, welche nicht nothwendig aufreibt. Im Durchschnitt leben verheirathete Männer länger als unverheirathete, unverheirathete Frauen sind, wenn sie nicht Anschluss an eine Familie finden, um Lebensglück und Lebensfrische leicht betrogen. Ausserdem leben die Eltern mit den Kindern noch einmal auf, sie werden wieder jung, die Grosseltern ebenso mit den Enkeln. Im ausgewachsenen Leben, welches bei uns in den complicirten Culturverhältnissen kaum vor dem 25. Jahre männlich, dem 21. weiblich erreicht sein möchte, gilt von dem Geschlechtsumgang: modicus excitat, nimius debilitat, also unter jener Bedingung fördert er auch physisch das individuelle Leben. Dass das Beste auch unseres Individuallebens mit der Geschlechtsfunction zusammenhängt, erhellt aus negativen Instanzen. Von den russischen Skopzen bemerkt ein Kenner: „Für ein solches Individuum — — giebt es kein Glück des Familienlebens, ihm sind Männlichkeit und

höherer Flug der Phantasie fremd; am häufigsten entwickeln sich in ihm an Stelle dieser Eigenschaften — eigne Laster, wie Selbstsucht, Schlauheit, Falschheit, Hinterlist, Habsucht u. s. w.“ (Pelikan). Ueber die Eunuchen berichtet Maudsley: „Es ist merkwürdig, dass die Eunuchen keinen moralischen Charakter haben. Ihr Geist ist verstümmelt wie ihr Leib. Mit der Beraubung des Geschlechtsgefühls sind sie jeder geistigen Fortbildung und Energie beraubt, welche dasselbe direct oder indirect einflösst. Wie viel dieses ist, lässt sich schwer sagen, aber wäre der Mensch des Fortpflanzungstriebes beraubt und alles dessen, was geistig daraus entspringt, so würde ziemlich alle Poesie und vielleicht auch die ganze moralische Ordnung aus seinem Leben herausgerissen sein.“ Die negative Instanz lässt sich also so zusammenfassen: die Verschnittenen, losgelöst von der Gattungsfunction, verwenden alle Nahrung und alle Mittel des Lebens für sich, trotzdem haben sie nicht dieselbe Muskel- und Nervenkräftigkeit wie die Zeugungstüchtigen, es ist also gerade für eine höhere Entwickelung des individuellen Lebens die Gattungsfunction eine Mitbedingung. Dass eine Beherrschung der Triebe möglich ist überhaupt und speciell mit Beziehung auf Kräftigung des Individuallebens zeitweilig oder bis die Kräftigkeit beider, des Individual- und des Gattungslebens, zusammenbestehen, dafür haben alle Zeiten Zeugniss abgelegt nicht in Worten, sondern, was allein beweist, in Sitten. Cäsar sagt von den alten Germanen: intra annum vicesimum feminam attigisse, in turpissimis habent rebus; Tacitus von denselben: sera juvenum Venus eoque inexhausta pubertas. Der Athlete bei den Alten in seiner Ausbildungszeit abstinuit venere et vino. Die Indianer enthielten sich auf dem Kriegspfad der Berührung von Frauen, auch der gefangenen, weil sie so kräftiger und muthiger seien.

95. In Bezug auf den Geschlechtstrieb ist also das, was der Erhaltung und Förderung der Menschheit, den Handelnden immer miteingerechnet, dient, und somit das Sittliche ist, Entwicklung der Geschlechtsfunction, aber so, dass sie bis zur Reife dem individuellen Leben allein dienstbar ist, von da ab

zu Bethätigungen verwendet werde, welche sowohl dem Individualleben als der Fortführung der Gattung dienen. Da die völlige Ausreifung des Menschen, bei uns wenigstens, nicht vor dem 25. Jahre erreicht ist bei Männern, dem 21. bei Frauen, so muss bis dahin die Geschlechtsfähigkeit der Ausbildung und Kräftigkeit und Frische des Individuallebens allein dienen. In der Kindheit muss zunächst Fürsorge gehegt werden, dass die Geschlechtsfunction nicht für sich thätig werde in Selbstbefleckung. Die Gefahr derselben ist bei Kindern und im Knaben- und Mädchenalter gross. Zufällige Reibung der Theile, zu grosse Wärme, reizende Speisen und Getränke können zu unwillkürlichem und wegen der Annehmlichkeit und in Folge der arglosen Unwissenheit bald auch willkürlichem Sichzuthunmachen mit den Geschlechtstheilen führen. Daher ist hierin Behütung und Entgegenwirken durch Abhärtung nothwendig. Noch heute klassisch für die einschlagenden Fragen ist die „Allgemeine Revision des gesammten Schul- und Erziehungswesens von Campe Theil 6 u. 7." Dort werden auch die Mittel angegeben, das eingerissene Laster zu überwinden; solche Menschen sind überwiegend zu retten. In der Zeit der Pubertät macht uns der Geschlechtstrieb mehr zu schaffen, besonders weil wir mit den vielen Fragen, die er wachruft, ganz auf uns selber angewiesen sind und auf unsere Altersgenossen. Ein verständiges Wort könnte in den Jahren viel helfen, man meint aber durch Todtschweigen auch die Sache selber todtmachen zu können. Wie viel Skrupel müssen wir in der Zeit durchmachen, und wie viele nehmen dabei sittlichen Schaden. Der nächtliche Samenerguss erschreckt uns, wir halten ihn an sich für Sünde und glauben dadurch schon verloren zu sein. Dass Phantasien und gelegentliche Begierden entstehen, die wir selbst nicht wollen, trübt unsere sittliche Zuversicht. Dass wir équivoques so gut behalten, trotzdem wir keine Freude daran haben, macht uns stutzig. Wie viel leichter würde uns das Leben und unsere sittliche Ausbildung, wenn uns in jener Zeit ein Vater oder väterlicher Freund mindestens sagte, was es mit der Geschlechtsfunction auf sich hat, und dass demnach die nächtliche

Ergiessung an sich zunächst eine blosse Hülfe der Natur ist gegen gelegentliche Ueberfüllung, dass der Trieb, so verfrüht seine Befriedigung sein würde, mit derselben Nothwendigkeit Phantasien und vorübergehende Begierden erzeugt, wie die sich steigernde Nerven- und Muskelkraft uns von künftigen Thaten träumen lässt, dass der Mensch überhaupt das behält, was seiner Stimmung verwandt ist, und, da die Geschlechtsfunction ein bleibendes Stück dieser Stimmung ist, wir auch alles darauf Bezügliche gut behalten, und dass das concrete équivoque am ehesten vergessen wird, wenn wir uns nicht durch Grübeln hineinwühlen, — dass aber alles dieses durchaus noch nicht unsere sittliche Qualität herabsetze, sondern dass es darauf ankomme, all diese Regungen damit zu beschwichtigen, dass wir sie verstehen und deuten und demgemäss als das Beste ansetzen auch für unser Individualleben, uns tüchtig zu machen für eine dauernde Verbindung mit dem anderen Geschlecht in der Ehe, ebendazu aber zunächst die Triebe so dämpfen und regeln, dass sie der kräftigen Ausbildung unseres Jugendlebens dienen und damit indirect der künftigen Ehe selber. Unterstützt wird bei der männlichen sowohl als der weiblichen Jugend das Bestreben, den Gedanken der Aufschiebung zu beleben, meist dadurch, dass in der Zeit der Pubertät gerade Jüngling an Jüngling, Mädchen an Mädchen sich fester anschliesst; es beweist dies, dass die Tendenz des betreffenden Individuallebens ist, sich in sich selbst und mit Verstärkung durch Gleiche auszubilden. Dieser Zug muss erhalten werden; beim Jüngling ist dann noch indirect dahin zu wirken, dass das Sperma überwiegend ins Blut resorbirt werde. Dies wird erreicht durch angestrengte Arbeit, aber geschieht nur schwer durch blos geistige Arbeit, es muss Muskelbethätigung dazu kommen, angestrengte Märsche, am besten eine wirkliche Handarbeit, zu der ja die Jugend oft auch sonst Neigung hat, dadurch wird auch die Phantasie und Begierde soweit beschwichtigt, dass sie mehr als leiser Wunsch und poetischer Traum künftiger Liebe fortbesteht. Die blos intellectuelle Thätigkeit bringt jene Resorption schwer fertig, im Gegentheil, die sitzende Lebensweise

mit ihrer Erwärmung der Theile, die anregende Ernährung, welche geistige Anstrengung fordert, die geringe Abhärtung, welche bei ihr statt hat, werden die Triebe eher reizen. So entstand der moderne Pessimismus von Schopenhauer an, er ist wesentlich Vorliebe für Wissenschaft und Kunst mit Unfähigkeit den Geschlechtstrieb zu beherrschen (§ 36). Bei mässiger Lebensweise und tüchtiger Arbeit wird der Trieb unschwer bis zur völligen Reife zu beherrschen sein, gegen stürmische momentane Anwandlungen muss im Jüngling eine Gegenkraft geschaffen sein im Wohlwollen, in dem Bewusstsein, dass eine gelegentliche aussereheliche Erstickung des Triebes nothwendig mit einer Degradirung des Weibes verbunden ist, also das Gegentheil von Erhaltung und Förderung der Menschheit wirkt. In dem Weibe tritt es am klarsten zu Tage, dass seine Geschlechtsfunction nur sittlich ist, wenn sie Kind und Mann und Bethätigung für beide einschliesst. Wo dieser Einschluss fehlt, da werden keine Kräfte zur sittlichen Bethätigung in ihm erweckt, sondern sie werden umgekehrt geschwächt. Seltene Fälle von Krankhaftigkeit abgerechnet, bei denen dem Arzt die Behandlung zukommt, ist es Faulheit und Genusssucht, was die Dirnen zum lüderlichen Leben gebracht hat, gewöhnlich anfangs mit einem gewissen Widerstreben, so dass Verlockung durch andere oder Verführung seitens der Männer dazu erforderlich war, sie zum Aeussersten zu bringen. Zu jener Gegenkraft des Wohlwollens gegen gelegentliche übermächtige Anwandlungen muss noch hinzutreten die Praxis, wie sie Seume von sich erzählt. Seume pflegte noch in späteren Jahren — er war unverheirathet — wenn ihm der Trieb zu schaffen machte, sich bei anstrengender, auch körperlicher Arbeit auf sehr mässige Kost zu setzen. Dabei musste natürlich der geforderte Kräfteersatz durch Resorption des Sperma stattfinden, gerade wie ein fetter Mensch durch magere Kost und saure Arbeit dünner wird, weil das Fett zur Ernährung dann mit aufgesogen wird. Bei der mehr schon ausreifenden Jugend ist dabei gar nicht gefordert Enthaltung von gesellschaftlichem Verkehr mit Frauen und Mädchen, natürlich mit sittlich ernsten, im Gegentheil ist dieser

Verkehr zu suchen, 1) als Ergänzung unserer männlichen Art zu denken, zu fühlen und zu handeln durch die weibliche, eine Ergänzung, die um so nöthiger ist, je mehr wir selbst männliche Art an uns haben; blosser Männerverkehr hat leicht etwas Rohes an sich, 2) als Kennenlernen dieser weiblichen Art, um innerhalb der Verschiedenheiten, welche uns bei ihr begegnen, mit Verständigkeit der Wahl in die Ehe einst zu treten. 3) Durch beides zusammen, Kennenlernen der weiblichen Art und allgemeine Ergänzung unserer Art durch sie, wird uns das Warten auf die Ehe erleichtert und zugleich die Tendenz darauf rege erhalten. Von Mädchen gilt das Gleiche. Empfehlenswerth ist hier die französische (Provinzial-)Art, dass die jungen Männer mit allen Damen der Verwandtschaft in huldigender Weise verkehren, dadurch werden die Neigungen in der Zeit des Keimens (wo die Gefahr der Uebereilung bei der nicht völligen Ausbildung des Menschen gross ist) zertheilt und eben dadurch geschwächt. Auch in englischer Familiengeselligkeit kennt man etwas Aehnliches; to flirt ist mehr als liebenswürdig sein und weniger als den Liebhaber spielen. Dagegen sind die, wie es scheint, mehr deutschen und nordischen (Dänemark) frühen und langen Verlobungen mannichfachen Bedenken ausgesetzt.

96. In diesen Festsetzungen sind einige Punkte, welche eine eingehendere Betrachtung verlangen. So ist vorausgesetzt, dass Mann und Frau nicht blos verschieden sind, was ja auch blos quantitativ sein könnte, sondern jedes seine eigenthümliche Art habe, die eine Ergänzung durch das andere fordere. Dies führt uns zu einer Erörterung des Charakters der Männer und Frauen, wie sie sich auf Grund der physiologisch-psychologischen Auffassung verstehen lassen. Wir gehen aus von den unzweifelhaften Beobachtungen der neueren Physiologie (Wundt, Physiologie des Menschen, 2. Auflage S. 145). Bei den männlichen Thieren, den Menschen miteingeschlossen, sind die Organe der animalen Functionen, also besonders Skelett und Muskeln, kräftiger entwickelt, sie haben darum meist auch eine bedeutendere Körpergrösse. Dagegen haben die weiblichen Thiere einen grösseren Raumumfang der Geschlechtsorgane, die weib-

lichen Geschlechtsproducte sind bedeutend grösser, der Embryo muss von dem weiblichen Thiere sehr oft bis zu einer gewissen Stufe der Entwickelung beherbergt werden. Das männliche Skelett ist in allen Dimensionen grösser als das weibliche; bei diesem fällt nur sogleich der grössere Unterleibsraum, überhaupt die grössere Längenausdehnung des ganzen Rumpfes gegenüber dem Längsdurchmesser der Extremitäten und des Kopfes in die Augen. Hinzufügen muss man, dass die weibliche Geschlechtsreife früher fällt als die des Mannes, und dass das Weib an dem Busen und seiner Bestimmung ein mit der Geschlechtsfunction in unmittelbarer Beziehung stehendes Organ mehr hat (Bain). Was ist auf Grund dieser physiologischen Constitution zunächst des Weibes zu erwarten? Dies, dass das Geschlechtsleben, das Gebären miteinbegriffen, das eigentliche Centrum des Weibes ist, und dass alle anderen Functionen in Unterordnung zu demselben stehen. Das vegetative Leben ist bestimmt von daher, wie die regelmässige Menstruation zeigt, das Nervenleben ist von da aus bestimmt, wie die Phantasie des Weibes zeigt, welche sich im Kinde als Vorliebe für Spiele mit Puppen zeigt mit aller Zärtlichkeit und Fürsorge, welche den Erwachsenen abgelauscht ist, das Muskelleben ist bestimmt von da aus, wie dieselben Spiele zeigen. Da die Geschlechtsfunctionen in den Frauen überwiegen, so sind sie auch mehr krankhaften Zuständen von daher unterworfen, d. h. Störungen in den zu den Geschlechtsnerven in Beziehung stehenden Körpertheilen, die sich als krankhafte Reizempfänglichkeiten sowohl der Nerven als der Muskeln äussern. Die Frauen stehen daher unter dem Geschlechtsleben als einem ständigen Reiz. Liebe, aber Kinder mit eingeschlossen, ist ihr Beruf, in ihrem Dienst ist vegetatives System, Nerven- und Muskelsystem regsam. Sie percipiren alles lebhaft, was hierauf Bezug hat: Schönheit, Niedlichkeit, warm and soft contacts (Bain) sind ihnen Bedürfniss; daher nächst dem Spiel mit Puppen sie so gerne kleine Kinder und Thiere auf den Schooss nehmen, drücken und küssen. In Folge dessen bildet sich auch alles darauf Bezügliche in ihnen stärker aus. Der sinnliche Trieb der Liebe kommt selten

im Weib als solcher zum Bewusstsein, er zertheilt sich mehr auf den ganzen Umfang seiner Geschlechtsorgane. In der Jugend sind sie von dem sinnlichen Trieb als solchem durch die regelmässige Menstruation mehr befreit, dagegen bleibt er unerfüllt als Trieb in den Brüsten und Hautdrüsen, daher das Umfangen, ans Herz Drücken und Küssen im Verkehr junger Mädchen unter sich so eine grosse Rolle spielt. Später regt sich der Trieb nach Ergänzung dessen, was in ihnen schwach, aber immerhin angelegt ist. Es entsteht ein Bewundern der geistigen und körperlichen Kraft des Mannes, aber auch von ihm will das Weib oft bleibend blos dies, sich an ihn geistig anlehnen und Kuss und Händedruck und Umarmung. Nur indirect, weil die Erfüllung dieser nächsten Triebe auch den Centraltrieb miterregt, hat sie ein Bedürfniss auch nach dessen Erfüllung, theils und ganz besonders giebt sie dem Manne, in dem sich bald alles nach seinem enger localisirten Triebe hin drängt, blos nach; die Rücksicht, dass Kinder blos durch diese Vereinigung kommen, ist hier durchschlagend, denn nicht der Geschlechtsgenuss als solcher, sondern das Kind und seine Pflege geben ihrem leiblich-geistigen System erst die ganze Befriedigung. Ja es liegt dem Weibe oft weniger am Manne als an den Kindern; ältere unverheirathete Mädchen wünschen sich oft in unbefangenster Weise, ein Kind zu haben. Die Erfüllung ihrer ganzen Triebe erhält die Frau so blos durch die Vereinigung mit dem Manne. Da dabei das Nervenleben in ihr schwächer ist, so ist sie mehr auf unmittelbare Sinneswahrnehmung und auf Phantasie gestellt, und da diese einen Bezug auf ihre besondere Function nehmen, so fasst sie und behält sie und denkt sich aus, was hierfür unmittelbar nützlich, nett, niedlich, schön ist. Das Hingeben an das Intellectuelle als solches ist ihr mehr fremd, sie erwartet, dass der Mann ihr hier zu Hülfe kommt, sie kann empfinden, was Grosses in dieser anderen Art liegt, sie kann sie aber überwiegend nicht mitmachen. Ihr geistiges Leben ist daher nicht blos schwächer als das des Mannes, es ist auch eigenthümlich neben ihm. Denn gerade die Unmittelbarkeit desselben, das Achten auf den Moment und seine Eigen-

thümlichkeit, die Beziehung desselben auf Nutzen, Schönheit u. s. f. ist etwas, was dem Manne oft fehlt, ihm ist der Moment häufig nur ein Anknüpfungspunkt für Alles, woran er ihn erinnert, oder womit er zusammenhängen kann nach rückwärts und vorwärts. Mit dem Muskelleben ist es ebenso. Es ist schwächer in der Frau, aber es ist zugleich eigenthümlich: es geht auf die unmittelbaren Bedürfnisse von Mann und Kind, auf gegenwärtige Ernährung, Pflege, Erholung derselben. Rechnet der Mann bei seiner Thätigkeit ins Weite, so weilt die Frau mit ihr im Nächsten und Unmittelbarsten; dadurch ist sie oft eine heilsame Ergänzung des Mannes auch hier. Durch die vierwöchentliche Menstruation tritt in kurzen Perioden eine lebhafte Erneuerung ein; daher stammt wohl mit die Frische der Auffassung in der Frau, aber auch das geringere Behalten: sie sind in Hass, in Liebe etc. wechselnder ohne stetige Zusammenfassung in der Erinnerung. Frauen in der Schwangerschaft bekommen etwas Gehaltneres, auch noch abgesehen von absichtlichem Zusammennehmen. Auf Grund dieser physiologisch-psychologischen Constitution ist das Beste im Weibe dies, wenn ihre geistige Art sich früh so wendet, dass Mann und Kinder ihr vorschweben zwar als zu besitzen zu ihrer Befriedigung, aber diese Gefühle und Vorstellungen sofort die Tendenz des eigenthümlichen Sinnens und Thuns für Mann und Kinder wachrufen. Daher sind Denken und Thun in entsprechender Weise im Mädchen früh zu wecken und zu üben, sie müssen beschäftigt sein im Dienst der täglichen kleinen Sorgen und Mühen des Hauses, darin zur Gewandtheit, Vielseitigkeit, Erfindsamkeit, Geduld emporgearbeitet werden, damit, wenn die Zeit für Mann und Kinder kommt, ganz von selber diese der Mittelpunkt einer noch erhöhten und mehr befriedigten Welt des Sinnens und Thuns werden. Wo dies nicht geschieht, da wenden sich Gedanken und Thun leicht den blos ästhetischen Seiten der weiblichen Bethätigung zu und zwar mit Beziehung auf die eigene Person (Schmuck, Putz). Kann das heranwachsende Mädchen sich nicht mit thätigem Sinnen an etwas ausser ihm anlehnen (Vater, Bruder), so träumt es wilde, d. h. dem wirklichen Leben

entfremdete Liebesträume und spinnt sich in eine romanhafte Welt ein. Wird es mit seiner Thätigkeit nicht hingelenkt auf die Einordnung derselben in das Leben des Mannes und seine Zwecke, so wird ihm weibliche Bethätigung Zweck an sich. Scheuern, Waschen wird so bei vielen Selbstzweck, wie es bei anderen Putzen und Schmücken ist. Dazu treten dann bei solchen Mädchen noch besonders stark die Verstimmungen von der Hysterie aus. Man kann schliessen, dass, da es keine absolute Gesundheit giebt, das, was als Hysterie in prägnanten Fällen bekannt ist, in schwächeren Graden vorübergehend oder bleibend in allen Frauen etwas vorhanden ist. Diese Hysterie zeigt sich als Launenhaftigkeit, als Versessenheit gerade auf das und gerade jetzt, als Ungleichheit der Stimmungen („das einemal wie die stille glänzende Meeresfläche, das anderemal wie die wild brausende See", nach Simonides von Amorgus), sie lachen und wissen nicht warum und weinen ebenso. Hierauf ist bei heranwachsenden Mädchen sehr zu achten. Es ist gegen solche Erscheinungen körperlich zu wirken mit Hülfe des Arztes, soviel es geht, aber auch beizubringen, dass solche Stimmungen Schwäche und Krankhaftigkeit sind, und zum inneren Widerstand dagegen zu erziehen, oder mindestens die Gewöhnung herzustellen, in solchen Stimmungen sich mehr zurückzuhalten und dem Rathe der Umgebung zu folgen. Dass Frauen oft wunderlich sind, ist ein altes Wort, aber man soll diese Wunderlichkeit nicht auslegen, wie die romantische Schule that (die poetische und die philosophische), als besondere geistige Eigenthümlichkeiten, die etwas Mysteriöses und fast Verehrungswürdiges an sich hätten (Varnhagen über sein Verhältniss zur Saling), sondern als physiologisch-psychologische Schwächen, die ertragen werden müssen, aber nicht blos von der Umgebung, sondern auch von den Leidenden selber. Am besten bewahrt man Mädchen vor solcher Krankhaftigkeit dadurch, dass sie kräftig genährt werden, viel Genuss frischer Luft haben und sich in häuslichen nützlichen Geschäften munter und Andere erfreuend tummeln. Ist in richtiger Weise im Mädchen die weibliche Eigenthümlichkeit herausgebildet, so kann sich die-

selbe im Zusammenleben mit dem Manne in voller Befriedigung aller Triebe und Anlagen bethätigen und zwar in einer gerade für diese Frau vollen Befriedigung. Das Letztere ist die Macht der individuellen Liebe, dass nämlich alles im Weibe, Geschlechtsfunction und Bethätigung von da aus, von einem bestimmten Mann und dem Verkehr mit ihm in einer Weise angeregt werde, wie es nicht durch jeden anderen geschehen wäre.

97. In der Geschichte ist die Eigenthümlichkeit der weiblichen Art und die Hochschätzung der Frau von da aus spät zum Durchbruch gekommen. Sie verlangte günstige Bedingungen. Bei kriegerischen Stämmen und Nationen oder solchen, wo Herrschaft über Andere, Wissenschaft, Kunst um ihrer selbst willen Ideal war, fiel an der Frau besonders auf, dass ihr die männlichen Angelegtheiten hierfür fehlten; sie wurde daher vom Antheil an alle dem isolirt, und, als unfähig zur wahren Gehülfin des Mannes, ganz auf Kinder-erzeugung und -pflege und Mägdeaufsicht verwiesen, oder zu aller schweren Arbeit ausser der kriegerischen ganz und gar gebraucht und verbraucht. Wo sie ohne Ueberanstrengung ans Haus gefesselt war, aber ohne anlehnende Theilnahme an den Interessen des Mannes, da wandte sich ihre Eigenthümlichkeit besonders dem Schmuck und Putz der eigenen Person zu, wodurch sie dem Manne zwar reizend, aber doch nicht sittlich bedeutend erscheinen konnte. Die günstigsten Bedingungen für das Herausbilden der Eigenthümlichkeit des Weibes waren bei den Völkern, welche, trotzdem sie Jagd und Krieg hochhielten, doch soweit Ackerbau trieben, dass sie selbst von den Geschäften desselben sich nicht fernhielten, das Schwerere dabei auf sich nahmen, das Leichtere davon sammt dem Hauswesen im engeren Sinne den Frauen überlassend. Hier war ein Wirkungskreis angemessen nicht blos den schwächeren Kräften der Frau, sondern in ihm konnte sich auch ihre Eigenthümlichkeit geltend machen; war sie aber einmal als eigenthümlich neben dem Manne anerkannt und zur Theilnahme an seinen Interessen zugelassen, so konnte sie sich dieselbe Stelle auch bei der Weiterbildung der Verhältnisse des Mannes wahren. Nur bei wenigen

Völkern ist bis jetzt die Stellung der Frauen eine der Sittlichkeit entsprechende, es ist hier noch eine grosse Aufgabe auf der Erde zu lösen, die natürlich nur langsam wird gelöst werden. Dass aber Eigenthümlichkeit unter Frauen auf der ganzen Erde angetroffen wird, das beweisen nicht blos gelegentliche Beobachtungen von Reisenden, sondern auch die Liebeslieder aller Nationen und die Erzählungen von einzelnen Frauen, die sie bieten. Frauenspiegel und Frauenlob haben sie alle aufgestellt. Einzelne Männer hatten auch stets die Idee der Besserung. So machte Averroes einen Aufschwung der arabischen Cultur abhängig von einer anderen Stellung der Frauen, die freilich ausblieb. Die Frauen selbst wissen oft sehr wohl ihre Lage. So giebt es erschütternde Gesänge chinesischer Mädchen, die ihre Klagen zum Himmel ausströmen, dass sie so niedrig und nichtig geachtet werden, und um Hülfe und Erlösung mindestens durch den Tod bitten.

98. Von der gegebenen Auffassung der Frauen aus fällt Licht nicht blos auf ihre Erziehung, wie sie sein sollte, sondern auch auf die Frage, ob nicht noch andere als die bei uns für sie gewöhnlichen Berufsarten ihnen zugänglich zu machen sind. Von der Mädchenerziehung ihrer allgemeinen Richtung nach ist schon gesprochen. Sie muss auf die Eigenthümlichkeiten des Weibes von vornherein Bezug nehmen und diese so entwickeln, dass sie einst in ihrem ganzen Werthe dem Manne entgegenleuchten. Zu dieser Eigenthümlichkeit gehört auch, dass die Frau mindestens ein anlehnendes Verständniss für die ihr von Natur fremderen Seiten männlicher Bethätigung habe. Alte Zeiten haben darum auf einen gewissen muthigen und selbst unter Umständen tapferen Sinn in den Frauen gehalten (Germanen), in den Ständen technisch-praktischer Bethätigung (Ackerbau, Handwerk) wird für die Möglichkeit eines theilnehmenden Eingehens auf dieselbe noch zu halten sein, von geistiger Cultur müssen den Frauen alle allgemeinen Grundlagen der Bildung, wie Lesen, Schreiben, Rechnen zugänglich gemacht werden. In den Ständen mehr intellectueller Beschäftigung muss für Möglichkeit eines Einblicks in das Denken und Thun des Mannes

vorgesorgt werden, aber die Hinleitung hierauf muss stets anknüpfen an ihre Eigenthümlichkeit, dass sie dem Präsenten und seiner nützlichen und schönen Verwendung mehr zugewandt sind, und dementsprechend ihr Denken sich gestaltet. Anleitung zu einer genauen Auffassung der Naturgegenstände kann Zeichnen und etwas Malen sein. Sie müssen auch eine Ahnung von den Gesetzen der Natur erhalten; aber physikalische und chemische Kenntnisse sollen ihnen so zugeführt werden, dass von Gegenständen des häuslichen Betriebes (Feuer etc.) ausgegangen wird. Menschenkenntniss und Sinn für Geschichte ist im Anschluss an schöne Literatur zu wecken. Fremde Sprachen hängen mit Literatur, Menschenkenntniss, grammatischem Gefühl, ästhetischem Geschmack zusammen. Wegen des Vorwiegens von Praktischem und Intuitivem in ihnen wird Religion der Frauen ganze Metaphysik bleiben, aber sie sind zur Duldsamkeit in dieser Hinsicht bei aller Lebendigkeit des eigenen Gefühls anzuleiten. Was die sog. Emancipation der Frauen betrifft, so wurzeln diese Bestrebungen in einer Nothlage. Das Ziel natürlich bleibt, dass das Mädchen Gattin und Mutter werde. Aber manches Mädchen kommt nicht dazu aus inneren und äusseren Ursachen. Soll sie berufslos leben, zumal die sog. weiblichen Beschäftigungen mehr und mehr durch den Maschinenbetrieb sind verdrängt worden? Es muss allerdings den Eltern, auch den wohlhabenden, daran liegen, ihre Töchter so zu erziehen, dass sie ev. auf Zeiten oder für immer mit bürgerlicher Selbständigkeit leben können. Dabei ist nicht ausgeschlossen, dass innerhalb der durch die physiologisch-psychologische Constitution gezogenen Schranken doch eine gewisse Annäherung an die männliche Art geistiger und leiblicher Thätigkeit vorkommt. Solchen Talenten, soweit sie unzweifelhaft da sind (die Probe ist nicht Lust, sondern Lust + Erfolg nach § 14), ist Raum zu lassen, aber stets mit der Beachtung, dass die physiologisch-psychologische Grundconstitution des Weibes immer bleibt, und also Muskel- und Nerventhätigkeit von da aus beeinflusst wird. Also 1) die Fähigkeit, Gattin und Mutter zu werden, darf durch die mehr männliche Bethätigung nicht

aufgehoben werden, 2) die mehr männliche Bethätigung muss den weiblichen Grundeigenthümlichkeiten eingeordnet werden können. So werden z. B. Frauen ganz gewiss bei der nöthigen Anlage und Neigung vortreffliche Frauen- und Kinderärzte werden, Krankenpflege ist eine Hauptgeschicklichkeit der Frauen schon jetzt. Der Zug zu sorgen für Andere in unmittelbarer Bemühung ist bei dem Beruf gewahrt, es handelt sich blos um Talent und Kraft und schickliche Gelegenheit zu den vorbereitenden Studien. Frauen und Kindern gegenüber würden weibliche Aerzte sogar eigenthümliche Vorzüge entfalten können in Verständniss und Behandlung. Lehrerinnen von Mädchen und kleinen Knaben sind Frauen mit Glück schon lange. Auch noch zu anderen Berufsarten, auch künstlerischer und wissenschaftlicher Art, sind sie befähigt, besonders freilich im Anschluss an einen Mann, sie gehen von da aus am leichtesten darauf ein, wie sie ja vom Manne aus oft gute Führerinnen und Vorsteherinnen eines Geschäftes oder von Theilen desselben sind. Ueberall, wo für Behandlung von etwas mit weiblicher Eigenthümlichkeit Raum ist, haben sich Frauen schon ab und zu ausgezeichnet (Malerei, Romanschriftstellerei, lyrische Dichtung), in den mehr männlichen Beschäftigungen sind sie blos helfend (Herschels Schwester) oder darstellend (Miss Martineau) gewesen. Die Frauen würden übrigens, in obiger Weise den Grundbegriffen der Naturwissenschaften zugeführt, manche hübsche Entdeckung machen können, indem sie diese Lehren in dem kleinen und doch so mannichfaltigen Kreis ihrer Bethätigungen anwendeten.

99. Schon der anatomische Bau und die davon abhängige physiologische Bethätigung zeigt, dass beim Manne das Geschlechtsleben nicht solche centrale Bedeutung hat wie beim Weibe. Das Muskelleben ist mehr selbständig, das Nerven- und Gehirnleben gleichfalls, das Geschlechtsleben tritt dazu als eine Function mehr neben jenen. Es entwickelt sich auch später im Manne, ist als Trieb mehr localisirt und nicht durch ganz bestimmte Perioden charakterisirt. Dass das Geschlechtsleben sich später entwickelt, hat zur Folge, dass Sinn für wis-

senschaftliche, künstlerische, contemplative Bethätigung, für technisch-praktische, kriegerische, politische Thätigkeit sehr ausgebildet sein kann, ehe das Geschlechtsleben sich stärker regt. Die Pubertätsentwicklung, wenn Vorsicht beobachtet wird (§ 95), bringt nicht nothwendig sofort den Geschlechtstrieb als solchen zum Bewusstsein, sondern führt zunächst eine stärkere Entwicklung des ganzen männlichen Wesens mit sich: der Körper wird kräftiger, der Sinn unternehmender, kühner, der Geist erhält einen höheren Flug. Der sich entwickelnde Same kann lange durch Hingabe an diese Regungen und Bethätigungen mehr aufgesogen werden ins Blut und so den anderen Hauptseiten zu Gute kommen. Gelegentliche unfreiwillige Samenergüsse haben etwas Mattmachendes und Verstimmendes, dadurch wird die Geschlechtsfunction als solche eher als etwas Störendes und Herabziehendes angesehen. Der Jüngling entfernt sich in der Zeit sogar vom Mädchen, dessen ganze Art, wie sie als Muskelbethätigung schwach ist und auf das Kleine und scheinbar Alltägliche geht, wie sie als Nervenbethätigung gleichfalls schwach ist und nicht den tiefen und schweren Problemen zugewendet, — dessen ganze Art also in der Zeit für ihn nichts seine männliche Art Verstärkendes und Anregendes hat, was er jetzt gerade braucht. Er wendet daher seinen Blick auf die Männer als sein Ideal und auf gleichstrebende Jünglinge als seine Freunde und Genossen. In diese Zeit fallen die vielen Vorsätze, sich nie zu verheirathen, um ganz und ungestört jenen höheren Bethätigungen des Muskel- und Nervenlebens sich widmen zu können. Ueberwiegt im Jüngling das vegetative Leben und die Bethätigungen von da aus, welche ja auch wissenschaftlicher, praktisch-technischer, kriegerischer Art sein können (§ 17), so schwebt die Ehe zwar als ein wesentliches Stück des Lebens mit vor, der Trieb danach ist stärker, aber besonders als Unterstützung der eigenen Bemühung zum Fortkommen und zu einer gesicherten Lebensstellung und geregelten Lebensführung. Sind endlich die Kräfte des Jünglings so entwickelt, dass die anderen Bethätigungen frisch und sich steigernd von Statten gehen und doch noch dauernd für die

Geschlechtsfunction ein Ueberschuss bleibt, so ist das die gefährliche Zeit im Leben des Mannes. Dann kommt ihm der Trieb als solcher stark zum Bewusstsein und in der strengen Localisirung des Mannes: die Erection ruft die bestimmte Art der Befriedigung hervor und die häufigere Pollution mit ihrer Unruhe vorher und ihrem Unbehagen nachher erscheint nicht als genügende Erfüllung des Triebes. Die einzige Art, wie dann der Trieb nicht nur beschwichtigt, sondern das Gesammtleben erfrischend und steigernd befriedigt werden kann, ist der Geschlechtsumgang mit der Frau, aus welchem dann zugleich neue sittliche Bethätigungen und ein Mittelpunkt für die früher schon geübten Bethätigungen erwachsen. Der Mann wird in der Ehe körperlich neu geboren: viel Kraft, die er vor der Ehe zur Hemmung gelegentlich heftiger Triebe verwenden musste, wird jetzt frei für Anderes, die Befriedigung des reifen Triebes selber aber hat auf den ganzen Organismus, auf vegetatives, Muskel- und Nervenleben, eine anregende Wirkung. Für den möglichen Gewinn an den übrigen Seiten des Lebens aus der Ehe führe ich eine Stelle aus Gellerts moralischen Vorlesungen an (Sämmtliche Schriften, 1775, 7. Theil S. 202 u. 203). „Welch ein weisheitsvoller Contrast ist nicht die Verschiedenheit des Charakters von beiden Geschlechtern, und mit wie vielen Vortheilen und Annehmlichkeiten des Lebens ist nicht diese Verschiedenheit verbunden. Der Muth und die Tapferkeit des männlichen Geschlechtes und die Leutseligkeit und Schüchternheit des weiblichen; der grosse Verstand der Männer zu Erfindungen und mühsamen Unternehmungen in öffentlichen Geschäften, und der feine Verstand des schönen Geschlechts zu dem, was Ordnung, Wohlanständigkeit und Geschmack im Hauswesen erfordert, wie sehr verlangen und unterstützen sie einander. Der Mann, geneigt zu herrschen, und die Frau, geschickt seine Oberherrschaft durch Sanftmuth zu mildern; er geschickt sie zu beschützen und zu versorgen, sie geschickt ihm Sorgen zu erleichtern und durch Freundlichkeit zu vergüten; er geschickt zu erwerben, sie geneigt, das Erworbene zu bewahren und durch Sparsamkeit ihren eigenen Antheil dazu beizulegen:

sind sie beide nicht für einander geschaffen? Das sanfte Wesen des weiblichen Geschlechts mildert den muthigen Sinn des Mannes, dass er nicht in Trotz ausarte. Die Munterkeit und Lebhaftigkeit des weiblichen Charakters schickt sich trefflich zu dem Ernst des männlichen, ihn nach langen Anstrengungen wieder aufzuheitern und seinem Ernst zu wehren, dass er nicht mürrisch werde. Die Empfindungen des schönen Geschlechts sind zarte und flüchtige Empfindungen, die Empfindungen der Männer dringen langsamer ein und graben tiefer. So können beide Geschlechter einander ermuntern und besänftigen, und wenn sie einander in ihren fehlerhaften Neigungen begegnen, sich klüglich ausweichen.“ Das, was beim männlichen Charakter dem hysterischen Moment des Weibes entspricht, ist das Hypochondrische, worauf auch die Gellertsche Stelle anspielt. Die Veranlassung dazu liegt theils darin, dass jede körperliche Störung den an seine Berufsbethätigung gewöhnten Mann sehr hemmt, ihn wenig geduldig und abwartend trifft, theils darin, dass der äussere Erfolg seiner Thätigkeit nicht immer seinen Wünschen entsprechen kann, theils darin, dass die oft erforderte Anspannung der Muskel- und Nervenkraft auch Zeiten der Abspannung nach sich zieht, wo mit Prostration der Kräfte trübe und sorgenvolle Gedanken sich regen. In vielen Häusern wissen die Frauen daher sehr wohl, dass ihr Mann, und unter welchen Umständen er seinen „bösen Tag“ hat, so dass der Geduld des Mannes mit den hysterischen Stimmungen der Frau eine gleiche Geduld der Frau gegenüber den hypochondrischen Anwandlungen des Mannes zur Seite gehen muss.

100. Es ist oben vorgekommen, dass die Zeit der Pubertät bis zur Vollreife (25 Jahr beim Manne) eine Zeit grossen geistigen und körperlichen Elans ist, wenn dafür gesorgt wird, dass das Sperma meist sich ins Blut resorbirt und nur selten die ermattende natürliche Samenergiessung eintritt. Aus jenem Elan und dem Fatalen der Pollution setzt sich oft nicht vorübergehend, sondern nachhaltig der Schluss fest, dass Enthaltung von aller Samenabgabe, also auch der Ehe, einen grossen und edlen Schwung des Lebens verschaffe, dass dagegen Ehe

gleichsam aus höheren Regionen in niedere banne. Diese Reflexion liegt in manchen Religionen besonders der Bevorzugung des ehelosen Standes zu Grunde, in dem die Seele besser schien den himmlischen Dingen sich zuwenden zu können. Es ist dies insofern eine Täuschung, als bei völliger Ausreifung des männlichen Lebens ein Ueberschuss von sexueller Kraft da ist, der im Geschlechtsumgang mit der Frau eine eigenthümliche werthvolle Verwendung findet, so zwar, dass die anderen Seiten des Lebens darunter nicht nothleiden, sondern umgekehrt ungeahnten Aufschwung erhalten. Die Resorption dieses Ueberschusses macht sich aber im ausgereiften Leben nicht so von selbst, wie in der Zeit der Entwickelung, sondern es bedarf dann künstlicher Mittel, dem Ueberschuss zu begegnen (Fasten, Kasteiungen, aber auch Kamphersäckchen), Mittel, welche die Frische des Lebens nach all seinen Seiten nicht erhöhen, sondern herabsetzen; ausserdem entstehen von den unerfüllten sexuellen Trieben aus Versuchungen und Verstimmungen, welche oft etwas Inhumanes und Hartes in die solcher Art religiösen Naturen gebracht und bewirkt haben, dass gerade diese zu Visionen und ähnlichen Zuständen geneigt waren, welche nach § 87 an Werth für das sittliche Leben der gewöhnlichen Empfindung und dem damit verbundenen Denken nachstehen. Die letztere Wendung hat im günstigen Falle die religiöse Ehelosigkeit besonders bei Frauen genommen, ausgenommen wo sie sich in Werken der Krankenpflege, der Kindererziehung bewegten, also in weiblichen Bethätigungen, worin das Geschlecht auch ohne grundsätzliche Ehelosigkeit gross sein kann. Es ist kein geringes Zeichen von der religiösen Kraft des Protestantismus, dass ihm höchste Frömmigkeit mit dem ehelichen Leben vereinbar war.

101. Auf Grund der physiologisch-psychologischen Constitution von Mann und Weib lässt sich verstehen, warum die Frauen für sich in Anspruch nehmen dürfen, dass die Liebe bei ihnen viel mehr der Mittelpunkt ihres Lebens sei als beim Manne. Die Frau ohne Mann und Kinder entbehrt die eigentliche Erfüllung ihrer Naturanlagen. Der Mann für sich allein kann in Muskel- und Nervenbethätigung gross sein, ohne Frau

entbehrt er zwar ein Gut, aus dem ihm sowohl Beruhigung als Belebung quillt und Bereicherung zuwächst, aber er kann darum doch viel leichter als die Frau ein Lebenscentrum an seiner Muskel- und Nervenbethätigung haben. Die verschiedenen Hauptcharaktere sind nach den verschiedenen ihnen zu Grunde liegenden physiologisch-psychologischen Systemen hier noch verschieden, aber bei den meisten ist Liebe nicht ihr ganzes Sein, sondern blos ein Ingrediens desselben. In wem das vegetativpraktische System überwiegt, mag er auch von da aus technische oder geistige Berufsarbeit treiben, in dem wird der Trieb zur Ehe stark sein, nicht blos als physische Befriedigung, sondern auch als Ergänzung und Verstärkung der eigenen Art, da die Frau durch ihr Walten im Haus und ihren Sinn für das präsent Nützliche und Schöne ihm bei seinen materiellen Bestrebungen eine grosse Hülfe ist. Nationen, welche auf materielles Wohl stark halten, heirathen darum früh (Engländer). Männer, in denen das Nerven- oder Muskelsystem mehr selbstthätig überwiegt, werden nicht so rasch zur Ehe schreiten, wenn nicht in ganz besonderer Weise der Sinn für die weibliche Art im Geistigen oder in der stilleren Bethätigung geweckt ist, sie werden auch in der Ehe mehr den Hausstand und seine Besorgung durch die Frau als individuelle Ergänzung im Auge haben: ihnen gegenüber liegt den Frauen die Klage nahe: „ihr Männer, ihr schüttet mit der Kraft und Begier auch die Liebe aus euch.“ Es giebt aber auch Männer, bei welchen — ein gar nicht seltener Fall — das ganze Lebenssystem nach all seinen Seiten einen erhöhten Aufschwung bekommt durch die Bekanntschaft mit einem bestimmten weiblichen Wesen. Das sind die Fälle, wo die Liebe Wunder wirkt; wo der Mann, der linkisch, schüchtern war, der nicht recht wusste, was er wollte und sollte, zu nichts recht Talent zeigte, durch die Bekanntschaft, oft durch den blossen Anblick eines Mädchens wie neu erregt wird, so dass nicht blos der Gedanke kommt, durch diese und den Verkehr mit ihr würdest du eine Erhöhung deines ganzen Lebens haben, sondern dass auch diese Erhöhung sofort anfängt, indem der Mensch, um dies weibliche Wesen

zu gewinnen, auf einmal oder sehr rasch gewandt, muthig, bestimmt in seinen Plänen und Entschlüssen, voll Interesse nach festen Richtungen wird und Gaben entfaltet, die man vorher nicht ahnte. Das sind die Charaktere, welche von den Damen gepriesen werden als allein der wahren Liebe fähig. Dies sind etwa die Hauptcharaktere, welche den Frauen in der Ehe begegnen. Im Allgemeinen ist daher zu sagen, dass die Frauen auf Grund der physiologisch-psychologischen Constitution der Männer zu der Behauptung berechtigt sind, dass in der Ehe mehr sie die Liebe ganz und voll bieten, dass ihr Liebesleben ein viel totaleres und innigeres ist als das des Mannes. Nur in den Fällen, wo eine bestimmte Neigung eine ganze Revolution im Manne bewirkt, werden beide sich hierin mehr ganz entsprechend sein. Völlig gehoben wird diese Verschiedenheit wohl nie werden, eben weil sie mit ursprünglicher Verschiedenheit der physiologisch-psychologischen Constitution der Geschlechter zusammenhängt. Wie das Mädchen aber dazu erzogen sein kann, auf die mehr selbständigen männlichen Interessen theilnehmend einzugehen (§ 98), so kann auch in der Erziehung der männlichen Jugend der Sinn für weibliche Art als eigenthümlich neben der männlichen geweckt werden. Dazu muss freilich die Anschauung eigenthümlicher weiblicher Art lebendig gegeben sein. Schwestern können darin sehr werthvoll sein, eine Mutter dieser Art wird einen bleibenden Eindruck hinterlassen; die Geselligkeit muss hinzukommen, aber eine solche, welche die weibliche Eigenthümlichkeit zur Geltung kommen lässt. Unsere conventionelle thut das nicht, sie muss dem jungen Manne, in welchem die Empfänglichkeit für weibliche Eigenthümlichkeit gering ist, als eine blos künstlich zur Erhöhung der Damen über die geistige Stellung, die sie von Natur einnehmen würden, creirte und aufrechterhaltene erscheinen. Zur lebendigen Anschauung weiblicher Eigenthümlichkeit viel passender ist die englische und amerikanische Art, wo fest und unverrückbar gewisse Regeln beobachtet werden, aber innerhalb derselben die jungen Mädchen und Männer sich ganz frei bewegen (allein Landpartien machen, auf Bälle gehen u. s. f.).

Man muss nicht erwarten, dass sich der Sinn für das Eigenthümliche weiblicher Art schnell regt, das wäre gar nicht immer wünschenswerth, es macht den Menschen oft frauenhaft im schwächlichen Sinne, aber eine Hinleitung auf dasselbe ist erforderlich, damit in Männern von mehr selbständigem Nerven- und Muskelleben sich nicht immer wieder neu und mit neuen Kräften die Auffassung früherer Zeiten erzeuge, wonach das Weib blos schwächer als der Mann und nicht zugleich eigenthümlich neben dem Manne war. Die Aufgabe ist, dass der Mann so viel Sinn für das Eigenthümliche der Frau habe, dass er es erkenne und sie möglichst seine Werthschätzung empfinden lasse. Dagegen kann die Frau nicht von dem Manne verlangen, er müsse, was er ist, blos durch sie und ihren Zauber geworden sein, denn die männliche Art ist viel eher, dass der Mann Hohes auch unabhängig von dem Frauentrieb schon erlangt, ihr muss genügen, dem Manne ein hohes sittliches Gut zu sein. Der Mann wird zu dem Höchsten, dessen er fähig ist, eine durch nichts Anderes ersetzbare Hülfe an der Frau haben, aber nicht nothwendig von der Frau aus zu diesem Höchsten kommen. Das Weib wird das Höchste, wessen es fähig ist, blos durch den Mann. Deshalb soll sie aber nicht den Gedanken in sich ausbilden, ohne den Mann wäre kein Leben, kein Athmen. Es dient solches Gethue nicht der Erhaltung und Förderung der Menschheit. Es können Verhältnisse eintreten, wo sie allein mit den Kindern und ihrer Erziehung walten muss. Den Mann lieben mit ganzem Herzen, so lange sie ihn hat, in seinem Geiste die bleibenden Verpflichtungen erfüllen, sollte er vor ihr weggenommen werden, das ist die höchste sittliche Frauenliebe.

102. Bei unseren bisherigen Betrachtungen ist unter Ehe stets stillschweigend die monogamische verstanden worden. In der That erscheint uns seit langem Monogamie als etwas so Selbstverständliches, dass wir gewohnt sind, sie als der besonderen Begründung gar nicht benöthigt anzusehen. Blicken wir aber auf die Geschichte der Theorie, so sehen wir, dass es bis auf die neuere Zeit nicht leicht war, sie als das unbedingt

sittlich Geforderte zu erweisen. Gellert in seinen moralischen Vorlesungen (Sämmtliche Schriften 1775, 7. Theil S. 193) urtheilt: „Man kann ohne grosse Scharfsichtigkeit einsehen, dass die Vielweiberei mehr Beschwerlichkeiten und weniger Annehmlichkeit des Lebens bei sich führt, als dass sie von der Vernunft, ohne in sehr besonderen Umständen, gebilligt werden könnte.“ Er schliesst also Polygamie nicht unbedingt aus, aber Monogamie scheint ihm viel angemessener. Denselben Standpunkt treffen wir bei massgebenden früheren Schriftstellern. So bei Pufendorf, wo es de officio hominis et civis l. II, c. II, V heisst: — ut unus simul duas pluresve uxores habeat, apud plurimas gentes et in ipso quondam Iudaico populo receptum. Nihilo minus si vel maxime a primaeva matrimonii institutione in divinis literis tradita abstrahamus, ex ipsa tamen recta ratione constat, longe decentius juxta atque utilius esse unum una esse contentum. Id quod et usus omnium quas novimus gentium Christianorum a tot seculis comprobavit. Das „contentum“ der Stelle deutet auf Grotius zurück, der sich mehrfach mit der Frage abgegeben. Die Hauptstellen aus de jure belli ac pacis sind B. II, c. V, § VIII, 2. Conjugium igitur naturaliter esse existimamus talem cohabitationem maris cum femina, quae feminam constituat quasi sub oculis et custodia maris; nam tale consortium et in mutis animantibus quibusdam videre est. In homine vero, qua animans est utens ratione, ad hoc accessit fides, qua se femina mari obstringit. Ibid. § IX, 1: Nec aliud, ut conjugium subsistat, natura videtur requirere, sed nec divina lex amplius videtur exegisse ante Evangelii propagationem. Nam et viri sancti ante legem plures una uxores habuerunt et in lege praecepta quaedam dantur his, qui plures una habeant, et regi praescribitur, ut nec uxorum nec equorum nimiam sibi adsciscat copiam, ubi Hebraei interpretes notant octodecim sive uxores sive concubinas regi fuisse concessas, et Davidi deus imputat, quod uxores ei complures et quidem illustres dedisset. Ibid. 2: — — — at Christi lex, ut res alias, ita et hanc conjugii inter Christianos ad perfectiorem redegit normam (in Betreff der Scheidung); et apostolus ejus

atque interpres Paulus non viro tantum jus dat in corpus uxoris, quod et in naturali statu procedebat (....), sed et uxori vicissim in corpus mariti. Also der rechtliche und sittliche Begriff der Ehe lässt offen, ob ihn der Einzelne monogamisch oder polygamisch ausfüllen will. Aber das Christenthum hat die höhere Vollkommenheit eingeführt der strengeren Scheidungsgründe (Christus) und der Monogamie (Paulus), die letztere wird daraus gefolgert, dass nach Paulus das Anrecht auf die leibliche Gemeinschaft in der Ehe ein gegenseitiges sei. Zu der letzteren Stelle, 2, macht Barbeyrac die Anmerkung: Auctor noster postea mutavit sententiam, ut patet ex Adnotationibus ejus in Matth. V, 32, ubi ostendit in loco illo et similibus Evangeliorum non damnari Polygamiam, sed tantum abusum Divortii, quacunque ex causa facti. Hinc in eximio opusculo de veritate religionis christianae dicit tantum, Christianos sequi morem Germanorum et Romanorum, qui una uxore contenti fuerunt, Lib. II § 13. Et in Nota subjecta ibidem remittit tantum ad locum 1. Corr. VII, 4. Also auch im Christenthum existirt nicht so sehr ein Verbot der Polygamie, als eine Sitte der Monogamie, welche sich dadurch empfiehlt (dies deutet das contenti an), dass sie ein Zeichen von Enthaltsamkeit und Selbstbeherrschung im Sexuellen ist. Dass die Reformatoren (im Falle Philipps von Hessen) der Ansicht waren, die Vielweiberei sei in foro conscientiae erlaubt, also naturrechtlich und gewissermassen natursittlich zulässig, ist bekannt. Im Mittelalter stand die Theorie nicht anders. Nach Thomas von Aquino (Tertiae partis Summae theologicae Supplementum qu. LXV art. 1 u. art. 2) hat die Ehe drei Zwecke: der erste und Hauptzweck ist Erzeugung und Erziehung von Nachkommenschaft, der zweite ist die Arbeitstheilung zwischen Mann und Frau (communicatio operum), der dritte, sofern sie Ehe unter Gläubigen ist (inquantum inter fideles est), ist die significatio Christi und der Kirche, die Abbildung der Verhältnisse beider (Sacrament). Daraufhin urtheilt er: Pluralitas uxorum neque totaliter tollit neque aliqualiter impedit matrimonii primum finem, cum unus vir sufficiat pluribus uxoribus foecundandis

et educandis filiis ex eis natis. Sed secundarium finem etsi non totaliter tollat, tamen multum impedit, eo quod non facile potest esse pax in familia, ubi uni viro plures uxores junguntur; cum non possit unus vir sufficere ad satisfaciendum pluribus uxoribus ad votum, et etiam quia communicatio plurium in uno officio causat litem; sicut figuli corrixantur ad invicem, et similiter plures uxores unius viri. Tertium autem finem totaliter tollit, eo quod sicut Christus est unus, ita et Ecclesia una. Et ideo patet ex dictis, quod pluralitas uxorum quodammodo est contra legem naturae, et quodammodo non. Also den (katholischen) Sacramentscharakter der Ehe weggelassen, giebt es keine unbedingte sittliche Verpflichtung auf Monogamie. Thomas hat dies auch ibid. art. 2 anerkannt, wo es heisst: sicut ex dictis patet, pluralitas uxorum esse dicitur contra legem naturae, non quantum ad prima praecepta ejus (diese gehen nach art. 1 auf Erreichung des Zweckes überhaupt), sed quantum ad secunda (diese gehen auf schwerere oder passendere Erreichung des Zweckes), quae quasi conclusiones ex primis praeceptis derivantur. Sed quia actus humanos variari oportet secundum diversas conditiones personarum et temporum et aliarum circumstantiarum, ideo conclusiones praedictae a primis legis naturae praeceptis non procedunt ut semper efficaciam habentes, sed in majori parte; talis est enim tota materia moralis, ut patet per Philosophum (Ethic. l. I c. 3 in princ. et cap. 7 ad fin.). Et ideo ubi eorum efficacia deficit, licite ea praetermitti possunt. Sed quia non est facile determinare hujus modi varietates, ideo illi, ex cujus auctoritate lex efficaciam habet, reservatur, ut licentiam praebeat legem praetermittendi in illis casibus, ad quos legis efficacia non extendere se debet, et talis licentia dispensatio dicitur. Lex autem de unitate uxoris non est humanitus, sed divinitus instituta, nec unquam verbo aut literis tradita, sed cordi impressa, sicut et alia, quae ad legem naturae qualitercunque pertinent. Et ideo in hoc a solo deo dispensatio fieri potuit per inspirationem internam, quae quidem principaliter patribus sanctis facta est, et per eorum exemplum ad alios derivata est, eo tempore, quo oportebat praedictum naturae

praeceptum praetermitti, ut major esset multiplicatio prolis ad cultum dei educandae. Semper enim principalior finis magis observandus est quam secundarius. Die zu erwartende Argumentation wäre gewesen, auch ausserhalb des Christenthums (eigentlich ausserhalb des katholischen Sacramentsbegriffs) ist die monogamische Ehe das sittlich Empfehlenswerthe, aber die polygamische nicht ausgeschlossen und sogar unter Umständen vorzuziehen. Um diesen einfachen Folgerungen aus den Prämissen zu entgehen, wird die Frage ganz auf das Gebiet der ATl. Offenbarung bezogen und hier Dispensation, wohlgemerkt blos innere Dispensation gefordert. Trotz dieser Verrückung des Fragepunktes bleibt das Resultat nach wie vor: abgesehen vom Sacramentscharakter der Ehe ist die Monogamie zwar die bessere Art der Ehe, aber die Polygamie keineswegs unbedingt sittlich ausgeschlossen. Rücksichtsloser spricht sich diese Ansicht im Mittelalter aus bei dem grossen Nebenbuhler des Thomas in Philosophie und Theologie, bei Duns Scotus (Reportata Parisiensia). Nach ihm ist es nicht strict, sondern blos im weiteren Sinn de lege naturae, d. h. es ist demselben multum consonum, ut sit una unius (Lib. IV Dist. XXXIII, qu. II). Nach dem stricten jus naturae posset mulier vel vir dare corpus suum ad certum tempus, ut annum, vel mensem, et ad unum actum vel duos tantum, si esset voluntas domini superioris (Gottes) et instituentis hanc legem, quia nihil est illicitum, nisi quatenus ab eo prohibitum fuit (ibid. qu. III). Aber multum erat consonum legi naturae, ut unus esset unius et perpetuus, propter bonum prolis et perfectam unionem Christi et ecclesiae designandam (ibid. qu. III).

103. Da die Theorie Jahrtausende bei uns so unsicher war und augenscheinlich eines durchgreifenden Leitpunktes entbehrte, so dürfen wir uns nicht wundern, dass in der Geschichte der Menschheit sich uns in dieser Hinsicht die mannichfachsten Erscheinungen darbieten. Sie erklären sich mit Hülfe der früheren Prinzipien über das Aufkommen menschlicher Handlungsweisen (§ 25 ff.) leicht. Ueberall, wo die Frauen blos als geringer gegenüber dem Manne und nicht als

eigenthümlich neben ihm (§ 97) angesehen wurden, entschied über Geschlechtsverhältnisse lediglich die Neigung des Mannes. Wo die Männer selbst wieder über- und untergeordnet waren an Werth (§ 27), entschied über den Besitz der Frauen die Neigung der übergeordneten. Diese fühlten sich für mehr als eine Frau befähigt, und sofern die Erzeugung als die nächste Absicht des ganzen Triebes galt, schien der Umgang mit einer Frau gegenstandslos, sobald Conception sicher eingetreten war. Kam dazu etwa noch die Gewohnheit langen Säugens der Kinder (bei vielen Naturvölkern), wobei der Geschlechtsumgang entweder dies Stillen abbrach oder wirkungslos war in Bezug auf Erzeugung, so war ein Mann, er brauchte nicht einmal besonders kräftig zu sein, bald auf mehr als ein Dutzend Frauen hingewiesen, blos vom Naturzweck der Zeugung aus und noch ganz abgesehen von Reiz und Liebe. Also auf Grund der physiologisch-psychologischen Constitution der Menschheit ergab sich überwiegend Neigung und Sitte der Polygamie. Waitz hat in der Anthropologie der Naturvölker bemerkt, dass die Polygamie durchaus nicht überall für das Familienleben von den üblen Folgen war, die man von unserem stärkeren Individualtrieb aus ihr gemeinhin zuschreibt. In China, wo bei der Höherschätzung des männlichen Geschlechtes es als ein Unglück gilt keinen Sohn zu hinterlassen, und wo daher, hat die Frau keinen geboren, von einer Nebenfrau einer gesucht wird, willigt die erste Frau gern in die Annahme einer zweiten; denn der von dieser geborene Sohn wird jener zugerechnet, und die Nebenfrau ist der ersten Frau untergeben. Aber die Polygamie hatte andere schlimme Nebenerfolge. Da die individuelle Neigung doch manchmal durchbrach, so lag es nahe, die Frauen abzuschliessen; da sie Bewachung bedurften, so führte dies zum Eunuchenthum. Beides konnte durch die Sitte so gewendet werden, dass die Frau in der Abschliessung und der Strenge derselben die Liebe des Mannes und deren Grad erkannte (Morgenland). Weitere Nebenerfolge waren, dass, da Wenige viele Frauen hatten, Andere solche entbehren mussten, und Ersatz suchten bei öffentlichen Dirnen, in Päderastie, Onanie,

Sodomiterei, wie man das alles in allen Erdtheilen mehr oder weniger angetroffen hat. Das Verlangen nach mehr Frauen führte noch zum Handel mit Sklavinnen, zu Raubzügen auf Mädchen u. s. f. Alles das entstand in Ländern, wo Ungleichheit der Menschen grossen Reichthum und Macht Einzelner oder einer Anzahl begünstigte. In Ländern, wo das weniger der Fall war oder sich alle mehr gleich blieben, aber die Frauen in untergeordneter Stellung waren, ausserdem aber es als Schwäche galt, dass der Mann sich zu sehr an ein Weib hänge, da kam es vor als Ehrensache, dass der Wirth dem Gaste Hütte und Weib zur Verfügung stellte. In solchen Horden, wo fast keine Individualität sich entwickelte, konnte es vorkommen, dass der Geschlechtsumgang promiscue stattfand; sobald nur für die Kinder gesorgt war, schien dem Endzweck der Sache gedient. Die Völker, bei denen Monogamie zuerst strenger aufkam (Griechen, Römer, Germanen), waren solche, bei welchen es mit der Aechtheit der Geburt genau genommen wurde: es sollte nur vollberechtigtes Glied der bürgerlichen Gemeinde sein, wer von reinem oder für rein erklärtem Blute abstammte (ἐξ ἀστοῦ καὶ ἀστῆς). Wo an dieser Aechtheit das volle Bürgerrecht hing und zugleich die Bürger im Wesentlichen unter sich gleich waren, da stellte sich instinctiv heraus, dass diese Gleichheit, damit eben alle ebenbürtig heirathen könnten, die Monogamie als Regel verlange; daneben wurden durch diese Betonung ächten Blutes die Frauen, welche es hatten, selbst höher geachtet. Es war also ursprünglich ein Prinzip der Engigkeit, des Abschliessens einer Gruppe in sich selbst, der Zulassung in dieselbe gleichsam unter erschwerenden Bedingungen, welche die Monogamie als Volksgewohnheit mehr hervorbrachte. Im Christenthum waltete von frühe das Gefühl, dass, wenn überhaupt die Ehe mit den höchsten Forderungen desselben verträglich sei, doch die grösste Beschränkung erfordert werde, was sich noch in dem una uxore contenti des Grotius und bei Pufendorf ausdrückt. — Besondere Verhältnisse konnten das nichtmonogamische Geschlechtsleben noch sehr mannichfaltig gestalten. Es konnte Polyandrie entstehen, wie in Tibet, wo

ein sehr gewöhnlicher Fall ist, dass mehrere Brüder Eine gemeinsame Frau haben, aus Armuth, wie die Reisenden berichten. Auf den Aleuten sollen die Pelzjäger in der Zeit, wo sie dort weilen, je mit einem Eingeborenen dessen Frau theilen, weil sie eigene nicht mit sich führen können. In Afghanistan soll bei einer sehr kräftigen und muthigen Bevölkerung Geschlechtsumgang unter Männern bestehen, nicht blos aus dem allgemeinen Grund polygamischer Länder, sondern auch aus dem besonderen Umstand, dass das kriegerische Leben mit seinen ausgesetzten Posten auf steilen Klippen eine Mitnahme von Frauen in keiner Weise gestattet, also ein zeitweiliger Ersatz in dem anderen gesucht wird.

104. Ein klares Prinzip, ob Monogamie oder Polygamie oder Polyandrie, existirt erst, seit es festgestellt ist, dass auf der ganzen Erde im Durchschnitt um die Zeit der Pubertät das männliche und das weibliche Geschlecht in annähernd gleicher Zahl existirt. Nimmt man zu dieser Thatsache die Gleichheit aller Menschen in den formalen Grundzügen, so folgt von der Erhaltung und Förderung der Menschheit aus, dass der Einzelne sittlich verpflichtet ist, den anderen die Möglichkeit sich zu verheirathen nicht dadurch zu beschränken, dass er mehr als Eine Frau für sich begehrt. Also die Rücksicht auf die Anderen und nicht zunächst die Rücksicht auf uns ist es, welche die Monogamie zur sittlichen Pflicht macht, und zwar zur unbedingten Pflicht, weil die Thatsache der Gleichheit der beiden Geschlechter ganz überwiegend statt hat. Durch ein zeitweiliges oder örtliches Schwanken hierin kann die monogamische Ehe nicht bedroht werden, so wenig wie durch zeitweiligen oder örtlichen Ueberfluss an Nahrungsmitteln die Rücksicht auf Ernährungsmöglichkeit Anderer, als in welcher die Mässigkeit prinzipiell wurzelt. Wo solche Schwankungen statthaben, da dienen sie nicht zur Erschütterung, sondern zur Ausbreitung der monogamischen Ehe. Sind viele unverheirathete Mädchen an einem Ort, so ist zu sorgen für Auswanderungsmöglichkeit derselben an andere Orte, wo Mangel an solchen ist, wie ja englische Damen nach Indien überfahren, und

nach Australien eine solche Mädchenhinleitung statt hatte. Ist Ueberfluss an Männern da, welche sich verheirathen möchten, bei Mangel an Mädchen, so müssen sie auswandern und sich unter günstigeren Verhältnissen Frauen suchen. Diese Begründung der Monogamie schliesst die Verpflichtung ein, überhaupt zu heirathen, d. h. zunächst die natürlichen Anlagen, welche zur Ehe führen, nicht von dieser ab, sondern auf sie hinzulenken. Wie die Mässigkeit in Essen und Trinken ihre Begränzung findet darin, dass durch die genommene Nahrung die leibliche und geistige Arbeitskraft erhalten, ev. gesteigert werden soll: so ist die Enthaltsamkeit vor der Ehe nicht blos ein Fernbleiben von unsittlichen Verhältnissen, sondern muss zugleich die Absicht haben, der Geschlechtsanlage um so mehr und um so intensiver die Richtung auf die Ehe zu geben. Beide Geschlechter, sofern sie noch unverheirathet sind, sind sittlicherweise „stets in Tendenz zur Ehe begriffen" (Schleiermacher). Ein Enthalten von der Ehe, blos aus Bequemlichkeit und ähnlichen Gründen, ist unsittlich, sofern es einem Angehörigen des anderen Geschlechtes eine Möglichkeit entzieht, die Ehe, zu der es qualificirt ist, zu finden. Alle Frauen sollten verheirathet sein. Wo sie das nicht sind, da nimmt der Liebestrieb, speciell der Trieb sich mit dem aufwachsenden Geschlecht zu thun zu machen — der stärkste der Frauen — entweder die falsche Wendung der sog. Tantenliebe oder die Wendung auf Katzen und Hunde, oder er schlägt um in Unbefriedigtheit, welche sich äussert in Streit- und Zanksucht, in Neid und Missgunst besonders gegen Verlobte und Verheirathete; im besten Falle findet er Verwendung im Anschluss an bestehende Familien und Hülfeleistungen für sie (Tante im guten Sinne), aber selbst da kann die volle Individualität nicht wohl zur Geltung kommen, und die Wirksamkeit hat daher oft etwas für beide Theile, was nicht ganz so ist, wie es sollte.

105. Zur Monogamie gehört nicht blos, dass zu jeder Zeit blos ein Mann Eine Frau habe und umgekehrt, sondern auch dass das Verhältniss ein dauerndes und bleibendes sei der Absicht und dem bemühten Vorsatze nach. Dieses Moment der

Dauer und des Bleibenden schreibt sich theils daher, dass Kinder Mitzweck der Ehe sind, ihre Erziehung aber nur bei ausharrendem Zusammenwirken von Vater und Mutter gedeihen kann, sofern nur diese auf die Individualität der Kinder mit Leichtigkeit und schon mit Vorahnung einzugehen im Stande sind; theils ist die Dauer darum gefordert, weil die Ehe eine Anregung physischer und geistiger Art giebt, welche dem Beruf des Mannes zu statten kommt und ihm frische und kraftvolle Impulse mittheilt, den Beruf der Frau aber an sich constituirt durch ihr Leben für Mann und Kinder, ein Wechsel in dieser Hinsicht aber von den tiefgreifendsten und nachhaltigsten Folgen nicht nur für die Frau, sondern auch für den Mann sein müsste. Auflösung eines bestehenden Eheverhältnisses, etwaige Knüpfung eines neuen müsste alle Beziehungen berühren. Statt der Ruhe und Gleichmässigkeit, welche zum gedeihlichen Wirken erforderlich ist, würde Unruhe und Abspringen eintreten, wo der Ehe nicht der dauernde Charakter innewohnte. Wo daher die Ehe Monogamie war, da ist das Moment der Dauer prinzipiell stets mit aufgenommen worden. Wo nicht Monogamie war, da war die Beziehung zu den Frauen an sich eine wechselnde, um so eher konnte der Wechsel auch auf die einzelne darunter noch ausgedehnt werden bis zur spielenden Leichtigkeit in der Aufhebung der Beziehung. Der Mann hatte von der Ehe dann aber auch überwiegend blos ausser den Kindern Ruhe des physischen Triebes und heiteres Spiel, eine Einwirkung des Verhältnisses auf all sein Leben und eine Verflechtung in dasselbe ergab sich selten von daher. Die Schwankungen über den dauernden Charakter der Ehe haben sich bei uns in solchen sehr geregt, wo die Ehe als ein Zusammenschluss von Mann und Frau zur Darstellung des ganzen Menschen aufgefasst wurde, der in den Geschlechtern gleichsam getheilt sei. Dadurch wurde dieser *ganze Mensch* Zweck der Ehe, und diejenige Ergänzung in ihr schien gefordert, welche einen möglichst vollkommenen Menschen ergab. Da stellte es sich nun leicht ein, dass Mann und Frau sich zwar sehr bereicherten durch gegenseitige Ergänzung, dass aber doch im Verlauf des Lebens

dem einen oder anderen von ihnen eine Person aufstiess, welche noch eine reichere Ergänzung zu bieten schien, dann glaubte man sich berechtigt, aus der früheren Ehe auszuscheiden und eine neue einzugehen. Diese Auffassung der Ehe basirt auf einer unzutreffenden Ansicht. Es kann wohl ein Mensch den anderen sehr ergänzen, aber dass beide in ihrer Vereinigung gewissermassen alle Seiten menschlichen Wesens in Vollendung darstellen, ist eine chimärische Voraussetzung. Irgend eines der Hauptsysteme überwiegt in jedem Menschen, jedes derselben kann wieder mannichfach nüancirt und combinirt sein. Mann und Frau können daher nie die Menschheit nach allen ihren Seiten darstellen, sondern die Ehe ist für die Frau höchste Bethätigung ihres Wesens durch die Kinder und durch das, was sie dem Manne werden kann, für den Mann ist die Ehe eine sittliche Bethätigung an sich selbst, und durch die Anregung seines physischen und geistigen Lebens von daher ein Aufschwung seiner sonstigen Bethätigungen. Mann und Frau in ihrer Verbindung sind daher ein durch nichts Anderes ersetzbares Stück werthvollen menschlichen Seins, aber sie stellen in ihrer Vereinigung nicht die ganze Menschheit dar. Diese Darstellung ist auch gar kein Stück der sittlichen Aufgabe, diese ist vielmehr, dass ein jeder zur Erhaltung und Förderung der Menschheit an sich und an Anderen nach seinen Kräften beitrage, keineswegs aber, dass er strebe gleichsam alles zu sein. Es ist nicht erforderlich zur Sittlichkeit, dass etwa ein überwiegend vegetativ-praktischer Mensch sich abmühe, ein Mensch überwiegenden Muskel- oder Nervensystems zu werden, sondern erfordert wird, dass er von seiner Natur aus mit Thätigkeit, Wohlwollen und praktischer Verständigkeit wirke unter Empfindung dafür, dass auch anders geartete Naturen für Erhaltung und Förderung der Menschheit werthvoll sind (§§ 17 u. 34).

106. Wenn Monogamie und zwar als dauernde Verbindung von Mann und Frau allein der sittlichen Aufgabe entspricht, so wird um so wichtiger der Act der Entscheidung gerade für diese Frau oder diesen Mann. Ohne individuelle Neigung soll keine Ehe eingegangen werden, sie allein giebt die leibliche

und geistige Anregung, welche die Ehe zu dem eigenthümlichen sittlichen Gut macht. Diese individuelle Neigung kann sehr ausgesprochen sein, sie muss es aber nicht. Es giebt nicht wenig Männer und Frauen, welche das Bewusstsein haben, dass sie mit verschiedenen Personen des anderen Geschlechtes eine glückliche Ehe zu führen im Stande seien. Dies ist kein Grund sich der Ehe zu enthalten, es muss nur der feste Sinn da sein, in der einmal geschlossenen Verbindung auszuharren. Abneigung darf nicht da sein. Die Momente, welche die individuelle Neigung oder Abneigung bestimmen, sind dunkel. Dies drückt das Wort aus: Ehen werden im Himmel geschlossen. Die Dunkelheit dieser Momente ist begreiflich. Das Geschlechtsleben zieht sich in alle Seiten des menschlichen Wesens mit hinein oder kann sich mit hineinziehen. Mit dem vegetativen System hängt es unmittelbar zusammen, so dass es oft als ein Anhang desselben betrachtet worden ist (*θρεπτικὸν καὶ γεννητικόν*); das Muskel- und Nervenleben erhält in der Pubertät von da aus einen grossen Aufschwung. Von allen Seiten des Lebens aus kann daher der Liebestrieb eine bestimmte Determination erhalten. In all diesen Seiten und in ihren Verbindungen läuft neben klar Vorliegendem auch nicht wenig Idiosynkratisches mit unter: dem Einen schmeckt d i e Speise und bekömmt ihm gut, dem Anderen gar nicht, dem Einen ist die Muskelbewegung oder Ruhe erwünscht, dem Anderen verhasst, in der Wissenschaft hat man das Idiosynkratische nur schwer und annähernd überwunden (Platons Abneigung gegen den Erkenntnisswerth der Empfindung, die oft wiedergekehrt ist, § 79), in Religion, Kunst hat es und wird es seine Stelle stets behaupten. Es ist deshalb nur natürlich, dass einige Menschen klar erkennen, warum sie gerade die und die Person lieben, während andere sich zwar ihrer tiefen und innigen Liebe, aber gar nicht der Gründe derselben bewusst sind. Indess lassen sich einige der determinirenden Momente mindestens im Allgemeinen hervorheben, was, um möglichen Gefahren derselben zu begegnen, nicht ohne Werth ist. Mit wem ein Mensch in der Zeit des ersten lebhaften Erwachens des Geschlechtstriebes zusammen-

trifft, in den verliebt er sich ganz gewöhnlich, als den nächsten dem Trieb zusagenden Gegenstand. Es ist daher in dieser Zeit dafür zu sorgen, dass sowohl Knaben als Mädchen nicht blos mit Einem des anderen Geschlechtes, sondern mit vielen zusammentreffen, dadurch wird die Neigung zertheilt und einer zu frühen individuellen Entscheidung vorgebeugt; zu frühe wäre darum die Entscheidung, weil in dieser Zeit die eigene Individualität noch entfernt nicht genügend ausgebildet ist. Wie gross dies Moment des Zusammentreffens in der Pubertätsperiode ist, beweist der Umstand, dass die griechischen Jünglinge sich zunächst in Knaben verliebten, weil sie diese in der Palästra in voller Schönheit ruhender und bewegter Gestalt und Muskulatur sahen, während zugleich ein geselliger Verkehr mit Mädchen nicht bestand und man überdies die Eigenthümlichkeit weiblicher Art wenig erkannt hatte, so dass sich in die Knabenliebe auch ein sentimental-romantisches Moment verflocht. Gegen Wiederkehr ähnlicher Verhältnisse, über deren Unstatthaftigkeit die Rechtsphil. § 46 das Erforderliche bietet, ist ein Präservativ die Verhüllung des männlichen Geschlechtes unter einander, Schamhaftigkeit im An- und Auskleiden etc.; aber dazu muss treten Gelegenheit des geselligen (sittlichen) Verkehrs mit jungen Mädchen, sonst bleibt die Gefahr, dass sich von dem erwachenden Liebestrieb unbewusst etwas in die Jünglingsfreundschaft hineinlegt, und dadurch von der Annäherung an das andere Geschlecht und der daraus zu gewinnenden vorbereitenden Kenntniss zur Wahl lange abhält. Auf ein vegetatives Moment der Determination hat einmal Fichte hingewiesen in einem Brief an Schön (vom 23. August 1792. „Aus den Papieren des Ministers etc. von Schön“ 1. Theil 1875). „Wie der Sinnesgeschmack uns oft besonders bei Kränklichkeiten eben zu den Speisen hinleitet, welche diejenigen Stoffe enthalten, die unserer Mischung am meisten fehlen, so ist es denkbar, dass uns ein physiologischer Zug gerade zu dieser Person hinleitet. Das Wohlbehagen, die Leichtigkeit der vitalen Bewegungen u. s. w. in der Atmosphäre einer gewissen Person wäre dann ein Wink der Natur, im Mittelpunkt derselben zu bleiben und uns so

innig mit ihr zu verwechseln, als sie uns leiten würde; und so wäre dann das augenblickliche Ergriffenwerden, ehe man den Geist der anderen Person nur im Mindesten kennt, und das um so merkwürdiger ist, wenn es gegenseitig ist, — das schnellere Rollen des Blutes, kurz alles, was Sappho ihrem Phaon gegenüber empfand, erklärt." Dies vegetative Moment darf freilich nicht das entscheidende sein, es muss wenigstens dazu kommen, dass die näher kennengelernte geistige Art nichts Aufhebendes oder Beschränkendes für jene physiologisch-psychologische Anregung hat. Dagegen kommt das vegetative Moment negativ sehr in Betracht; alles Beleidigende oder Hemmende von da aus ist ein Wink, auf eine Verbindung zu verzichten. Als ein klares Moment der Determination in der Liebe, ja als ihr primum agens gilt die Schönheit. So klar ist dasselbe darum nicht, weil die Schönheitsempfindung des Liebenden oft idiosynkratisch ist, nur Er hat sie, alle Anderen wissen von der Schönheit, die ihn so entzückt, nichts zu finden. In solchen Fällen liegt eine Täuschung vor, ähnlich der, die in Bezug auf eigene Schönheit so alltäglich ist (§ 88). Aus irgend einem ihm selber dunklen Grunde erregt dem Betreffenden eine Person des anderen Geschlechtes Wohlgefallen, für dies Wohlgefallen ist die Anschauung der Person conditio sine qua non, also glaubt er, dass die Anschauung derselben unmittelbar und direct der Grund dieses Wohlgefallens sei, und hält sie für schön. Falls dabei nur der Grund dieses Eindruckes bleibender Art ist, hat es mit dem falschen Ausdruck nichts auf sich. Was aber die wirkliche Schönheit betrifft, die nicht blos der Liebende, sondern auch Andere finden, so ist nicht zu läugnen, dass dabei von Natur ein Prinzip in uns wirksam ist, welches keineswegs der sittlichen Aufgabe günstig ist. Wie das Aesthetische überall sofort sich geregt hat, wo nur das Gröbste der Nothdurft befriedigt war, und vor ihm wesentliche Seiten menschlichen Seins zurücktraten, so ist diese Gefahr auch hier immer gewesen. Dass die Schönheit, weibliche und männliche, eine solche Gewalt hat, beruht theils auf den reichen Associationen, die sich an das Auge überhaupt knüpfen (seidenes Haar,

sammtene Haut z. B. enthält Tastassociationen), aber selbst wo diese und mit ihnen die Tendenz zur Annäherung (Liebe ist eine vis unitiva nach dem Aeropagiten und der Scholastik) nicht sofort auftreten, entsteht vom Auge her eine Erregung des vegetativen Lebens, jene „sanfte Wallung des Geblüts" (Lessing). Es stimmt das damit, dass das Auge mit dem Geschlechtssystem eng zusammenzuhängen scheint, wie das ὑγρὸν ὄμμα der Griechen dies andeutet und die Verschleiertheit des Organs unmittelbar nach dem Geschlechtsgenuss. Wie viel aber der Associationsfactor ausmacht, sieht man daran, dass viele Schönheiten, sowohl weibliche wie männliche, als kalte bezeichnet werden, oder als stolze und als gehaltene. Die kalte Schönheit zieht die Betrachtung auf sich, erweckt aber kein Verlangen der Tastnähe, die stolze hat in ihrem übrigen Wesen etwas, welches scheint Annäherung abzuwehren, die gehaltene macht den Eindruck, Annäherungsversuchen überlegen zu sein. Ganz anders ist es mit der verführerischen Schönheit. Sie erweckt durch ihre übrige Art, besonders durch Bewegung und Haltung, unmittelbar die Vorstellungen, welche sich auf Annäherung, Umarmung etc. beziehen. Es ist das nicht immer Absicht, ganz unwillkürlich können im Manne sowohl als im Weibe die darauf tendirenden Bewegungen stark angelegt sein, ihre Anschauung erweckt dann ebenso unwillkürlich die verwandten Vorstellungen und Tendenzen. Die sittliche Gefahr der verführerischen Schönheit besteht darin, dass sie im Mann wie Weib das Geschlechtsleben von allen anderen Beziehungen zu isoliren geeignet ist. Das Weib ist schön, mit dieser Schönheit allein schon wirkt es weithin, also glaubt es in ihr Alles zu besitzen. Der Mann hat am Weib dann blos die Schönheit, sie ist ihm das ganze Weib. Bei der Seltenheit vollendeter Schönheit kommt hinzu, dass die Männer sich um ein schönes Weib um die Wette bemühen, die Frauen alle von einem schönen Manne bezaubert sind. Dazu gesellt sich leicht die Reflexion, Schönheit sei wegen ihrer Seltenheit bestimmt Gemeingut zu werden, es sei das die einzige Art, wie Viele an ihr Theil haben könnten. So wird, was ein Ingrediens des Gesammtlebens sein müsste,

zum einzigen Agens desselben, und was Anregung für die anderen Hauptbethätigungen bleiben sollte, zur einzigen Bethätigung selber. „Schöne Frauen und schöne Männer beten sich selbst an“, weil die von aussen ihnen entgegengebrachte Bevorzugung ihnen aus dem Bilde, das dadurch von ihnen in ihnen selber entsteht, immer entgegenstrahlt. Frühere Zeiten haben über die Schönheit die Dichtung gebildet, dass Schönheit ein Anzeigen von sittlich-geistiger Art sei und eine Aufforderung dazu mit sich führe (Griechen). Viel eher gilt der orientalische Spruch, dass, wenn ein Mensch schön und gescheut sei, er gewiss noch gescheuter sich würde entwickelt haben, wenn er nicht schön wäre. Es bleibt da nichts übrig, als der übergreifenden Bedeutung der Schönheit entgegenzuwirken, damit, wie überhaupt das für alle wesentlichen Seiten des Lebens Bedeutende (das Nützliche und Gute nach gewöhnlichem Sprachgebrauch) vorgeht dem blos Aesthetischen und dies nur eine besondere Ausgestaltung von jenem wird, so auch in der Auffassung der persönlichen Erscheinung verfahren werde. Voranstehen müssen in der Ausgestaltung des Leibes die Momente der Gesundheit, Kräftigkeit, Gewandtheit, je nach den Aufgaben der Geschlechter abgewandelt. Es muss werden wie in der Beurtheilung des Bauern, welcher sagt: wie trefflich ist das Mädchen in Haus- und Feldarbeit und wie nett und lieblich ist sie dabei. In den gebildeten Ständen bei uns ist es umgekehrt: die Schönheit wird vorangestellt, auf das Andere wenig geachtet. Wo hohe Schönheit ist, da muss von Kind an entgegengewirkt werden, dass das Verführerische sich nicht dazugeselle, und die wesentlichen sittlichen Bethätigungen müssen eifrig ausgebildet und hochgehalten werden, nicht aber geurtheilt: „der junge Mann wird schon eine reiche Frau finden, er wird bei seiner Schönheit blos die Wahl haben; für das Mädchen ist durch ihre Schönheit schon gesorgt.“ Wo das sittlich Gehaltene zur Schönheit hinzukommt, da wird sie nicht Verwüsterin des sittlichen Lebens, des eigenen und fremden, sondern eine segensvolle Beschützerin und Erhalterin desselben durch die Verehrung, die sie dann

selbst rohen und sinnlich-leidenschaftlichen Gemüthern abnöthigt.

107. Das, was schliesslich in der Ehe gewollt wird, ist bei den vegetativ-praktischen Naturen Verstärkung der eigenen Art, aber so, dass dem Manne mehr die Berufs-, der Frau mehr die Hausgeschäfte obliegen, in den praktisch-technischen, politischen, militärischen, wissenschaftlichen, künstlerischen Ergänzung, so dass dem Manne sein Beruf, der Frau die Führung des Hauses und seiner etwaigen Geselligkeit obliegt. Alle aber wollen zugleich Ergänzung im Geistigen. Der Mann giebt die längeren Reihen, welche in die Zukunft gehen, die Frau die kürzeren, welche mehr die Gegenwart im Auge haben — von den Landleuten bemerkt ein Kenner, dass die Männer gern das Land durch Kauf vermehren, die Frauen den Hausrath —. Ausserdem wollen sie Ergänzung, der Mann durch das Zarte der Frau, die Frau durch das Starke des Mannes. Und beide wollen mit alle dem die Befriedigung des Geschlechtslebens im engeren Sinne, Anregung von da aus für das Gesammtleben und die Bethätigung, welche von den Kindern her zuwächst. Es wird daher in der Ehe ein sehr Complicirtes gesucht, und kein Wunder ist es, dass eine Ehe schwer ist und eine allseitige Befriedigung in derselben vielen Hindernissen begegnet. Ebendeshalb ist für das Eingehen derselben zu fordern nicht blos die Berathung mit dem eigenen Gefühl, sondern auch mit älteren Personen (Eltern oder entsprechenden Vertrauenspersonen). Unser eigenes Gefühl wird uns meist richtig darin leiten, ob wir uns durch das Zusammensein mit einer Person des anderen Geschlechtes freudig und lebendig und in einziger und nachwirkender Weise erregt fühlen, aber gerade in den gebildeten Ständen ist das Zusammensein der verschiedenen Geschlechter häufig blos eines in der Musse- und Erholungszeit. Da kann es sich treffen, dass zwei einander anziehend und belebend und fast unentbehrlich sind, während das Zusammenwirken in den mehr geschäftlichen Stücken des Lebens sich nicht decken würde, sondern ein ganz verschiedenes Tempo, ganz verschiedene Lebhaftigkeit und Stärke des Interesses, ja entgegen-

gesetzte Auffassungen walten, und zwar so, dass sie sich nicht leicht eines dem anderen darin zu accommodiren im Stande sind. Hier gerade ist das Urtheil von Unbefangenen schwerwiegend. Es ist mir ein Dorf bekannt, wo es Sitte ist, wenn sich zwei heirathen wollen, dass kurz vor der Ehe das Mädchen den Tag im Hause des künftigen Mannes zubringt, um alle Geschäfte zu verrichten, die ihr als Frau obliegen würden; nach dem Ausfall dieser Zeit wird entschieden, ob sie zusammenpassen oder nicht. Man wird das prosaisch finden, aber es ist Prosa da, wo sie hingehört, und mit der Poesie der Liebe wohl verträglich. Es wäre sehr erforderlich bei uns, dass nicht blos der junge Mann eine berufsmässige Lebensstellung sich erworben hätte, worauf ja meist gesehen wird, sondern dass auch das Mädchen ernstliche Proben abgelegt habe, dass es einem Hauswesen vorstehen, Kranke pflegen, mit Kindern umgehen kann. Es kann bei besserer Vorbildung der Frauen für ihren wirklichen Beruf darum doch die jugendliche Fröhlichkeit, und was sie verlangt von heiterem Verkehr mit körperlicher und geistiger Bewegung (Tanz und Unterhaltung), gewahrt bleiben. Gefordert ist namentlich, dass das Mädchen das wirkliche Leben kennen gelernt habe. Es braucht darum nicht aus dem Haus geschickt zu werden, sondern es muss nur im Haus allmälich mit hineingezogen sein in die Hauptseiten des Beurtheilungskreises der Mutter, und vom Vater her einen Einblick gewonnen haben in die männlichen Interessen. Bei uns herrscht Mädchen gegenüber meist die weichliche Maxime, ihnen alles das als zum Ernst des Lebens gehörig, den sie früh genug würden kennen lernen, möglichst fern zu halten, während sie gerade im Elternhaus leicht und unmerklich und mit einer gewissen Fröhlichkeit, weil die Verantwortlichkeit zuerst gering sein kann, in alles das hineinwachsen könnten. Ausserdem vergisst man, dass sie zu Gedanken über alles das durch die Umgebung vielfach angeregt werden, und wo man ihnen nicht Anleitung zur richtigen Urtheilsbildung gibt, sie meist falsche und phantastische Vorstellungen sich bilden, nach der Seite der Leichtigkeit sowohl als der Schwierigkeit. Schon früher ist darauf

hingewiesen, dass für beide Geschlechter Gelegenheiten sein müssten, sich mehr als bisher kennen zu lernen, ein freierer Verkehr ist mit strenger Zucht sehr wohl vereinbar. Entgegengewirkt würde dadurch den erträumten Idealen, welche sich jetzt junge Mädchen und Männer oft bilden. Mit Recht wird von G. Elliot in ihren Romanen die blosse Weiblichkeit als Ideal des Mannes bekämpft: das Zarte, Gefühlsmässige, dem Präsenten Hingegebene etc. ist sittlich werthlos, wenn es nicht mit Tüchtigkeit für die praktischen Aufgaben als Gattin und Mutter verbunden ist. Ebenso ist die blosse Männlichkeit, d. h. Muth, Stärke, eine gewisse Getrostheit und Selbstvertrauen, an welches sich das Weib gern anlehnt, ein gewisses Zustürmen, welches die Frauen captivirt, sittlich werthlos, wenn es nicht mit den wesentlichen Inhalten männlicher Bethätigung verbunden ist.

108. Die Erhaltung und Förderung der Menschheit, welche der Ehe Aufgabe ist, bezieht sich theils auf die Person der Ehegatten selber, theils auf Mehrung des Geschlechts durch die Kinder, welche der Ehe entspriessen, Erziehung derselben im Sinne jenes sittlichen Prinzipes mit eingeschlossen. Weil durch die Kinder das menschliche Geschlecht selbst als Träger der Sittlichkeit auf Erden perpetuirt wird, so haben die Moralisten gewöhnlich sie als Hauptziel und -Zweck der Ehe hingestellt, und speciell sollte der Geschlechtsumgang im engeren Sinne nur durch seine Beziehung hierauf sittlich sein. Aber ein so grosses Stück des Sittlichen in der Ehe die Kinder sind, so ist Erzeugung nicht der einzige Zweck auch des Geschlechtsumganges. Sofern vielmehr dieser nach dem alten Spruch als modicus excitat, d. h. nicht blos von der Unlust des Triebes befreit, sondern auch eine das ganze Leben anregende Wirkung hat, kann und darf er Selbstzweck sein. Ein unfruchtbarer Beischlaf ist darum kein sittlich nutzloser, der also etwa, wenn man die Erfolglosigkeit gewusst hätte, unterblieben sein müsste, sondern er ist wegen seiner Anregung des ganzen Lebens in sich sittlich, erhaltend und fördernd die Menschheit in unserer und in der Person des anderen Geschlechtes. Wegen des modi-

cus excitat ist der Beischlaf auch sittlich, wo notorische Unfruchtbarkeit statt hat oder Befruchtung erfolgt ist, nur darf im letzteren Falle das Leben des Kindes durch ihn nicht gefährdet werden, worüber man sich ev. an einen vertrauenswürdigen Arzt zu wenden hat. Aber sittlich ist auch in der Ehe der coitus blos als modicus, sofern er eben excitat und nicht debilitat, sofern also die Kräfte für alle anderen Bethätigungen durch ihn angeregt werden, und nicht das Gegentheil, Schwäche und Minderung der Freudigkeit eintritt. Was modicus sei, ist zu beurtheilen nach der Erfahrung der Einzelnen. Nach Albrecht von Haller besteht für einen kräftigen Mann in unseren Klimaten das Bedürfniss zweimal die Woche. Da nach Anderen aber ein gesunder, nicht üppig lebender Mann bei uns, wenn unverheirathet, etwa alle 6 Tage eine nächtliche Samenentleerung zu erwarten hat, so ist die Frage, ob nicht einmal in 6 Tagen ausreichend sei. Vielleicht hat aber der Geschlechtsumgang selber etwas in dieser Hinsicht Anregendes, so dass jenes Mehr heraus kommt. Weiter massgebend ist aber hier die allgemeine Vorschrift für das vegetative Leben, dasselbe zwar als die Grundlage aller anderen Bethätigungen kräftig und frisch zu erhalten, aber dabei stets die Consumtion auf das niedrigste Mass herabzusetzen, bei dem noch jene Frische und Kräftigkeit bleibend bestehen kann, und ausserdem durch das, was man arbeitet auf Grund der Ernährung, mehr zu leisten, als man consumirt hat (§ 60). Ebenso ist auf eine leichte Beherrschbarkeit des Geschlechtstriebes auch in der Ehe hinzuwirken, da Zeiten in derselben eintreten aus mancherlei Veranlassungen, wo der gewohnte Geschlechtsumgang aussetzen muss. Als eine sittliche Bethätigung und zwar im eminenten Sinne, weil sie selbst wieder direct und indirect Anregung für andere sittliche Bethätigungen wird, ist der Geschlechtsverkehr im engeren Sinne werthvoll im höchsten Grade, er darf daher auch als leibliche und geistige Erquickung empfunden werden, als höchste Freude und Wonne. Ihn als halbwidrig oder gar untermenschlich anzusehen (Kant und viele Moralisten) zeigt blos, wie eine falsch-einseitige Ansicht vom Menschen und der Sittlichkeit oft

geherrscht hat. Gegen den Satz des Thomas: actus matrimonialis, quia rationem deprimit propter carnalem delectationem, hominem reddit ineptum ad spiritualia*), hat schon Duns erinnert, dass durch Martern auch die Vernunft aufgehoben werde, und doch Gott solcher Tod für den Glauben angenehm sei. Dass der Liebesumgang in seiner Consummation vor Anderen verborgen wird, hat nicht seinen Grund in einem geheimen Bewusstsein der Niedrigkeit oder Hässlichkeit des Thuns — das ist blos Annahme jener falschen Geistigkeit, welche die Fortpflanzung des Geschlechtes am liebsten „durch einen vernünftigen Discurs“ (Göthe) haben möchte —, sondern das geschieht wegen der Ausschliesslichkeit des Actes Anderen gegenüber und der vielfach so idiosynkratischen transports de l'amour: was man nicht mittheilen kann und darf, und was doch Andere eventuell zur Begierde gerade danach reizen könnte, das soll man auch nicht zeigen. — Teleologische Argumente dafür, dass die Erzeugung der einzige Zweck des Geschlechtsumganges sei, darf man ja nicht bringen wollen, sie beweisen zu viel. Denn wenn jede Samenentleerung den Zweck der Erzeugung nach der Natur haben sollte, so dürfte es keine Pollutionen geben, bei der Frau keine Menstruation ohne darauf folgende Empfängniss, es müsste das, sowie die Frau concipirt hat, dazu führen, dass mit dem vorhandenen weiteren Samen man sich zu einer anderen wende u. s. f., Reflexionen, die freilich in der Geschichte sehr gewirkt haben, aber eben auf Polygamie hin.

109. Schleiermacher hat in der „Kritik der bisherigen Sittenlehre“ der neueren Ethik vorgeworfen, dass sie keine Bestimmung über die Anzahl der Kinder gegeben, die aus einer Ehe je nach den besonderen Verhältnissen entspriessen sollten, während die Alten diesen Punkt wohl beachtet hätten. Gleichwohl hat er in seiner Ethik jene Lücke der Neueren nicht ausgefüllt. Dass die Alten auf diesen Punkt achteten, ist ein Zeichen ihrer praktischen Verständigkeit, welche sich die Frage

*) Tertiae partis Summae theologicae Supplementum qu. LXIV, art. VII.



stellte, ob die Unterhaltsmittel für beliebigen Zuwachs der Bevölkerung ausreichten. Die richtigen Mittel zur sittlichen Lösung der Frage hatten sie nicht. Da bei ihnen die Arbeit und ihre werthschaffende Bedeutung noch wenig erkannt war, so verfielen sie rasch in die Angst vor Uebervölkerung, d. h. sie fürchteten, dass die Subsistenzmittel nicht mehr in genügender Weise möchten vorhanden sein. Ausserdem wollten ihre Philosophen (Plato, Aristoteles) die Staaten nicht zu gross haben, sie verlören sonst die Uebersichtlichkeit, welche zur Eunomie erfordert werde. Diese Ansichten und Verhältnisse führten bei ihnen zum Kinderaussetzen, Abortiren, zur Knabenliebe als Ableitung von Erzeugungsmöglichkeit (Kreta). In Rom führte wirthschaftlicher Verfall zur Ehelosigkeit mit lockeren Verhältnissen daneben. Wo dagegen blühende ökonomische Verhältnisse waren, wie in Aegypten, da wurden Kinder gewünscht und alle grossgezogen (Diodor). Das Christenthum widersetzte sich mit Recht all jenen Mitteln. Neben diesem Widerstand gegen die alte Art bildete sich, was Erzeugung betraf, durch Entstehung des Mönchthums und die spätere Ehelosigkeit der Geistlichen gewissermassen eine Theilung der sittlichen Arbeit, Einige enthielten sich möglichst der irdischen Güter und gänzlich der Ehe und lebten blos geistlichen Beschäftigungen, die Anderen hatten dann um so mehr Güter und konnten in rücksichtslos fruchtbarer Ehe (die Scholastik ist in der Ehe sehr nachgiebig gegen den Geschlechtstrieb propter lubricum carnis) und den damit zusammenhängenden Beschäftigungen leben. Die Reformation verwarf eine solche Theilung der sittlichen Arbeit und hatte guten Muth in Betreff der Uebervölkerung. „So räth Luther in den Sermonen vom Ehestand, jeder Mann solle mit dem 20., jedes Weib mit dem 15. bis 18. Jahre zur Ehe schreiten; wer solches um deswillen unterlässt, weil er keine Familie meint ernähren zu können, der hat kein rechtes Gottvertrauen. Gott wird Menschen, die sein Gebot erfüllen, schon nicht darben lassen“ (Roscher, die Grundlagen der Nationalökonomie § 254 Anm. 2). Bei uns im Volke ist dementsprechend noch viel verbreitet der Spruch: viel Kinder, viel Brod; er soll sagen: wo viel

Kinder sind, da findet sich auch die Nahrungsmöglichkeit reichlicher ein. Wo man an Uebervölkerung litt, da war ein Hauptmittel dagegen die Auswanderung; nur wo man sehr stark am Land hängt, wie in Frankreich, in Theilen Niedersachsens, kam man auf ein anderes Mittel der Alten, numerum liberorum finire, das Zwei- oder Dreikindersystem. In England, wo man Auswanderung hatte, aber daneben an zu reicher Zahl mindestens in gewissen Klassen der Bevölkerung litt, ist man systematisch auf die Gründe der möglichen Uebervölkerung eingegangen. Das ist die Malthus'sche Lehre. Ihre Hauptgedanken sind: die Ernährung des Menschen hängt ganz an der Urproduction (Pflanzen, Thieren); so sehr der Factor der Arbeit diese zu vermehren im Stande ist, so ist diese Vermehrbarkeit doch eingeschränkt durch natürliche Bedingungen. Ueber ein gewisses Mass hinaus hilft Düngung und Bearbeitung des Bodens nicht mehr in einer dem Aufwand entsprechenden Weise, über ein bestimmtes Mass hinaus hilft auch rationelle Viehfütterung nicht mehr, da das plus nicht mehr angeeignet wird von den Thieren. Hier sind also der Production verhältnissmässig früh Schranken gesetzt, dagegen sind die natürlichen Schranken der Erzeugung sehr weit, die Bevölkerung kann schneller zunehmen als die Production. Ob Malthus' Formel: Ernährungsmittel wachsen in arithmetischer Progression, Bevölkerung in geometrischer, zutreffend ist, mag dahin stehen, auf alle Fälle leuchtet ein, dass an der Sache etwas Reelles ist, und alle Angriffe auf dies Reelle haben nur dazu gedient, es immer mehr ins Licht zu rücken. Uebervölkerung hat statt, wo die Zahl der Menschen zunimmt, ohne dass im Verhältniss die Subsistenzmittel zunehmen, und es kann sich das ereignen trotz eifriger auf Vermehrung der Production gewendeter Arbeit. Hier darf der religiöse Glaube von der Wissenschaft die Belehrung annehmen, dass der göttliche Segen, der auf treuer Arbeit ruht, was den äusseren Erfolg betrifft, sich nach immanenten Gesetzen richtet. Zu jenem Gesetz kommt noch hinzu, dass viele der natürlichen Bedingungen, welche der Uebervölkerung entgegenwirkten, als aufhebbar erkannt sind, und also von Pflichtswegen zur Erhal-

tung und Förderung der Menschheit, der concreten einzelnen Menschen, an ihrer Aufhebung gearbeitet werden muss. Die grosse Kindersterblichkeit ist kein unentrinnbares Muss, sie kommt meist von schlechter Nahrung und wenig Pflege; dass Seuchen u. s. w. die Armen besonders aufsuchen, ist kein Muss, sondern kommt von ihrer mangelhaften Nahrung und ungesunden Wohnung. Nach Liebig verzehren die meisten Menschen bei uns nicht halb so viel Fleisch, als sie müssten, um nicht den Fond ihrer Kraft zu früh zu verbrauchen und eine leichte Beute für Krankheit und sonstige Uebel zu werden. Die Erhaltung und Förderung der Menschheit verlangt also, dass an besserer Ernährung und Körperpflege gearbeitet werde bei einem grossen Theile der Bevölkerung. Wird aber so der standard of life erhöht, so ist ein etwaiges Missverhältniss zwischen Subsistenzmitteln und Bevölkerung noch leichter zu besorgen. Auf Grund dieser Erwägungen ist der Kanon für die Fruchtbarkeit der Ehen, die bei uns nicht vor der Vollreife (25 Jahr männlich, 21 weiblich) sollten eingegangen werden, dieser: Wo kein Missverhältniss zwischen Subsistenzmitteln und Menschenzahl zu besorgen ist, da kann und soll die Erzeugung so viel Menschen hervorbringen, als wozu die materiellen und geistigen Mittel — denn auch auf diese, die Erziehungstüchtigkeit, muss Rücksicht genommen werden — es erlauben. Danach müssten in wohlhabenden Familien viele Kinder sein, denn ihr Vermögen reicht aus, sie zu erziehen und sie mit einem Anfang von Selbständigkeit in das Leben zu stellen; es ist das das Beste, was man den Kindern mitgeben kann: tüchtige Ausbildung zum selbständigen Fortkommen durch eigene Thätigkeit. Dagegen die Armen müssten wenig Kinder haben. Ihre Kräfte reichen höchstens aus, einige körperlich und geistig so zu erziehen, dass sie mit Frische, Nachhaltigkeit und Verständigkeit für die Aufgaben des Lebens am Ende der Erziehung dastehen. Bei uns hat eher das Umgekehrte statt: bei Wohlhabenden sind oft wenig Kinder, Aermere haben grossen Kindersegen. Es liegt das keineswegs blos darin, dass die besser Situirten mehr Selbstbeherrschung haben und darum z. B. später heirathen, sondern

es liegt da viel an Verhältnissen scheinbar nebensächlicher Art, die aber oft um so mehr ausmachen. Die besser situirten Ehegatten haben getrennte Betten, bald auch getrennte Schlafstuben, sie haben Erholungen und Zerstreuungen; in alle dem liegen ableitende Momente. Alles das hat der Arme nicht, und er ist so durch das stets nahe an einander Gerücktsein unmittelbar dazu geführt, reich an Kindern zu werden, zumal er, bei irgend welcher Wohlgeartetheit, seine Freude und Erholung an den heranwachsenden Kleinen hat. Ehe der Aermere auch in Wohnung und Erholung besser steht, ist daher in diesen Dingen keine Aenderung zu erwarten. Bei uns sind die jetzigen Zustände vielfach sittlich schreckhaft: wie manche Frau aus dem Volke siecht verfrüht an den häufigen Wochenbetten dahin, in denen sie nicht die nöthige Pflege hat für sich, weder vorher noch nachher, und während deren Mann und Kinder nicht die nöthige Pflege haben. Wie oft verkommen die Kinder, die sich selbst überlassen sind, weil die Eltern beide unmittelbar für Brod arbeiten müssen vom Morgen bis Abend, und lernen von einander oder durch spontane, ungehemmte Regung Dinge, die schlecht sind, deren Schlechtigkeit sie aber nicht einzusehen vermögen. Wie die Verhältnisse bei uns sind, werden zwar keine Kinder ausgesetzt, wie bei den Alten, und abortirt, aber hunderte werden geboren, um ein sieches, welkes, schmerzhaftes Dasein zu führen, bis im besten Falle ein grösseres Uebel sie wegnimmt. Anderenfalls wachsen sie heran ohne rechte geistige Kraft und ohne nachhaltige Muskelkraft, die sittlichen Ideale hören sie wohl, aber es fehlt ihnen das innere Entgegenkommen, welches nur aus einer gewissen geistigen Regsamkeit und einem geordneten Familienleben recht entspringen kann: so sind sie zu Trägheit, Neid, zur Unwahrhaftigkeit, zum kleinen Krieg gegen das Eigenthum disponirt. Es ist ja nicht zufällig, dass alle Moralisten als die eigenthümlichen Fehler grosser Armuth Faulheit und Eigenthumsverletzungen (furtum est delictum servile) bezeichnet haben, während umgekehrt als die Fehler des reichen Lebens hochmüthiges Benehmen und sexueller Wechsel galten (*αἰκία καὶ μοιχεία*, Aristoteles). Es giebt Leute,

welche solche Zustände Schickungen Gottes nennen. Christlicher wäre es, darin Aufforderungen zu sehen, die Ursachen, aus welchen solche Zustände hervorgehen, nach Kräften zu beseitigen, gerade wie das alte Christenthum auch mit menschlichen Mitteln dem Kinderaussetzen entgegenwirkte, indem es sich der verlassenen annahm. Nur verlangen unsere Zustände nicht blos dies Mittel, das für sich allein völlig unzureichend wäre.

Bei Frauen, deren Gesundheit es bedenklich macht, dass sie nochmals gebären, aber doch nicht geradezu es verbietet, rathen die Aerzte Enthaltung des Umganges mit der Frau einige Tage vor und einige Tage nach der Menstruation, wodurch die Conception nicht ausgeschlossen, aber ihre Wahrscheinlichkeit sehr vermindert wird.

Was die Ehen mit Personen von krankhafter oder gebrechlicher Constitution betrifft, aus Familien etwa, wo öfter Geisteskrankheiten, Schwindsucht vorgekommen, so ist die Schwierigkeit diese, dass für die betreffende Person selber die Ehe der Erhaltung und Förderung dienen kann, und dass, da nicht immer die Anlage sich vererbt oder mindestens nicht in jedem Kinde zur Entwickelung kommt, auch die Rücksicht auf die Kinder nicht ein unbedingtes Nein begründet. Indess ist hier viel mehr sittliche Vorsicht zu fordern, als sie bei uns üblich ist. Sollte aber nach reiflicher Ueberlegung, die auf den immanenten Gesetzen des leiblichen und geistigen Lebens zu basiren hat, im einzelnen Falle für Ja entschieden werden, so ist mindestens zu fordern, dass Kinder nur so weit gezeugt werden, dass die Eltern die Gewissheit haben, ihnen nicht blos eine gewöhnliche ordentliche, sondern eine ganz besondere Pflege angedeihen zu lassen, um der Entfaltung der etwaigen Keime des Uebels von da aus zu begegnen.

Wo eine Ehe dauernd unfruchtbar ist, da besteht im Allgemeinen die Pflicht, sich fremder, etwa verwaister Kinder anzunehmen, durch Adoption, wenn trotz des fehlenden Anstosses für erziehende Geschicklichkeit, welcher in eigenen Kindern liegt, solche Geschicklichkeit da ist, oder, wo sie fehlt, durch

anderweitige Fürsorge für dieselben. Nur in besonderen Fällen (äusserste Armuth) darf man sich von dieser Pflicht, auch für die Weiterführung der Menschheit direct thätig zu sein, zurückziehen.

Was sonst noch über Ehe zu sagen wäre, ist aus der Rechtsphilosophie zu entnehmen; das dort Gesagte, ausser dem rechtlich nicht verbotenen Geschlechtsumgang vor der Ehe und ausser, wo besondere Bemerkungen negativen Inhaltes gemacht sind, eignet sich das Prinzip der Liebe alles an, auch das über Scheidungsmöglichkeit und Scheidungsgründe, nur dass die Liebe, wo für sie der Fall gegeben ist, mit derjenigen Geduld und Nachgiebigkeit verfährt, welche ihr eigen ist, ohne dass sie doch darum selber aus der Erhaltung und Förderung ausscheidet.

Ergänzende Gesammtbetrachtungen.

110. Ich füge einige ergänzende Gesammtbetrachtungen an, welche für alle Seiten des Lebens wichtige Punkte behandeln, die eben, weil sie alle Seiten treffen, bei keiner einzelnen schicklich zur Sprache gebracht werden konnten.

Reinheit des Herzens. Man hat öfter die Bemerkung gemacht, dass die Alten in ihrer Moral die Reinheit des Herzens nicht gekannt, sondern sich mit richtigem Handeln gegenüber auftauchenden Begierden und Gelüsten begnügt haben. Unter Reinheit des Herzens versteht man dann etwa, dass ein junges Mädchen zwar voll Liebe und Hingebung für den Bräutigam ist, aber keine Ahnung hat von der sinnlichen Befriedigung, welche die Gemeinschaft mit dem Manne geben wird, und von keinem Verlangen fühlbar in dieser Richtung bewegt ist. Ein reines Gemüth bei einem Jüngling ist soviel wie ein solches, welches von Bildern sinnlicher Liebe nicht erregt ist, nicht einmal in der Phantasie. Es mag in ihm immerhin der Gedanke lebendig sein von der Seligkeit der Vereinigung mit der Geliebten, von dem hohen Gefühl, wenn sie einst ein Kind von ihm unter dem Herzen tragen würde, oder beide nach einer Reihe von Jahren von einer lockigen Kinderschaar umringt seien, aber man verlangt, dass nicht das Sinnliche als solches und seine Momente seine Phantasie beschäftigen und irgendwie erfüllen. Dagegen wird man von moralischer Gesinnung und nicht mehr von Reinheit des Herzens sprechen, wenn etwa der Jüngling weiss, dass er sinnliche Triebe hat, und das Mädchen weiss, dass es sinnliche Befriedigung giebt, und sie sich nach derselben innerlich sehnen, aber entschlossen

sind, nur in dauernder Vereinigung mit allen Folgen derselben für Thätigkeit und Denkweise dieselbe zu haben. Es fragt sich: ist die Reinheit des Herzens zu fordern, um völlig moralisch zu sein, oder genügt sittliche Gesinnung und Handlungsweise gegenüber bewussten Begierden, die vielleicht zeitweilig dem Menschen Unruhe und Kampf erregen. Zuvörderst ist zu sagen, dass die Forderung der Reinheit des Herzens ihre schlimmen Folgen hat, sie stösst viele Menschen aus der Moral hinaus. Es wird gerechnet: ohne Reinheit des Herzens ist man nicht wahrhaft sittlich, ich habe dieselbe nicht, sondern bin z. B. von sexuellen Phantasien verfolgt, damit bin ich schon nicht mehr moralisch, also sehe ich nicht ein, warum ich mir Zwang und Zügel auferlege, mindestens habe ich dann sinnlich Ruhe. Analog wird dieselbe Reflexion oft genug angestellt, etwa wenn jemand öfter Regungen des Neides, der Habsucht, des Ehrgeizes, der Rachsucht verspürt. Man kann behaupten, dass bei uns die ersten Schritte zur Nichtachtung der sittlichen Vorschriften sehr oft so geschehen, dass der Mensch denkt: moralisch bist du doch nicht, denn du hast die und die schlimmen Neigungen oder Regungen, also thue nach ihnen, da ein blosser Kampf mit denselben dir zwar sinnliches Missbehagen, aber keine moralische Qualität verschafft. Die Forderung der Reinheit des Herzens im obigen Sinne, die so ihre grossen Gefahren für effective Moral hat, wird gestellt von einer Ansicht vom Menschen aus, welche die falsche Willenstheorie zur Grundlage nimmt, und ist also aufzugeben, wie diese aufgegeben werden musste. Sie wäre nicht einmal überall wünschenswerth. Wenn z. B. die sexuellen Regungen einmal erwacht sind, so ist es sogar das Bessere, dass sie sofort mit einer gewissen Deutlichkeit auftreten und sich auch im Bewusstsein als solche geltend machen, vorausgesetzt, dass sie dort Reife des Urtheils und überhaupt die regelnden sittlichen Gegenkräfte finden. Bedenklich ist gerade die unbestimmte Unruhe und der dunkle Gefühlsdrang, welche nothwendig entstehen, wo die Regungen auftreten, aber ohne Deutlichkeit. Daraus entspringen oft die verkehrten Gefühlsschwärmereien, die Ideale unrealisirbarer

Freundschaft oder, da alles Unbestimmte ein Analogon des Unendlichen an sich trägt, die ungesunden religiösen Richtungen. Ja, wo der Geschlechtstrieb sich zwar regt, aber völlig dunkel, d. h. ohne analoge Ausdeutungen wie Freundschaft und Religion, bei denen der Grundzug immer doch Liebe zu einem uns ähnlichen Wesen ist, da artet er nicht selten übler aus, wendet sich auf Thiere, Hunde und Vögel bei jungen Mädchen, mit Küssen und auf den Schoossnehmen oft sehr unerquicklicher Art, aber freilich „mit Reinheit des Herzens"; bei jungen Männern entspricht dem das Hundehalten, -streicheln und -liebkosen. Der Mensch gewöhnt sich so, seine Liebe statt Menschen Thieren zuzuwenden, bei denen er zugleich nach Laune verfahren kann, an denen er gelegentlich auch seinen Unmuth auslässt, zu denen er gern zurückkehrt, wenn sich Menschen nicht so von ihm wollen behandeln lassen, und die sich dann an ihn schmiegen, willenlos und widerstandlos. Aber diese Art, dem dunkeln Geschlechtstrieb Luft zu machen, ist noch nicht die schlimmste. Die sonderbaren Einfälle und Anfälle in Folge heftigen Druckes jener Regungen auf Nerven- und Muskelsystem sind oft krass genug, Zerstörungswuth, wilde Ess- und Trinklust bis zur Betäubung stammen nicht selten daher. Der Geschlechtstrieb kommt so als Ueberfülle von Kraftgefühlen zum Ausbruch, als allgemeine Vitalitätssteigerung, die nach irgendwelcher Austobung sucht, von den geradezu irrsinnigen Wendungen, wie in der Pyromanie, gar nicht einmal zu reden. Man kann also umgekehrt sagen: nicht die Reinheit des Herzens ist hier wünschenswerth für die Sittlichkeit, sondern wünschenswerth ist, dass der Geschlechtstrieb klar als solcher zum Bewusstsein komme, aber freilich reife Ueberlegung und heilsame Gewohnheiten dabei vorfinde. Ein junger Mensch, der ohne sein Zuthun an sexuellen Phantasien leidet, dabei gegen die Versuchungen, welche sie mit sich führen, ankämpft, und zugleich alle seine Kräfte anspannt, um in die Lage zu kommen zu heirathen, ist durchaus sittlich. Ebenso ist es mit Regungen der Habsucht, der Eitelkeit, des Ehrgeizes, des Neides, sie müssen, wie sie sind, bekämpft werden, aber

zugleich darf das ihnen etwa zu Grunde liegende richtige Gefühl oder Streben herausgesondert und ihm Genüge gethan werden; denn der Trieb zu besitzen, Anderen schon durch unsere Erscheinung Freude zu erregen, Bedeutendes zu leisten, Werthvolles, was man an Anderen sieht, auch zu erlangen, ist alles an sich sittlich zulässig.

111. Erfolg und seine sittliche Bedeutung. Zur Erhaltung und Förderung der Menschheit wird erfordert, dass nicht blos eine innere Tendenz darauf da sei, sondern dass das Wohlwollen durch Thätigkeit mit praktischer Verständigkeit auch nach aussen realisirt werde. Gewöhnlich ist in der Moral die Sache gerade umgekehrt dargestellt worden. Die Gesinnung gilt als das Kleinod, auf welches es ev. allein ankomme. Nun ist es unläugbar, dass es Fälle giebt, wo die Gesinnung allein möglich bleibt, weil das entsprechende effective Thun gehindert ist: bin ich durch übermächtige Gewalt von Menschen oder der Natur gefesselt, so kann ich zwar noch wohlwollend fühlen, aber mehr nicht. In solchen Fällen ist das Wohlwollen alles, was verlangt werden kann. Dass aber die Gesinnung so gepriesen wird, hatte den anderen Grund, dass man überhaupt das Thun als etwas ansah, in dem es nicht weit gebracht werden könne, was immer hinter der Gesinnung weit zurückstehe, und doch auch wieder meinte, wenn nur die Gesinnung recht löblich und kräftig sei, so werde das Thun am ehesten sich daraus ergeben. Dagegen ist zu sagen: die zweite Meinung ist nicht wahr, also muss man das Thun mehr zu üben suchen, zum Theil ergiebt sich die Gesinnung erst aus dem Thun. Wie oft wird ein Mensch dadurch, dass er mehr zufällig dazu kam, etwas zu thun, erst inne, wie werthvoll diese Art sei. Manches Kind giebt zuerst dem Dürftigen mit Missbehagen; wenn es dann sieht, wie etwa die armen Kinder sich über die unverhoffte Weihnachtsbescheerung freuen, so wird es erst inne, dass hier ein Mangel vorlag, dem abzuhelfen schöner ist, als selber mehr zu behalten. Die erstere Ansicht aber von der Unzulänglichkeit des Thuns muss Aufforderung sein, das Thun mindestens soviel zu üben als irgend möglich; denn man erhält und

fördert die Menschheit nicht durch die Gesinnung, sondern durch das Thun. Die Engländer (A. Smith), welche auf die materiellen Grundlagen menschlichen Seins stets viel Gewicht gelegt haben, haben darum auch den Erfolg stets hochgestellt. Diese Hochschätzung muss nicht äusserlich sein. Der Erfolg hängt zwar viel von Naturgaben ab, aber Naturgaben so gebrauchen, dass sie den Menschen zu Gute kommen, den Handelnden selber mit eingeschlossen, ist sittlich. Praktische Naturen drücken sich oft so aus, dass das Wohlwollen unmittelbar nicht ersichtlich ist. Sie sagen etwa: „ich sinne darauf, die Arbeit zu erleichtern, den Ertrag zu vermehren; wenn mir das gelänge, sollte es bequemer und lustiger in der Welt werden, und was würden wir uns dabei gut stehen." Die gewöhnliche Moral thut immer so, als könne das nicht die reinste, edelste Sittlichkeit sein, die so spricht. Es ist sie vielleicht nicht immer, aber sein kann sie es, und oft genug ist sie's. Das gewöhnliche Urtheil der Menschen ist genau das umgekehrte der üblichen Moral gewesen: wo ein Mensch grossen Erfolg hatte, der zugleich vielen anderen Menschen zu statten kam, da ist er gepriesen worden als ein Wohlthäter der Menschheit, und man hat ihn den Edelsten seines Geschlechtes beigezählt. Es spiegelt sich darin die Bedeutung ab, welche der Erfolg für die Menschheit besitzt. Seitdem es feststeht, dass der Erfolg keineswegs ein Segen ist, der jedesmal durch einen besonderen auch zurückhaltbaren Act aus einer transcendenten Welt zur inneren Bethätigung hinzufliesst, sondern ein Segen, der ein für allemal an immanente Kräfte nach immanenten Gesetzen geknüpft ist, seitdem ist es klare sittliche Pflicht, diese Kräfte und Gesetze zu erkennen und mehr und mehr in unsere Disposition zu bringen. Der Erfolg an sich beweist allerdings nicht die sittliche Gesinnung, aber die sittliche Gesinnung ist nicht da, wenn nicht von da aus gesucht wird, welche Kräfte zu einer sittlichen Bethätigung erforderlich sind, und durch Uebung derselben dienstbar gemacht werden. Die Gesinnung überwiegend rühmen heisst den Menschen nach Innen drängen, den Erfolg, ihn blos nach Aussen drängen, es muss beides zusammen sein,

aber noch viel eher ergiebt sich aus Fertigkeit Gesinnung, als aus Gesinnung Fertigkeit. Zum Erfolg genügt, dass dem Menschen ein Thun in der Aussenwelt gelingt, und er seine Freude daran hat; es ist nicht nothwendig dabei, dass Andere viel Notiz davon nehmen, viel davon reden. Sie werden es meist thun: 1) weil sie den Erfolg äusserlich sehen, 2) weil es Wohl und Wehe Anderer berührt. Das Letztere ist es aber gerade, was auf das sittliche Moment des Erfolges hinweist. Man soll suchen soviel wie möglich Erfolg im Leben zu haben, ist daher eine Vorschrift der Sittlichkeit, aber Erfolg, der mit sittlicher Gesinnung verträglich ist.

112. Probiren im Sittlichen. Wie sehr der Mensch ein empirisches Wesen ist, d. h. das Bewusstsein hat, durch blosse Vorstellung nach Analogie oder nach Beschreibung Anderer keineswegs das ganze Wesen einer Sache oder eines Verhältnisses zu erfassen, sondern nur in der Selbsterfahrung aller Seiten inne zu werden, sieht man z. B. sehr gut an dem Zuge, an welchem die männliche und weibliche Jugend oft laborirt, alles durchzumachen, bei allem einmal mit dabei gewesen zu sein. Es ist nicht immer versteckte Genusssucht, im Gegentheil die Jugend hat oft das Gefühl, sich eine Sache, die sie nur aus Beschreibung kennt, zu schön zu denken, und wünscht die Selbsterfahrung herbei, um ihr Urtheil zu berichtigen. Wo aber die schwärmerische Auffassung von etwas herrscht, das nicht selbst erlebt ist, giebt es meist gar kein besseres Mittel, als Gelegenheit zur Selbsterfahrung zu geben. Bälle erscheinen den jungen Mädchen, so lange sie noch nicht auf solchen gewesen, meist als Zauberfeste und verwirklichte Feenmärchen; waren sie einige Male dort, so ist die Auffassung schon viel nüchterner, wenngleich vielleicht immer sehr freudig. Der Grund dieses Vorzuges der Selbsterfahrung ist dieser: ein Werthurtheil setzt sich meist aus sehr vielen Momenten zusammen, diese Momente alle sind in der blossen Vorstellung schwer zu beschaffen, Analogie hilft nur sehr entfernt. Sehr viel selbst aus Erfahrung kennen gelernt zu haben, ist daher stets von Vortheil, es heilt von Illusionen und ergibt eine gewisse Ver-

ständigkeit in der Abschätzung. Das ist der Vorzug dessen, der in der Welt herumgekommen ist. Die Gefahr ist, dass man dabei zu Schaden kommt, dass nicht alle Erfahrung so leicht gemacht werden kann, wie die des jungen Mädchens mit den Bällen. Oft könnte auch ein Mensch durch blosse Vorstellung die Sache selbst erreichen, aber er misstraut, er hat öfter die Erfahrung gemacht, dass doch noch etwas mehr oder auch etwas weniger, als die Vorstellung geboten hatte, in der Selbsterlebung war, und darum möchte er selbst in der Sache gestanden haben. Das sind häufig die Naturen, die nur durch Schaden klug werden, oder denen man voraussagt, dass sie „anrennen" werden. Es ist derselbe Zug, welcher den Lehr- und Wanderjahren zu Grunde liegt. Der Mensch will sich umsehen, wo und wobei er am besten zum Gleichgewicht seiner Natur kommt, in welcher Bethätigung und bei welchen Verhältnissen. Dies stammt davon: der Mensch hat im Allgemeinen nicht einen klaren Ueberblick über das, was ihm am besten passt, sondern blos ein dunkles Gefühl, eine ungefähre Vorstellung. Dadurch nun, dass er sich in neue und neue Verhältnisse begiebt, arbeitet er die bestimmte Erkenntniss in sich hervor: die und die Verhältnisse und deine Bethätigung in ihnen hat dir nicht zugesagt, die und die mehr, die und die am besten. So bleibt er denn bei den besten oder leidlichen fest. Ein ähnliches Herumprobiren geht durch viele Seiten hindurch: so sucht sich der Mensch durch Herumtasten die Gesellschaft, die ihm als engerer, festerer Kreis am meisten angemessen ist, so seine Lieblingslectüre dem genre nach, seine Erholungsart für die Freizeit etc. Unter Umständen wechselt für ihn auch mit den Jahren, was ihm am angemessensten ist. Nicht wenig in der Weise des Herumprobirens geht es zu bei der Verheirathung. Viele Jahre sind da oft ein Versuchen, bei dem Mädchen spricht das an, bei einem anderen dies. Dass manche vielen zugleich den Hof machen, hat seinen Grund oft darin, dass alle eine Seite haben, die sehr anspricht, und dass erst bei längerer Bekanntschaft sich herausstellt, welche Seite am dauerndsten fesselt oder den anderen schlechtweg überlegen ist. Auch bei

jungen Mädchen ist es ähnlich: es ist nicht immer Gefallsucht und die Eitelkeit, viele Anbeter zu haben, sondern es ist ein wirkliches Angezogensein nach verschiedenen Seiten, aus dem sich, völlige Freiheit der Wahl vorausgesetzt, erst allmälich das entscheidende Urtheil herausbildet, dass der und der sie dauernd fessele. Es hängt das alles damit zusammen, dass der Mensch sich selbst und die äusseren Dinge und die anderen Menschen in den nächsten bewussten Vorstellungen zu wenig kennt, um sich danach sofort zu entscheiden. Sich und Verhältnisse und Menschen lernt er genau erst dadurch kennen, dass er vielfache Erfahrung gewinnt, mit jenen in lebendige Beziehung kommt, wie man sich nicht mit Unrecht ausdrückt.

113. Peccata venialia. Es mag wohl sein, dass das Geistige und Sittliche schon wegen seiner Bedingtheit durch das Physiologische exacter Grössenbegriffe fähig ist, aber selbst Herbart, der den Versuch machte diese zu bestimmen, gab zu, dass das Leben des Einzelnen nicht dadurch unmittelbar berechenbar sei. Mit anderen Worten, es bleibt im Sittlichen immer eine gewisse Latitüde, welche nicht ganz wegzubringen ist. Auch der besonnenste Mensch isst einmal zu viel, einmal zu wenig, sein Lob ist einmal outrirt, sein Tadel einmal zu linde und umgekehrt, es liegt das oft am Ton der Stimme, der etwa noch durch Nachwirkungen aus vorherigen Bethätigungen gehemmt ist. Das ist es, was Platon von dem *ἄπειρον* ableitete, von etwas im Menschen, was nicht der festen Begränzung zugänglich sei, obwohl er aus unserem nicht fest begränzen Können eine Unbegränztheit an sich machte. Das ist es, was die christliche Kirche als die unvermeidlichen peccata venialia ansah. Venialia sind sie insofern, als die durchgebildete sittliche Art davor nicht sichert, sie aber die Substanz des sittlichen Lebens und Wirkens nicht alteriren. Aber man muss wissen, dass auch bei durchgebildeter Sittlichkeit hier stets eine Gefahr des Mangels bleibt. Es spornt das die Achtsamkeit beim Handeln und macht zugleich geneigt zur etwaigen Remedur der kleinen unabsichtlichen, aus der Wirkung aber vielleicht erkennbaren Fehler. Das sittliche Leben wird dadurch

selbst nicht untergraben oder unsicher; denn dass Erhaltung und Förderung der Menschheit durch Thätigkeit, Wohlwollen und praktische Verständigkeit im Verein das Beste ist, kann man einsehen und bleibt durch corrigirbare Mangelhaftigkeiten unerschüttert. Das Nichthandeln, worin sich Manche aus Scheu vor den dem besten Handeln leicht anklebenden Mängeln geflüchtet haben, wäre Zerstörung der Menschheit; das Wissen, worin manche das Exacte allein gefunden haben, ist nicht exacter: selbst die Naturwissenschaft bringt es bei Voraussetzung der Exactheit der Natur doch stets nur zu Annäherungen in ihren Detailbestimmungen. Aber aus dem Gesagten folgt allerdings die Wahrheit des Gellertschen Wortes: „ohne Demuth ist der Mensch eine ewige Lüge."

114. Möglichkeit verschiedener Meinungen innerhalb derselben sittlichen Grundansicht. Es kann sehr wohl vorkommen, dass bei völliger Einstimmigkeit in der sittlichen Grundansicht doch Verschiedenheit der Meinungen im Detail obwaltet, nicht blos in Bezug auf einen ganz einzelnen Fall, sondern selbst in Betreff bleibender Einrichtungen. Was das Letztere betrifft, so ist es klar, dass bleibende Einrichtungen, etwa im Staatsleben, bei der Complicirtheit menschlicher Verhältnisse sehr mannichfache Nebenerfolge haben können, die vielleicht nachtheilig sein werden nicht direct, aber indirect, sie verlangen also sehr umständliche Ueberlegungen, und die Vortheile und Nachtheile können sich dabei durchaus nicht unzweifelhaft die einen als grösser, die anderen als kleiner herausstellen. Es drängen vielleicht die Verhältnisse zu einer Aenderung, aber alles, was sich darbietet von Neuem, hat auch die Gefahr übler Nebeneffecte bei sich. Dafür gibt es keinen anderen Kanon, als vielseitige und wiederholte Ueberlegung und Prüfung und dann Entschliessung nach bester Ueberzeugung, und wenn es sich um eine gemeinschaftliche Massregel handelt, nach bester Ueberzeugung der Mehrheit, die sich darum gar nicht zu verhehlen braucht, dass ihre Entscheidung gewisse üble Folgen nach sich ziehen kann, aber glaubt, die neue Einrichtung selbst so handhaben zu können, dass den üblen Folgen

begegnet wird, oder überzeugt ist, dass die bisherigen Einrichtungen noch mehr üble Folgen haben. Bei der Entscheidung einer einzelnen Frage sind solche Verschiedenheiten der Ansichten noch mehr möglich. Es handelt sich etwa darum, ob ein junger Mensch sich jetzt schon verheirathen soll oder noch die Ehe aufschieben. Da jeder Mensch sehr verschiedene Seiten an sich hat, so kann von der einen aus sich das empfehlen, von der anderen das: es gilt dann, wenn er mit sich selbst zu Rathe geht, oder man ihm Rath zu geben hat und dazu nach der Kenntniss der Sachlage im Stande ist, die Hauptseiten ins Auge zu fassen und von da aus die Entscheidung zu treffen. Eine besondere Schwierigkeit ist in beiden Fällen die, dass sehr oft über Dinge Entschluss gefasst werden muss, über die wir selbst nicht eine volle Kenntniss haben und auch nicht im Stande sind sie uns zu verschaffen, dass wir also auf Andere und deren Sachkenntniss und Wohlwollen uns verlassen müssen. Hier wäre es sehr nöthig, dass einzelne Männer und Frauen hervorragender sittlicher Art, was heisst, dass sie in Thätigkeit, Wohlwollen und praktischer Verständigkeit zusammen hervorragen, sich dazu bereit erklären, Menschen in ihrer Verlegenheit anzuhören und Rath zu ertheilen, z. B. über Berufsergreifung, über viele oft delicate Fragen des Lebens. Das würden dann leitende Personen sein, wie man sie immer braucht, ohne dass doch vielleicht eine eigene Klasse daraus zu bilden wäre. Jetzt ist das Bedürfniss nach Rath auch da, es wird aber tumultuarisch und aufs Ohngefähr befriedigt.

115. Der sog. Conflict der Pflichten. Unter Pflicht verstehen wir eine Einzelforderung, welche aus der moralischen Gesammtansicht unzweifelhaft folgt; es ist dabei gleichgültig, ob die Pflichterfüllung überhaupt uns schwer fällt, weil sich Gegentendenzen gegen die moralische Gesammtansicht noch in uns regen (Kantischer Pflichtbegriff), oder ob überhaupt im Augenblick eine solche Gegentendenz nicht zu überwinden ist. Es giebt ja unzweifelhaft Menschen, welchen mindestens einzelne Seiten des sittlichen Lebens, z. B. Thätigkeit, keinerlei Ueberwindung kostet oder keine mehr kostet, oder welche

immer bereit sind zu helfen, zu trösten u. s. f. Für den Conflict der Pflichten ist jene Nebennüance des Begriffs gleichgültig; gemeint ist, dass in einem Augenblick oder in einer Lage mehrere Aufforderungen zu bestimmten Handlungen uns entgegentreten, wir aber nicht im Stande sind, alle zusammen zu vollbringen, sondern nur Eine mit Ausschluss der übrigen, etwa Rettung mehrerer unserer Familienglieder aus einem brennenden Hause. Man hat wohl gesagt, dass Conflicte der Pflichten nicht eintreten könnten, denn die ganzen Verhältnisse würden immer Ansatzpunkte enthalten für eine Entscheidung, was zuerst, was nachher oder, falls es dann zu spät ist, gar nicht. Dies mag in natura rerum richtig sein, aber hülfe uns nur über den Pflichtenconflict hinaus, wenn wir die volle Kenntniss der Sachlage in jedem Augenblick besässen, die in solchen Fällen gerade oft fehlt. Es bleibt daher nichts übrig, als Thätigkeit, Wohlwollen und praktische Verständigkeit mit Beziehung sowohl auf die allgemeinen als die besonderen Verhältnisse des Lebens möglichst in uns auszubilden, damit wir nach Kräften in diejenige geistige Lage dauernd gebracht sind, bei welcher Conflicte von Pflichten seltener entstehen, ev., sofern es Zeit und Umstände erlauben, uns bei mehr Fortgeschrittenen Raths zu erholen.

116. Der Mensch unter sittlich Andersdenkenden. Wie soll der Mensch sich benehmen, falls er unter sittlich Andersgesinnten sich befindet, also der Mann der Erhaltung und Förderung der Menschheit unter Anhängern des Eudämonismus oder der blossen Cultur oder unter solchen, denen eine bestimmte Regelung des Lebens verhasst ist, die einen Ruhm darein setzen, nach blossen Impulsen zu verfahren. Er wird sich auf den Rechtsstandpunkt zurückziehen, für sich Freiheit des sittlichen Thuns verlangen und von da aus sehen, wie weit er kommt. Aber wenn ihm das nicht concedirt wird? Die blosse Selbsterhaltung ist ihm kein Kanon seines Thuns, sondern die sittliche Selbsterhaltung. Für diese sittliche Selbsterhaltung verlangt er nicht Herrschaft über Andere, nicht Zwang gegen dieselben, nicht einmal, dass man es ihm bequem mache und entgegen komme, er ist zufrieden, wenn man ihm blos

verstattet, in Geduld und stiller Wirksamkeit die Sittlichkeit zu erhalten mit der Hoffnung, dass von da aus einmal bessere Zeiten kommen. Aber wenn er direct gezwungen werden soll, anders zu thun und zu sagen? Dann wird er sich zunächst sagen, es sei dort seines Bleibens nicht, er wird sich umsehen, ob er nicht eine andere Stätte findet. Aber wenn ihm das gewehrt wird oder sich keine findet? Dann tritt wieder der Rechtsstandpunkt ein, den er bei dem Gedanken, anderswohin sich zu wenden, blos aus Nachgiebigkeit der Liebe nicht sofort zähe festgehalten. Nach dem Rechtsstandpunkt hat er nach seiner Ueberzeugung so gut ein Recht zu sein wie die Anderen, denen er die Möglichkeit neben ihm ihrer sittlichen Ansicht zu leben nicht nimmt. Seine sittliche Ueberzeugung verbindet ihn, in weiten Gränzen nachgiebig und aufopfernd zu sein, aber seine Ueberzeugung und deren Berechtigung auf der Erde selber zu vernichten, dazu verpflichtet sie ihn nicht. Er darf also zur Abwehr schreiten: er befindet sich in demselben Stand, wie wenn Menschen einander kein Recht überhaupt einräumen wollen. Dann entscheidet der Kampf, und ist dieser ungleich, so wird sich der Schwächere aller Vortheile bedienen dürfen, welche ihn sichern, ohne mit den Grundlagen seiner sittlichen Ueberzeugung zu streiten: er wird nie zu Meuchelmord schreiten, aber er braucht auch seine Pläne den Gegnern nicht offen darzulegen. Das Wort von Migne: car on n' obtient son droit que par la force, hat nach der Geschichte Wahrheit. Gerade weil in der Verschiedenheit der Menschen und ihrer Ansichten so viel Idiosynkratisches mit liegt, sind sie um so fester darin, indem das Idiosynkratische gerade als das Göttliche und Charakteristische erschien. Im gewöhnlichen Leben macht man oft die Erfahrung: je weniger klare Gründe, desto mehr Eigensinn, sobald die Gründe versagen, berufen sich die Menschen auf ihr Gewissen. Es ist darum eine gewisse Stärke des ganzen Menschen, äussere Güter mit eingeschlossen, für die sittliche Ansicht erforderlich. In der That haben alle sittlichen (in der Geschichte gewöhnlich zugleich religiösen) Parteien in ihren Anfängen nach solcher Stärke gestrebt, sie ist zur Selbständigkeit

des Menschen und ganzer sittlicher Gemeinschaften durchaus erforderlich. Es ist durchaus nicht so in der Welt, wie immer gesagt wird, dass die Wahrheit siege. Mindestens ist die grössere Wahrheit gegenüber der geringeren oft unterlegen. In Indien ist der Buddhismus trotz seiner Lehre von der Gleichheit aller Menschen ausgerottet worden von dem wiederauflebenden Brahmanismus mit seinem Kastenwesen. Im Islam sind die mehr wissenschaftlichen Richtungen ausgerottet worden durch die mehr ceremonielle, die höchstens Contemplation duldete. Der Protestantismus in Frankreich, in Süddeutschland ist von seiner einstigen Stärke sehr herabgebracht worden. Was alte Anschauungen oft so ausgedrückt haben, dass ein Kampf zwischen Wahrheit und Irrthum leiblich statt habe, das ist wahr, sofern verschiedene Lebensansichten oft mit den Waffen gegen einander zu streiten hatten. „Die Erhaltung und Förderung der Menschheit“ wird dem soviel möglich entgegenwirken, sie wird Duldung geben, aber sie wird sie auch verlangen, und sich durch alle rechtlichen Mittel zu solcher Kraft bringen, dass sie ihr ev. nicht verweigert werden kann. — Wenn aber der Sittliche zugleich einer gemischten Gemeinschaft angehört, wie es im Rechte prinzipiell stets der Fall ist (s. Rechtsphilosophie), und z. B. ein Krieg legitim beschlossen wird, den er für unrecht hält? Dann muss er Gelegenheit gehabt haben, vor der Beschliessung seine Ansicht zu äussern. Dringt er nicht durch, so muss er sich für den Moment allen rechtlichen Consequenzen des Beschlusses fügen; denn einer Rechtsgemeinschaft anzugehören ist immer Pflicht, bei einer solchen ist man aber ähnlichen Missgriffen stets ausgesetzt. Die einzige Hülfe dagegen ist, dass er nach beendigtem Kriege zusieht, ob er nicht anderswo eine bessere sittliche Wirksamkeit haben kann (Auswanderung), oder wo ihm dies nicht möglich ist, für seine sittliche Ansicht fortzuwirken versucht im eigenen Lande, um Wiederholungen ähnlicher Art vorzubeugen. Während des Krieges selbst hat er seine Bürgerpflicht zu thun. Nur darf er, wo sich Gelegenheit bietet, auf Frieden oder Milderung der Kriegsübel ohne Schaden der Gemeinschaft hinzuwirken, dies thun.

117. Wann und wieweit sind Leiden ein Segen? Rein physisch ist das Leiden eine Kraftminderung; wenn nun ebendadurch die sonst üblichen Aeusserungen dieser Kraft zurücktreten und so Raum wird für das Hervortreten anderer Kräfte im Menschen, welche Werth und Freudigkeit in sich haben, so kann allerdings das Leiden das Bessere im Menschen wecken. Plinius der Jüngere sagt vom Menschen: wenn er krank ist, tum et deum esse et hominem se esse intelligit. Die Schwäche der Krankheit bringt dem Menschen zum Bewusstsein, dass es Mächte ausser seinem Willen giebt, welche ihm überlegen sind und gegen die er wenig vermag; dies blosse Schwächebewusstsein macht, dass der Mensch von Uebermuth zurückkömmt und sich überhaupt mässige und bescheidene Ziele setzt. Da durch das Leiden eine Kraft gemindert wird, so kann dasselbe Raum schaffen für das Hervortreten auch solcher Kräfte, die im Menschen sich schon ab und zu regten, aber bis jetzt unter dem Vorwalten anderer Kräfte wenig zum Bewusstsein kamen. Der Mensch kann sich im Leiden bewusst werden, dass Stille, Ruhe, Zurückgezogenheit mehr innere, geistige Bethätigungen in ihm frei machen; dabei kann er finden, dass in diesen ein grosses Gegengewicht gegen äussere Uebel liegt, dass ihm das Leiden sogar gering wird vor der inneren Lebendigkeit: er denkt nach, dichtet, künstlert in irgend einer Weise, und hat so eine geistige innere Lebendigkeit gewonnen, von deren Möglichkeit in ihm er bis zum Leiden kaum eine Ahnung hatte. Noch in anderer Weise kann Leiden heilsam wirken: Schmerz hat dies an sich, dass er eine Reaction hervorruft, die Seele sich von ihm abwendet, aber nicht blos direct von ihm, sondern auch von dem, was mit ihm ursächlich oder selbst blos räumlich und zeitlich zusammenhing. Es ist das freilich eine Quelle vieler Associationsfehler. Ein Mensch wendet sich von Frauen überhaupt ab, weil er glaubt von Einer betrogen zu sein, er traut Keinem mehr, weil ihn ein Freund getäuscht, er giebt den Glauben an Wahrheit auf, weil das System, dem er bis dahin anhing, zweifelhaft geworden ist. Es ist da Vorsicht nöthig, aber im Allgemeinen wird oft der Schmerz berechtigter

Anlass, dass wir uns von seinen Ursachen und Zusammenhängen mit abwenden: also von leichtsinniger Gesellschaft, übermässiger Erwerb- und Gewinnsucht, Ehrsucht etc. Die Nichtigkeit blosser irdischer Güter kommt uns durch solchen Schmerz zum Bewusstsein und treibt unwillkürlich die anderen Seiten unseres Wesens hervor, welche werthvoll und kraftvoll sind und so uns nicht blos Trost werden, sondern zugleich Freude bleibender, mit uns selbst innigst verwachsener Art. Auch die Menschen lernen wir im Leiden scheiden, wahre und falsche Liebe trennen, und so werden uns die reellen Naturen dadurch bekannt, die wir in guten Tagen vielleicht ihrer Unscheinbarkeit und Einfachheit wegen nicht beachteten. Aber Eines ist immer Bedingung, dass Leiden zum Segen werden. Es muss im Menschen etwas sein, was durch das Leiden gleichsam entbunden und frei gemacht wird. Wo solches nicht ist, da führen Leiden nicht zum Heil, sondern zur Verzweiflung oder zum Leichtsinn. So giebt es Menschen, die ein körperliches Leid durch anderweitige Genüsse zu betäuben versuchen, das Bewusstsein der Schwäche treibt sie zur List, zur Kunst des Raffinements, zur gierigen Ausnutzung, so lange sie noch ein Fünkchen Lebenskraft haben; tritt in ihnen eine wilde Kraft durch Leiden oder Abnützung zurück, so regt sich um so wilder eine andere: hört die Wollust auf, so tritt Ehrsucht an die Stelle, und ist diese nicht mehr erfolgreich, Besitzsucht. Die Täuschungen, die erlebt werden, treiben viele zur Gegentäuschung, zur Leichtfertigkeit in Liebe, Freundschaft, zu einem egoistischen Anknüpfen und Abbrechen, weil doch nichts fest und gewiss sei. Weil Prosper Mérimé einmal als Knabe in eine Lage gebracht wurde, dass die Gesellschaft über ihn lachte, war der reizbare Grundsatz seines Lebens, lieber tout le monde dupe von ihm als umgekehrt. Die Vergänglichkeit und Nichtigkeit einzelner irdischer Güter treibt viele nicht zum Schluss auf alle und zur sittlichen Innerlichkeit auch bei irdischem Erwerb, sondern zur Lust am Wechsel mit den Gütern und dazu, von einem zum andern zu eilen. Der Unterschied ist also der: Leiden können dem Menschen ein Segen werden, wenn Kräfte des Segens als

reiche Anlage in ihm da sind; ist das nicht der Fall, so tritt ein, was Aristoteles sagt, die Sinnenlust (Weltgenuss) werde vielfach gesucht, um Schmerzen und Unbehagen zu entfliehen. Dass Leiden so oft Anknüpfungspunkt für Religiosität sind, erklärt sich daraus, dass Religion diejenige Art von Innerlichkeit und Geistigkeit ist, welcher die meisten Menschen bis auf einen gewissen Grad fähig sind: in ihr werden Gefühl und Phantasie besonders erregt, Glaube und Hoffnung ist den Religionen wesentlich, aber Religion tröstet nur in Leiden, wenn die durch sie geweckten Gefühle und Vorstellungen auch präsente Erleichterung mit sich bringen, eine blosse Hinweisung auf Zukunft ohne gegenwärtige Freudigkeit und dadurch Gewähr auch der zukünftigen wirkt nicht. Vertröstung auf den Himmel ohne Versuch irdischer Hülfe oder Linderung erscheint eher als Hohn. Daher haben die Religionen solche Hülfe und Linderung überall vorgeschrieben, und wo der Mensch allein ist, da liegt mindestens in den begleitenden Gebräuchen der religiösen Vorstellungen etwas Ablenkendes (Kreuzschlagen, Beten u. s. f.). — Die Aufgabe ist also, in der Erziehung dem Menschen eine gewisse Innerlichkeit zu geben, zu der er im Leid zurückkehren kann. Wo gar nichts oder wenig von Innerlichkeit ist — es giebt solche nach aussen gewendete Naturen —, da ist die Erziehung so einzurichten, dass der Mensch immer eine gewisse Summe Freuden haben kann zum Trost in Leiden: Mässigkeit im Genuss erhält die Fähigkeit und Leichtigkeit desselben, Naturgenuss ist immer tröstlich, Geselligkeit, Spiel etc. Man sehe nur die Leidenden an, wie verschieden, theils innerlich, theils äusserlich sie sich die Zeit vertreiben.

118. Die Willensfreiheit. In der Theorie vom Willen, welche unserer ganzen Moral zu Grunde liegt, ist unmittelbar mit enthalten diejenige Ansicht von der Freiheit des Willens, welche für die Moral maassgebend sein muss. Wir stellen die Hauptpunkte dieser Ansicht zusammen, indem wir zugleich auf die früher gegebenen Ausführungen verweisen. Einen freien Willen als absolute Spontaneität giebt es in uns nicht. Die Meinung, es gäbe ihn, ist entsprungen aus der falschen Theorie

vom Willen überhaupt und fällt mit dieser weg. Aller Wille in uns setzt voraus ursprünglich unwillkürliche Bethätigungen. Diese unwillkürlichen Bethätigungen sind zum Theil ganz spontan, zum Theil in Einigen spontan, in Anderen so, dass auf Anregung von jenen aus sie als effective Bethätigungen, sei es im Denken, Fühlen, Bewegung oder in zweien von diesen oder allen zusammen, hervortreten. Diese spontanen oder receptiv-spontanen Bethätigungen sind einer grossen Ausbildung fähig sowohl intensiv als extensiv, aber diese Ausbildung richtet sich nach festen Gesetzen unserer physiologisch-psychologischen Organisation, die letztere als Ausdruck für den ganzen Menschen genommen, wie wir ihn allein kennen als leiblich-geistiges Wesen. Die so mögliche Ausbildung des Willens in seinem umfassenden Sinne gipfelt in dem moralischen Charakter. Der moralische Charakter ist, was seinen Inhalt betrifft, nicht immer gleich bestimmt worden, und es ist noch keineswegs Uebereinstimmung darin thatsächlich erreicht; aber der Gang der Geschichte giebt uns die Befugniss anzunehmen, dass Uebereinstimmung in dem Prinzip der Erhaltung und Förderung der Menschheit erreichbar ist, und die Gesetze des Willens geben uns die Mittel an die Hand, an der Herbeiführung eines solchen Zustandes in der Menschheit zu arbeiten. Zu diesen Gesetzen gehört, dass Zwang in der Moral ausgeschlossen ist, dass alles Moralische aus dem Inneren des Menschen kommen muss, dass diese innere Möglichkeit zur Moral aber der Anregung von aussen und günstiger Bedingungen ebenso bedarf, um Wirklichkeit zu werden, wie sie des eigenen Bemühens des Menschen und seiner fortwährenden Arbeit an sich selbst bedarf. Zwang darf nur geübt werden im Rechte, d. h. in dem Inbegriff derjenigen menschlichen Einrichtungen, welche schlechterdings sein und gehalten werden müssen, damit im Verkehr der Menschen jeder individuell-frei sich bethätigen kann (s. Rechtsphilosophie). Die Möglichkeit des Rechtszwanges gründet sich darauf, dass, wer nicht den directen Willen zum Rechte hat, doch als Mensch eines indirecten fähig ist, d. h. eines durch Belohnung und Strafe bestimmten (§ 12). Dieser Rechtszwang ist darum kein

Zwang zur Moral, weil innerhalb des Rechtes noch sehr verschiedene moralische und moralisch-religiöse Auffassungen und Bethätigungen möglich bleiben. Innerhalb des Rechtes muss daher Freiheit verschiedener sittlicher Ansichten herrschen, so sehr dabei der Einzelne von der ausschliesslichen Wahrheit seiner Ansicht überzeugt sein mag: nur auf Grund dieser Freiheit darf und kann die richtige Ansicht zum allmälichen Siege in der Menschheit geführt werden. Alles dieses gehört zum Standpunkt der Immanenz der Moral. So wenig wie in anderen wissenschaftlichen Fragen ist auch hier ausgeschlossen der Versuch darüber hinauszugehen (§ 80); wir können das Transcendente hoffen und glauben und darüber forschen. Kanon muss sein, dass, was wir auch darüber aufstellen mögen, dies den klar erkannten immanenten Wahrheiten nie widersprechen darf. Auf welche transcendente Ausdeutung der immanenten sittlichen Erscheinungen jemand auch kommen mag, fest muss stehen, dass nicht diese Ausdeutungen sein Thun bestimmen dürfen, sondern die immanenten Gesetze müssen es bestimmen. Vielleicht ist die Zeit hierfür reif. Wenn man von der äusseren Natur etwas haben will, so wendet man sich an ihre immanenten Kräfte unter Benützung von deren immanenten Gesetzen. Ebenso muss es im Sittlichen werden: auch dieses hat seine immanenten Kräfte, welche nach immanenten, freilich sehr mannichfaltigen und complicirten Gesetzen wollen behandelt, ev. erst geweckt sein. Nur so kann das Reich Gottes auf Erden gegründet werden, oder, mehr vom immanenten Standpunkt ausgedrückt, nur so können alle Hauptseiten menschlichen Wesens sich frei neben und mit einander entfalten und dadurch sittliche Freudigkeit auf Erden auch unter mancherlei Leiden und Beschwerden und eine lebendige Hoffnung auch über die Erde hinaus in der Menschheit Wurzel schlagen.

119. Das Böse. Wenn das sittlich-Gute ist Erhaltung und Förderung der Menschheit, so ist das Böse Zerstörung und Minderung der Menschheit. Die Keime desselben liegen in doppelter Gestalt in der menschlichen Natur, denn es giebt ein Böses der Schwäche und ein Böses der Stärke. Das Böse der

Schwäche entwickelt sich aus dem, was wir alle von den ersten Lebenstagen in uns tragen und kurz als Verstimmbarkeit bezeichnen können. Wenn Unbehagen, Misslaune aus Ueberreizung oder aus dunklen körperlichen Ursachen in uns entsteht, so ruft dies als Schmerzgefühl Tendenzen zu seiner Ausgleichung hervor (§ 19), Schreien, Sich hin und her werfen, Schlagen, Kratzen, Beissen in Kindern, in Erwachsenen kann dies analog sich erweitern zu Härte, Grausamkeit, Blutdurst. Die Verstimmung wird heftiger, wo sie Contraste vor sich hat; der Verstimmte empfindet sein Unbehagen um so energischer, je mehr er an Anderen Behagen sieht, er braucht dies nicht immer nachempfinden zu können, es genügt, dass er das dunkle Gefühl hat, „die sind ganz anders gestimmt als du“: wie die Freude gern Freude um sich hat, so ist es auch für die Verstimmung eine Erleichterung, von Gleichem umgeben zu sein. Dies Böse der Schwäche ist weit verbreitet. Auch der sittlich durchgebildetste Mensch hat immer von Neuem damit zu kämpfen, nicht seinen gelegentlichen Unmuth an Anderen auszulassen oder mindestens etwas davon auf sein Benehmen gegen sie einwirken zu lassen. Bei Kindern kündigt sich eine Krankheit gewöhnlich durch voraufgehenden „Krittel“ an, sie werden quälend für ihre Umgebung, wo sie sonst beglückend waren. Kinder, welche früh sterben an Leiden, deren Keim von Geburt an in ihnen lag, aber sich langsam entwickelte, werden in ihrem oft launenhaften, verdriesslichen, scheuen und selbst bösartigen Wesen meist erst von dem Tode aus rückwärts verständlich. Dass Völker mit schlechter Ernährung (Wilde) so oft in Grausamkeit hervorragten, mag von daher mit seinen Anlass genommen haben. Dass Unglück gewöhnlich ungerecht, bitter, hart macht, ist ein bekannter Satz. Manche Menschen merken eine ausbrechende Erkältung daran, dass sie schlechte Gedanken z. B. im Sexuellen haben, oder die ganze Welt vergiften oder in Trümmer schlagen möchten. Dies Böse der Schwäche regt sich ursprünglich unwillkürlich, wie alles im Menschen. Wie kann es ein Willkürliches werden, also eine auf Vorstellung und Werthschätzung hin eintretende innere oder zugleich äussere Bethä-

tigung, da es doch in sich Unbehagen, Verstimmung ist, also ein Unwerthgefühl, und die Unwerthgefühle nach § 19 eine Tendenz zur Abwendung erwecken? Das Böse der Schwäche wird auch in der That nie direct gewollt, aber wohl kann ein Hingeben an dasselbe und selbst ein indirectes Wollen desselben (§ 12) Platz greifen, sofern mit der Verstimmung Zustände der Erregung verbunden sind (Schreien, Wälzen, Zanken, Schlagen, Austoben an Anderen), welche eine Erleichterung der Verstimmung direct und indirect mit sich führen, indirect, sofern von dem eigenen Missbehagen aus Missbehagen in Anderen erweckt wird, um nicht durch den Contrast ihres Behagens das eigene Missbehagen verschärfter zu empfinden. Die mythische Auffassung des Bösen hat daher ganz richtig den Teufeln und Dämonen in sich selbst Unseligkeit zugeschrieben, aber eine Linderung ihrer Unseligkeit darin gesetzt, dass sie Schaden, Unheil, Unfrieden, mörderische Kriege anstiften und andere Seelen zu ihrer eigenen Unseligkeit zu bringen suchen. Das Böse der Verstimmung kann von da aus sehr anregend werden zur Thätigkeit und zur intellectuellen Erfindsamkeit; gleichwohl hat die mythische Auffassung ebenfalls ganz richtig es eigentlich in sich selbst schwach gedacht, denn es wurzelt primär in Schwäche, und ihm zugeschrieben, dass es nicht so sehr aus sich mächtig ist, als vielmehr die Keime des Bösen in Anderen hervorzulocken sucht, um so im Verein ein starkes Böses zu Stande zu bringen. Nur wo solche Naturen Einfluss auf Andere gewinnen, oft in sehr indirecter Weise, oder wo sie von Natur in Verhältnissen standen, welche ihnen Andere geneigt zum Dienst machten, haben sie nachhaltig böse Wirksamkeit auszuüben vermocht. Der Natur der Sache abgelauscht ist auch der Zug, dass das Böse zwar klug ist, aber doch gewöhnlich etwas übersieht. Das Missbehagen, wie der Schmerz überhaupt, wenn er stark ist, ist nicht durchgreifend günstig für intellectuelle Bethätigung (§ 19), der Drang, irgendwelche Erleichterung zu haben, greift bald über und hemmt eine ausdauernde ruhige Ueberlegung. — Dies Böse der Schwäche ist so lange naiv und sich seiner selbst als Böses nicht bewusst, so lange

ihm das Gute als solches noch nicht zum Bewusstsein gekommen ist. Dies kann ihm zum Bewusstsein kommen, insofern ein solcher Mensch auch Werthgefühle positiver Art zu haben und Andere als gleicher Werthgefühle fähig zu erkennen im Stande ist, oder mindestens Annäherungen an Beides in sich verspürt. Da ihm aber dies Letztere schwer fällt oder nur schwach in ihm sich regt, so giebt er meist den Versuch, sich zu Beidem mehr aufzuarbeiten, bald auf (§ 14), er überlässt sich dem Bösen entweder mit einer gewissen Resignation, welche oft genug hierbei vorkommt, oder falls die Erleichterung durch Wendung nach aussen gross wird, so entsteht das ruhelose und geschäftige Böse, dem es nur wohl ist, wenn es etwas zu treiben oder zu sinnen hat und insofern mindestens von dem Brüten über dem inneren Missbehagen loskommt.

120. Ausser dem Bösen der Schwäche giebt es auch ein Böses der Stärke. Seine Keime sind überall da gelegt, wo das eigene Ich zwar einen lebensvollen und freudigen Inhalt hat, aber sich von da aus nicht als eines unter vielen fühlt, mit denen es sich unter gleiche Regeln subsumirt, sondern sich als Ich fühlt, die anderen nicht als Iche oder nicht so als Ich, wie es sich selbst fühlt. Diesen Zug meint man gewöhnlich, wenn man als die Grundform des Bösen den Egoismus bezeichnet. Gemeinhin setzte man diesen Egoismus sofort näher an als sinnliche Selbstsucht oder kurzweg als Sinnlichkeit. Man nahm also an, dass die Triebe des vegetativen Lebens und des sexuellen, übermächtig den Inhalt des Ich bildend, die Selbstsucht constituiren, die sich als Genusssucht (Wein und Weiber) oder als Habsucht darstelle. Es hängt das damit zusammen, dass nach § 26 das vegetative Leben und die von da sich regenden Bethätigungen meist geringer geachtet wurden, als die Muskel- und Nervenbethätigung als solche. Aber auch diese beiden in ihren verschiedenen Formen konnten den Inhalt des Ich ausmachen, und von da aus die anderen Iche gar nicht als gleich anerkannt werden oder nur soweit, als sie denselben Inhalt mit dem eigenen Ich hatten: so entstand die Selbstsucht, welche sich als Herrschsucht, als die Moral des Virtuosenthums, als der

Hochmuth des Wissens, als der Fanatismus und die Intoleranz der Religionen darstellt. Dies Böse der Stärke war so lange naiv, als der Mensch blos seine Art kannte und ein Versetzen in Andere weder von selbst sich regte, noch durch Anregung von aussen geweckt wurde. Es ist das ein Zug, den wir noch alle in uns kennen und der sich darin zeigt, dass wir gestehen, einem Anderen lange Unrecht gethan zu haben, weil wir ihn verkannten, weil seine Art und ihre Würdigung uns nur langsam aufging, zuerst uns seine Art vielmehr als ganz verkehrt und Abwendung oder selbst Reaction unsererseits erfordernd erschien. Diese Naivetät der Selbstsucht in ihren verschiedenen Formen fängt an zu wanken, sobald ein auch nur annäherndes Gefühl fremder Art und ihres Werthes sich regt, aber gewöhnlich ist diese Regung aus sich schwach; so wird sie lange übersehen oder selbst als Versuchung, die vom Richtigen und Wahren ablenke, niedergekämpft. Es ist dies das Widerstreben gegen Aenderung und Umbildung seiner selbst, welches sich aus den gleichen Gründen erklärt, wie, warum nur das zunächst von uns gewollt wird, was uns leicht fällt (§ 14), und nur das uns unmittelbar anregt, was uns homogen ist (§ 10). Schopenhauer lehnte es in einem Briefe an Frauenstädt einmal ab, sich auf ein eigentliches Disputiren über seine Philosophie einzulassen, denn „am Ende lasse sich für jede Ansicht etwas sagen." Er zog aus diesem Satze nicht den Schluss: also ist meine Ansicht vielleicht mehr individuell als allgemein wahr oder hat zwar überwiegende Wahrheit, aber auch anderen kommt mindestens relative Wahrheit zu. Denn was sich ihm als von seiner Natur aus am leichtesten und darum festesten aufdrängte, war der Pessimismus, in was er sich daher nicht versetzen konnte, das lehnte er rundweg ab. Ganz ebenso ist das Verfahren gewesen, wie Religionen einander ablehnten, Völker, Culturen u. s. f. einander ablehnten.

121. Wie dem Bösen sowohl der Schwäche als der Stärke vorzubeugen, eventuell es zu überwinden sei, ist innerhalb der früheren Auseinandersetzungen fortlaufend mitdargelegt; ich recapitulire die Hauptpunkte, welche zu beachten sind. Dem

Bösen der Schwäche ist vorzubeugen nach § 47 schon dadurch, dass in den Kindern, welche zur Verstimmung neigen, durch leibliche und geistige Pflege eine gewisse Kräftigkeit, Freudigkeit und Zufriedenheit herbeigeführt wird, sie müssen mit besonderer Güte und Liebe behandelt werden, ohne dass sie darum verweichlicht und verzärtelt zu werden brauchen. Wo die Verstimmung nicht habituell ist, sondern gelegentlich kommt, was in jedem Menschen der Fall ist, müssen zeitig die Gegenkräfte geweckt werden. Dies hat direct vom Wohlwollen aus zu geschehen, insofern jeder erlebt, wie Menschen in der Verstimmung entgegen ihrer sonstigen Art ungerecht und lieblos sind, und dies als Wehe und Leid für ihn empfindet, wenn er der Betroffene ist. Daran anknüpfend muss beigebracht werden Selbstbeherrschung in solchen Stimmungen, eventuell muss man sich für einige Zeit vom Zusammentreffen mit Menschen zurückziehen, bis die Verstimmung sich gelöst hat, oder wo dies nicht möglich war und man sich hat fortreissen lassen, da ist das geschehene Unrecht oder die Härte wieder gut zu machen, ehrlich und offen, ohne die Selbstrechtfertigung, zu der die Leidenschaften neigen wie alles, was uns so erfüllt, dass es Anderes zeitweilig ganz zurückdrängt. Es giebt Menschen, welche sich nach der Verstimmung dieser und wie sie darin waren, kaum mehr erinnern; die Selbstkenntniss hängt ja von der Stimmung ab (§ 32), ist diese eine andere, so ist auch das Bild des Menschen von sich ein anderes. Solchen ist nachzuhelfen durch frühe Hinweisung von aussen, durch welche man ihrer Erinnerung zu Hülfe kommt. Ausserdem muss in der Erziehung darauf gewirkt werden, dass der Mensch Leiden ertragen kann (§ 15), ihnen die Segenskräfte, die in ihnen liegen können, abzugewinnen vermöge (§ 117), und beides muss die Selbsterziehung dann fortsetzen. Der Mensch muss aber auch auf Leiden und ihr plötzliches Eintreten vorbereitet sein; hat er sie nicht an sich erfahren, so muss er sie an Anderen erfahren haben dadurch, dass er zur Linderung und Abhülfe derselben beizuwirken geübt ist; dadurch weiss er ihnen zu begegnen, wenn sie ihm selber kommen. Ein Mensch, der nie

krank war, stellt sich, kommt eine Krankheit über ihn, meist sehr ungeberdig oder mindestens aufgeregt an, hat er aber Kranke zu pflegen oder sich ihrer anzunehmen gehabt, so fällt es ihm von der erworbenen Erfahrung aus viel leichter, selbst krank zu sein. Was das Böse der Stärke betrifft, so liegen die Vorkehrungen gegen dasselbe zuoberst in der Erweckung des Wohlwollens, dem nichts Menschliches fremd ist, das darum gegen alle menschliche Art, soweit sie sich mit den allgemeinen Forderungen menschlichen Zusammenlebens verträgt, duldsam ist. Die Regeln, wie dies zu wecken, sind § 47—50 umständlich dargelegt. Ausserdem ist den speciellen Gefahren entgegenzuwirken, die sich nicht nur vom vegetativen und sexuellen, sondern gerade so vom Muskel- und Nervensystem aus regen (§ 17); jede überwiegende Art des Lebens hat die Gefahr in sich einseitig zu werden und dadurch, wenn nicht das Recht, doch die Liebe und was aus ihr folgt, blos auf die ihr durchaus Aehnlichen zu beschränken. Besonders ist die praktische Verständigkeit in der Auffassung und Behandlung des Bösen zu wecken. Dem sittlichen Menschen ist das Böse, wenn es sich in ihm regt oft mitten in seinen besten Bestrebungen, eine befremdliche und seltsame Erscheinung; von der richtigen Willenstheorie aus verliert es diese verwirrende Gestalt. So wenig wie das Gute, so wenig ist das Böse ursprünglich eine willkürliche Erzeugung des Menschen, alle Bethätigung, alle geistige Regung ist ursprünglich unwillkürlich, erst daraus werden sie willkürlich, d. h. auf Vorstellung und Werthschätzung eintretend, und dieser Wille kann verstärkt und erweitert werden nach den Regeln von §§ 9—18. Danach kann das Gute stark im Menschen werden, das Böse schwach und zur blossen Versuchung herabsinken, aber als solche Versuchung wird es sich regen, und da wir nicht alle complicirten Detailverhältnisse unseres leiblichen und geistigen Lebens völlig durchschauen, so wird uns manches, wie es kommt und geht, dunkel bleiben. Wir durchschauen aber genug, um von dem klar Erfassten aus das Dunkle theils aufzuhellen, theils ihm die Macht zu nehmen, uns in dem klar und sicher Erkannten zu beirren. So hat man

es stets als etwas Räthselhaftes angesehen, dass gerade dadurch, dass uns etwas verboten wird, es zum Reiz der Uebertretung werde. Psychologisch erklärt sich das sehr einfach. Das Verbotene reizt, denn 1) wirkt das Verbot wie das Beispiel, es ist ein Hinweis auf etwas, mit dem sich in Folge dessen die Gedanken beschäftigen; jedesmal, wenn wir an der Sache vorübergehen oder sie uns zufällig einfällt, denken wir an das Verbot; dadurch wird die Sache uns viel mehr ein Gegenstand des Verweilens, als es sonst der Fall gewesen. 2) Verboten wird uns gewöhnlich das, wozu wir von selbst Lust haben oder würden bekommen haben, indem also das Verbot die Aufmerksamkeit auf die Sache zieht, wird dies Lustgefühl mit erweckt und selbst gestärkt. 3) Ist kein Lustgefühl mit der Sache verbunden, so entsteht doch durch die Richtung der Aufmerksamkeit auf dieselbe eine Erregung überhaupt, eine starke Erregung regt aber die motorischen Nerven mit an und also auch diejenigen unter ihnen, welche mit der Sache in Beziehung gebracht werden können durch Handeln. Das Verbot kann daher so viel sein, wie den schlafenden Löwen wecken, wenn nicht die Kräfte zur Ueberwindung der durch dasselbe entstehenden Gedanken und Gefühlsbewegungen vorher ausreichend entwickelt sind. — Luther hat die Bemerkung gemacht, dass der Teufel einen Mann in der Ehe viel mehr mit fremden Weibern versuche, als er es oft vor der Ehe gethan. Er ruft den Teufel herbei wegen der Seltsamkeit der Sache, sofern man ja denken sollte, durch die sexuelle Befriedigung in der Ehe seien der Trieb und die Versuchungen von ihm aus fortwährend erstickt. Wir werden den Thatbestand, den Luther meint, zugeben, aber den Teufel draussen lassen, weil die Sache physiologisch-psychologisch durchaus begreiflich ist. Bei Männern, welche enthaltsam gelebt haben — Luther setzt ja solche, die vor der Ehe nicht viel Anfechtungen erlitten —, werden alle mit der Liebe in Beziehung stehenden Seiten menschlicher Natur durch den Umgang mit der Frau erst voll und ganz geweckt, die Liebestriebe nicht blos befriedigt, sondern auch gesteigert, der Mann lernt jetzt erst alle Reize weiblicher Natur kennen, von da aus

treten sie ihm auch an anderen Frauen selbst ohne besondere Achtsamkeit seinerseits viel mehr entgegen, je mehr er seine Frau liebt, desto mehr wird er sich gerade von anderen Frauen angezogen fühlen, die ihr in dem oder jenem gleichen. Von da aus können sich also unter Umständen stärkere Versuchungen regen. Dazu kommt, wo der Trieb einmal mehr lebendig ist, der Umstand, dass nicht immer alle Seiten des Menschen in dem bestimmten Liebesverhältniss völlig befriedigt werden; der Zug des Complementären (§ 90) kann sich auch hier geltend machen. Verstehen wir so die Sache aus der physiologisch-psychologischen Natur des Menschen, so sind damit auch bereits die Mittel zur Ueberwindung der Gefahr indicirt. Das Erste ist, dass der Mann, wie er vor der Ehe enthaltsam war, in der Ehe massvoll ist, damit nicht die unverbrauchten Kräfte und Seiten seiner Natur zu einer übergreifenden und gleichsam selbstherrlichen Macht werden, gerade wie es ein bekannter Grundsatz welterfahrener Männer ist, die junge Frau im sexuellen Verkehr nicht an übermässigen und häufigen Reiz zu gewöhnen; sie fürchten sonst, dass gerade in dem völlig unschuldigen, aber kraftvollen Weibe das Bedürfniss nach solchem Reiz ein constantes werde, welches, vom Manne später nicht wie anfangs erfüllt, sie der Anfechtung aussetze. Das Zweite ist, dass die Liebe so aufgefasst werde, dass sie zwar in sich ein Gut ist, aber zugleich Anregung für alle anderen Güter werde, in der Frau durch die Fürsorge für Mann und Kinder, im Mann für Thätigkeit in seinem Beruf und allen Seiten seiner Betriebsamkeit; dadurch hat die Liebe von vornherein das richtige Verhältniss zu der Allseitigkeit der sittlichen Aufgaben und ist gesichert gegen ein einseitiges Vorwalten, welches stets eine Gefahr ist. — Für seltsam gelten oft die Zustände, an denen manche leiden, dass sie, an einem Abgrund stehend oder auch am Fenster eines höheren Stockwerkes, trotz gegenwärtigen freudigen Lebensgefühles eine heftige Lust spüren sich hinabzustürzen, andere werden, so oft ein Eisenbahnzug in ihrer unmittelbaren Nähe heranbraust, von einem plötzlichen Trieb erfasst, sich auf die Schienen zu werfen. Es sind das

Schwindelgefühle, welche viele Analogien haben, die beim Zurücktreten in solchen Gelegenheiten alsbald verschwinden, und gegen welche z. B. bei Gebirgsreisen momentaner Gebrauch von Erregungsmitteln Abhülfe geben soll. Ganz ähnlich ist es, wenn Nordländer, die sich in Rom aufhielten, versichern, dass bei herrschendem Sirocco jedesmal nicht blos eine grosse Ermattung über sie gekommen sei, sondern sie geradezu mit Selbstmordgedanken schwer zu kämpfen gehabt hätten; es ist das eine Depression, wie sie auch sonst vielfach vorkommt und der im Allgemeinen durch bessere Sorge für Nervenkraft (§ 9) entgegenzuwirken ist.

122. Für die Moral ist die Aufgabe die, das Böse in seinen elementaren Formen und Keimen zu erkennen und von da aus die Mittel zu finden ihm entgegenzuwirken und es zu überwinden, eventuell es zur blossen beherrschbaren Versuchung herabzusetzen. Gewöhnlich hat man es ganz anders gemacht: man hat über das Böse gestaunt und sich erschreckt, und von diesem Staunen und Schrecken aus ist man auf Mittel zur Abhülfe verfallen, welche vielfach den primitiven Entwickelungsstufen menschlichen Denkens und Handelns, dem Associationsaberglauben (§§ 19 und 23—24) angehören; vielfach hat die Abwendung von dem Bösen, sofern sie entstand, sich zugleich verschmolzen mit dem Zug nach Ausgleichung, welcher das Böse der Schwäche charakterisirt (§ 119); daher stammt mit, dass man gerade durch Opfer von Menschen und überhaupt Lebendigem eine Beschwichtigung fand. Der Gedanke an Blut, an Auslassung der Verstimmung an einem Gegenstand, welcher dem Menschen dunkel kam, wurde zu einem Impuls gerade nach dieser Richtung.

Die Philosophie wollte des Bösen dadurch Herr werden, dass sie es begriff, d. h. aus einer metaphysischen Ursache ableitete. Gewöhnlich ist sie dem Bösen mit der falschen Willenstheorie nahegetreten, das liberum arbitrium indifferentiae sollte sein Grund sein, und sollte, wie es das Böse geschaffen habe, so dasselbe wieder aufheben. Da es ein solches liberum arbitrium indifferentiae in der menschlichen Natur nicht giebt (§ 8), so gab es auch die Aufhebung des Bösen durch dasselbe

nicht; wo nicht unbemerkt neben dieser Lehre die richtigen Mittel zur Weckung des Guten und zur Schwächung des Bösen im Menschen angewendet wurden, da half alle Anrufung dieser Art von Freiheit nicht, auch wo man an sie glaubte. Wir haben allerdings Grund anzunehmen (§§ 25, 27—28), dass die Grundzüge menschlicher Natur die gleichen sind, und dass alle inhaltlichen Hauptarten menschlichen Wesens dem Prinzip der Liebe zugänglich gemacht werden können (§§ 34 und 35), aber es ist keineswegs so, dass diese Möglichkeit, wie das liberum arbitrium indifferentiae es ansetzt, in allen Menschen eine unmittelbare und nächste Möglichkeit (potentia proxima und immediata) wäre, es ist vielmehr nach der physiologisch-psychologischen Constitution des Menschen vielfach eine entfernte und mittelbare Möglichkeit (potentia remota und mediata). Daher eine grosse geschichtliche Entwickelung erforderlich war (§ 28) und noch erfordert wird, um diese entfernte und mittelbare Möglichkeit in eine nächste und unmittelbare zu verwandeln. Nicht einmal die Vorstellung und Werthschätzung allgemeiner Menschenliebe kann von jedem unmittelbar gebildet werden, sehr oft auch auf die erste äussere Anregung noch nicht, es bedarf oft längeren Vorbildes und vielfacher lebendiger Anschauung, bis diese Art nur etwas innerlich nachempfunden wird. Das, was so viele täuschte, sich eine Freiheit als unmittelbare Möglichkeit des Andersseins zuzuschreiben, war ausser den Gründen für das Aufkommen der falschen Willenstheorie überhaupt (§ 8) der Umstand, dass in jedem Menschen mannichfache Möglichkeiten sind, gewissermassen latente Kräfte, die hier und da durch innere und äussere besondere Complicationen einmal lebhaft sich regen und ihm dadurch die Möglichkeit des Andersseins nahelegen, aber diese Möglichkeit ist im Grossen und Ganzen eine abstracte, es könnte das und das sich in ihm ändern, die concreten Bedingungen, von denen eine effective und nachhaltige Aenderung abhinge, werden meist dabei übersehen. Ausserdem hat jeder Mensch mindestens für eine Summe von Möglichkeiten und Bethätigungen in sich das Gefühl, dass er viel mehr daraus hätte machen und es viel weiter

darin hätte bringen können, wenn er sich mehr angestrengt hätte. Dies Bewusstsein ist ganz richtig, aber man denkt diese Selbstanstrengung meist fälschlich als einen allgemeinen Impuls oder gar nach der irrigen Willenstheorie als blosse Klärung des Vorstellens und Belebung des Gefühls, während die Anstrengung, die hätte helfen können, in der Benutzung der Detailgesetze effectiven Willens bestehen muss, zu welchen Detailgesetzen auch gehört Anregung, Verstärkung und Ergänzung durch Andere, ein Punkt, auf den die grossen Religionen mit Recht stets ein Hauptgewicht gelegt haben. Von der falschen Vorstellung aus, dass jeder Mensch zur wahren Sittlichkeit in potentia proxima stehe, denkt man sich fälschlich jedes Böse als innerlich unselig und mit sich selbst unzufrieden. Nun geht das Böse der Schwäche zwar in sich wesentlich von Verstimmung aus, aber als diese war es noch nicht das sittlich Böse, das wird es erst, soweit der Mensch eine Ausgleichung seiner Verstimmung sucht dadurch, dass er Anderen auch Verstimmung bereitet und daran Wohlgefallen hat; dieses eigentliche Böse ist ihm selber aber Erleichterung und Wohlgefühl. Das Böse der Stärke hat von Haus aus einen freudigen Inhalt seines Lebens und, indem es denselben rücksichtslos geltend macht, sieht es in dieser Geltendmachung gerade seine Aufgabe: der Indianer, der seine gefangenen Feinde zu Tode marterte, hatte dabei kein heimlich böses, sondern ein gutes Gewissen, gerade so wie wenn die Inquisition Ketzer verbrannte oder Calvin den Servet. Es giebt ein ehrlich Böses sowohl der Schwäche als der Stärke, dies ehrlich Böse ist es, dem das Gebet gilt: Vater, vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun. Dies ehrlich Böse ist das überwiegende in der Geschichte gewesen und ist es noch. Nicht das Böse fühlt sich als Böses, sondern wo das Gefühl des Bösen sich regt, da geschieht es von dem Guten aus, welches als Regung dann schon irgendwie da ist. Damit also das Böse überhaupt erkannt werde, muss man sich an die Keime des Guten wenden, sie wecken, kräftigen und von da aus dann das Böse bekämpfen und überwinden.

123. Manche Philosophen haben des Bösen dadurch Meister

zu werden versucht, dass sie es für Schein erklärten, es sollte blos ein anderer Name sein für das weniger Gute oder ein blosser Mangel am Guten. Danach dürfte es kein Böses überhaupt geben, denn dann würde alles gut sein, d. h. der Erhaltung und Förderung der Menschheit dienen, und dass das Eine mehr dient, d. h. eine grössere Erhaltung und Förderung bewirkt, mit anderen Worten: dass es quantitative Unterschiede der moralischen Kräfte und Bethätigungen gäbe, würde wieder voraussetzen, dass alles innerhalb dieser quantitativen Verschiedenheiten der Erhaltung und Förderung der Menschheit diente, also gut wäre. Dem ist aber nicht so; das Böse der Schwäche ist an sich kein Gut und wirkt aus sich nichts Gutes, das Böse der Stärke, d. h. der lebensvolle Egoismus, ist nicht Erhaltung und Förderung der Menschheit, sofern sie nicht mit ihm zusammenfällt, sondern ist Erhaltung und Förderung seiner selbst um den Preis der Zerstörung oder Minderung Anderer mit Ausnahme derer, die man für sich gleich hält oder nicht glaubt entbehren zu können. Das Böse daher für ein Nicht-seiendes erklären, ist Wunsch, nicht Wahrheit. Andere haben das Böse dadurch gleichsam zurechtrücken wollen, dass sie es für die unerlässliche Bedingung des Guten ausgaben; es sollte nichts denkbar sein ohne seinen Gegensatz, also könne auch das Gute nicht sein ohne das Böse. Lange Zeit hat diese Auffassung sich selbst widerlegt dadurch, dass sie in Gott selbst das Böse nicht setzte, also Gegensätze doch nicht so denknothwendig fand. Aber consequentere Geister sind nicht davor zurückgescheut, auch das Böse selbst in Gott zu versetzen und die Gegensätze als das allüberall und schlechthin Geforderte zu fassen. Gewissermassen um der absurden Consequenz zu begegnen, dass dann kein Sein wäre, wenn nicht auch das Nichtsein wäre, hat man die Einheit von Sein und Nichts als den wahren letzten Angelpunkt von Gott und Welt gleich von Anfang an hingestellt. Es war doch nur Selbsttäuschung eines Denkens, das davon befangen war, dass es viele Begriffe giebt, welche eine gegensätzliche Beziehung in sich enthalten, schlechthin überall denknothwendig ist der Gegensatz nicht. Dass das Sein

nicht wäre, wenn das Nichts nicht wäre, bleibt absurd, denn das Sein ist eben, und das Nichts ist nicht, es ist ein blosser Gedanke vom Sein aus. Dass das Nichts sei, hiess thatsächlich, dass es verschiedene Arten des Seins gebe, von deren jeder man also sagen kann: das ist das und ist das nicht, aber trotz dieser möglichen Vergleichung bleibt jedes Seiende Sein und ist kein Nichts, Sein ist also, ohne dass der Gegensatz, das Nichtsein, wäre. Ebenso ist es sehr denkbar, dass alle Bethätigung, unwillkürliche und willkürliche, des Menschen ein erhaltendes und förderndes Thun für die Menschheit wäre, es würde von da aus allerdings der Gedanke entstehen können einer Minderung und Störung derselben, aber dieser Gedanke könnte als blosse leere Möglichkeit bestehen, ohne dass er irgendwelche Bethätigung würde. Für die Wirklichkeit ergeben sich aus der Lehre, dass Gut und Bös nothwendige Gegensätze seien, Consequenzen, welche von dieser Wirklichkeit abgelehnt werden. Erhaltung und Förderung der Menschheit und Zerstörung und Minderung derselben müssten mit einander steigen und fallen, je mehr Erhaltung und Förderung, desto mehr Zerstörung und Minderung und umgekehrt, Eins fordert ja das Andere und kann nicht ohne es sein. In Wirklichkeit hat aber die Verlängerung z. B. des menschlichen Lebens durch bessere Gesundheitspflege und die grössere Ausbildung des Rechtes und die Ausbreitung milderer Sitten keineswegs eine entsprechende Zerstörung und Minderung nach sich gezogen, im Gegentheil, wo die erhaltenden und fördernden Kräfte steigen, sind die zerstörenden und hemmenden gesunken. So wenig in wirthschaftlichen Dingen der alte Satz richtig sein muss, dass Gewinn des Einen immer Verlust des Anderen ist, ebensowenig muss überhaupt, damit Ein Mensch gut sei, ein anderer schlecht sein. Genau genommen müsste nach jener Theorie der Gegensätze der gute Mensch auch zugleich der böse sein, das erhaltende und fördernde Thun zugleich das zerstörende und mindernde, was gleichfalls aller sittlichen Wirklichkeit ins Gesicht schlägt.

Allerdings kann man, nachdem die immanente Natur und die Gesetze des Bösen festgestellt sind, gerade wie bei der

Wissenschaft überhaupt, so auch über das Böse noch transcendente Untersuchungen anstellen, aber für diese muss das Gesetz gelten, wie für Wissenschaft überhaupt (§ 80), dass die transcendenten Aufstellungen dem sicher erkannten Immanenten nicht widersprechen und dasselbe nicht nach sich umbeugen dürfen.

124. Wir haben § 116 davon gehandelt, wie sich der Mensch des Prinzips der Liebe unter Andersdenkenden zu verhalten habe; es wird vielleicht gut sein, noch besonders darauf zu reflectiren, wie er sich gegen das Böse der Schwäche und der Stärke, wo es ihm in Anderen entgegentritt, zu verhalten habe. Das Erste ist, dass, sei ebendies Böse völlig naiv oder von Reflexion getragen, der Mann der Liebe Leben nach seiner Art für sich verlangen darf innerhalb der allgemeinen Forderungen des menschlichen Zusammenlebens oder des Rechtes; denn seine Liebe verpflichtet ihn zwar zur Nachgiebigkeit und Geduld im weitesten Umfang, aber seine sittliche Ansicht selbst aufzugeben oder sein physisches Dasein als Träger seiner sittlichen Art zerstören und mindern zu lassen, dazu verpflichtet ihn die Liebe nicht, vor der Liebe ist er Einer neben Anderen, berechtigt so gut wie diese. Wo ihm das Böse die Rechtsforderungen nicht bewilligt, da hat er die Pflicht alles aufzubieten innerhalb der sittlichen und rechtlichen Mittel, damit sie ihm bewilligt werden. Zwang seinerseits gegen das Böse verwirft er, soweit derselbe nicht Rechtszwang ist, also sich auf die unerlässlichen Forderungen menschlichen Zusammenlebens bezieht; aber selbst in diesem Rechtsverhalten wird er sich treu bleiben, insofern er von dem stricten oder eigentlichen Recht nur Gebrauch macht in Nothfällen und wo alles Andere nichts hilft, sonst aber seines Rechtes mit so viel Liebe, Güte, Geduld und Nachgiebigkeit waltet, dass er dadurch unmittelbar ein Beispiel seiner sittlichen Art giebt. Denn diese Art als lebendige Bethätigung ist das einzige sichere Mittel, die Keime des Guten in Anderen zu wecken und zur Regsamkeit zu bringen, so dass ein näherer und eindringenderer Versuch zur Ueberwindung des Bösen in ihnen gemacht werden kann. Gegen das völlig naive Böse speciell wird sich die Liebe so verhalten, dass

sie seine Naivetät anerkennt, also als Zeiten der Unwissenheit (χρόνοι ἀγνοίας, Paulus) und der unverschuldeten Unentwickelung und Missentwickelung behandelt, ohne sich darum von demselben misshandeln oder missbrauchen zu lassen, dabei durch Beispiel und, wo dafür bereits Anknüpfung ist, auch durch Worte darstellt, dass es andere Arten des Lebens giebt, welche der jetzt noch Andersdenkende einst als die wahren und ächten anzuerkennen im Stande sei. Dem naiv Bösen der Schwäche wird dabei nicht anders abgeholfen, als wenn die Darstellung der Liebe auf es selber geht, ihm durch Liebeserweisungen ein freudiges Gefühl eingepflanzt und dadurch die Verstimmung, die Wurzel dieses Bösen, soweit möglich zum Absterben gebracht und dafür gesorgt wird, dass gegen ihre Ueberreste Gegenkräfte im Menschen sich vorfinden. Dies Böse der Schwäche wird am ehesten durch aufopfernde Liebe überwunden, die von dem, was ihr nach den Regeln für Alle zusteht, freudig hingiebt, um besonderem Mangel Anderer abzuhelfen. Bei dem Bösen der Schwäche, sofern es nicht mehr naiv ist, sondern sich auf Reflexion stützt, ist vorausgesetzt, dass positive Werthgefühle mindestens annähernd gebildet worden sind, dass aber von da aus geschlossen wird: weil ich diese nur wenig habe, sondern Missbehagen und Verstimmung meine bleibende Art sind, so soll auch niemand Anderes solche positive Werthgefühle mit meinem Willen haben, sondern, so weit ich kann, will ich alle auf meine Art oder noch tiefer herabbringen. „Ist mir nicht wohl, so sei es niemand wohl", ist der Grundsatz des Bösen der Schwäche, wo es von Reflexion getragen ist. Es ist schwer, diesem Bösen beizukommen. Es hilft nicht, blos seinen Wirkungen entgegenzutreten, denn das verbittert es und ruft es zur äussersten Energie auf, und nicht immer zu einer solchen, gegen welche das Recht entscheidende Abhülfe böte. Es gilt den Versuch, wo man mit ihm zusammentrifft, zuzusehen, ob sich nicht irgend eine Seite bietet, wo ihm ein Mitgefühl der freudigen Stimmung der Anderen, sei sie sinnlich, intellectuell, praktisch, religiös, ästhetisch, entsteht, aus welchem eine Gegenkraft gegen seine habituell gewordene

Art geweckt werden kann; es kostet aber solche Ueberwindung Hitze, nicht blos dem Menschen selber, sondern auch denen, welche ihm die Anregung dazu geben.

Das Böse der Stärke, wo es naiv entgegentritt, kann in einem Falle leicht überwunden werden. Es hat dies dann statt, wenn die Fähigkeit, sich in Andere zu versetzen und ihre Werthgefühle nachzuempfinden, da ist, nur aus Stärke der eigenen Art und Mangel an Anregung jener Versetzbarkeit in Andere nicht zur Entwickelung kam; wir können dann diese Anregung geben. Indess hat diese günstige Voraussetzung selten statt, die Fähigkeit, sich in Anderer Art zu versetzen und in ihre Werthgefühle, ist vielfach schwach oder durch die einseitige Ausbildung der eigenen Art geschwächt. Dann ist die nächste Aufgabe, solche Naturen zur Anerkennung des gleichen Rechtes zu bringen; denn von ihm aus kann dann derjenige Verkehr und Austausch bestehen, in welchem sich die verschiedenen Hauptarten menschlichen Seins neben einander darstellen, dadurch können die schwach angelegten Seiten geweckt werden und allmälich Verständniss und Anerkennung Platz greifen. Nach der Geschichte ist aber selbst die Anerkennung formaler Gleichheit menschlicher Natur, von welcher das gleiche Recht abhängt, nur durch grosse Kämpfe und unter besonderen günstigen Bedingungen erfolgt (§§ 27, 28). A. Smith konnte urtheilen, dass nur Gleichheit an Muth und Kraft gegenseitige Ehrfurcht einflösse und allein im Stande sei, unabhängige Völker von gewaltsamen Eingriffen in die Rechte Anderer abzuhalten; er hoffte das Gleichgewicht der Macht von einem über die Völker aller Welttheile ausgebreiteten Handelsverkehr und der gegenseitigen Mittheilung von Kenntnissen und Verbesserungen, die derselbe natürlicher oder vielmehr nothwendiger Weise mit sich führe. Die Bestrebungen, alle Völker zu einer gewissen materiellen Macht und Culturkraft zu bringen, sind daher ein Hauptmittel, der Gewohnheit ungleichen Rechtes im internationalen Verkehr (Rechtsphilos. § 63) entgegenzuwirken. Auch unter uns sind die Auffassungen, welche, wenn herrschend, wieder zu ungleichem Recht zurückführen würden, noch nicht ver-

schwunden; es ist daher Pflicht, für die Erhaltung und Verstärkung derjenigen Auffassungen Sorge zu tragen, welche gleiches Recht vertreten, und sie mit solchen Mitteln auszustatten, dass sie dasselbe ohne Kampf, eben wegen ihrer fortdauernden Stärke, durchzusetzen vermögen. Innerhalb des Rechtes hat dann die freie Bewerbung der verschiedenen Lebensansichten statt, welche dadurch allein erfolgreich ist, dass die Einzelnen, die ihr angehören, sich zusammenthun, nicht um sich in sich abzuschliessen, sondern um die Ergänzung, Verstärkung und Anregung, deren ihre Angehörigen bedürfen, einander zu gewähren, und von da aus bei der Zerstreuung in das Leben mit seinem Gewirr verschiedener Auffassungen jeder sicher in der seinigen und fähig der Beurtheilung und Anfassung der anderen zu wandeln. Diese Wettbewerbung mit solcher Organisation wird die Liebe den anderen Lebensansichten (Eudämonismus, blosse Culturansicht) zugestehen, aber auch für sich in Anspruch nehmen und für sich Gebrauch davon machen; sie hat dabei die Ueberzeugung der friedlichen Ueberwindung und Umwandlung der abweichenden Ansichten in sich, schon weil sie den anderen Lebensansichten in dem, was wesentlich ist, gerecht werden kann, und weil diese anderen Ansichten, sobald sie des Ideales der Liebe mindestens ästhetisch fähig geworden sind, gewöhnlich zugeben, es wäre schön, wenn die Liebe Wirklichkeit wäre oder sein könnte, also der stille Zug des menschlichen Herzens, wo es in Ruhe und nach mancherlei Lebenserfahrungen gedacht oder geträumt hat, der Liebe entgegen kommt, diese muss nur den Beweis liefern, dass sie Wirklichkeit sein k a n n. — Das Böse der Stärke ist zwar in seinem Ursprung naiv, aber in seinem Fortgang gewöhnlich mit Reflexion verbunden, mit anderen Worten, es sucht sich theoretisch zu rechtfertigen. Mit solchem muss man sich auch theoretisch auseinandersetzen, wozu alle Anleitung aus dem Früheren geschöpft werden kann, aber diese theoretische Auseinandersetzung hilft allein nicht. Worte helfen überhaupt nur, wo das ihnen Entsprechende in der Seele so vorbereitet ist, dass es blos einer Hinweisung bedarf, es zu wecken. Es gilt also vielmehr, die etwaigen Keime

für andere Gefühle, Vorstellungen und Bethätigungen in dem theoretischen Gegner zu wecken, welche die Wurzeln unserer Reflexion sind, damit sein ganzes Leben eine neue und doch in ihm angelegte Wurzel erhalte, wodurch dann die frühere Wurzel mehr und mehr zum Absterben gebracht wird, mit ihr aber auch die von ihr getriebenen Reflexionen. Dies hat in derselben Weise zu geschehen, wie beim naiven Egoismus. Bekannt ist, dass dem Egoismus am leichtesten beizukommen ist, wenn er durch äussere oder innere Ursachen von seiner Lebensfrische und der Kraft, die ihn erfüllt, verliert. Natürlich, wie er in einem einseitigen Kraftgefühl wurzelt, so wird ihm mit dieser Wurzel auch sein eigentlicher Halt entzogen. Darum sind Menschen und Völker im Unglück Lehren und Bethätigungen zugänglich geworden, gegen welche sie sich im Glücke spröde ablehnend verhielten. Solcher Segen des Leidens gilt indess nach § 117 nur da, wo die anderen Seiten menschlichen Wesens stärker angelegt sind und also durch die Minderung der Hauptkraft mehr entbunden werden. Wo so etwas nicht ist, da sind Völker und Einzelmenschen, sobald ihr besonderes Kraftgefühl gebrochen war, auch selbst durchaus gebrochen gewesen und mehr oder weniger verkümmert und zu Grunde gegangen, oder haben erst recht in sittlich Verkehrtem Trost und Stärke gesucht. Es ist daher sittlich nicht zulässig, Menschen und Völker blos darum in Unglück und Schwäche zu versetzen, weil daraufhin eventuell eine sittliche Besserung eintreten könnte. Dagegen ist es natürlich verstattet, solches Unglück, wo es gekommen, zum Anlass erneuter Bemühung zu machen, um die vorher schon angeregten oder etwa vorhandenen Kräfte des Besseren jetzt leichter zur Entfaltung zu bringen und zugleich der möglicherweise depravirenden Macht des Unglücks entgegen zu wirken.

125. Mit unserer Lehre vom Bösen, seiner Ueberwindung und dem Verhalten zu ihm ist es nicht uninteressant dasjenige zu vergleichen, was von den Arten und der Besserungsmöglichkeit des Bösen ein grosser Menschenkenner gelehrt hat. Charron, der Freund und Schüler Montaigne's und seiner Zeit ein ge-

feierter Weltpriester, sagt de la sagesse l. II ch. III 16 u. 17. Il y a trois sortes de meschancetez et de gens vitieux. Les uns sont incorporez au mal par discours et resolution ou par longue habitude, tellement que leur entendement mesme y consente et l'approuve; c'est quand le peché, ayant rencontré une ame forte et vigoureuse, est tellement enraciné en elle, qu'il y est formé et comme naturalisé, elle en est imbue et teincte du tout. D'autres à l'opposite font mal par bouttées; selon que le vent impetueux de la tentation trouble, agite, et precipite l'ame au vice, et qu'ils sont surprins et emportez par la force de la passion. Les tiers, comme moyens entre ces deux, estiment bien leur vice tel qu'il est, l'accusent et le condamnent au rebours des premiers, et ne sont point emportez par la passion ou tentation comme les seconds. Mais en sang froid, après y avoir pensé, entrent en marché, le contrebalancent avec un grand plaisir ou profit, et enfin à certain prix et mesure se prestent à luy, et leur semble qu'il y a quelque excuse de ce faire. De cette sorte sont les usures, et paillardises, et autres pechez reprins à diverses fois, consultez, deliberez, aussi les pechez de complexion.

De ces trois, les premiers ne se repentent jamais sans une touche extraordinaire du ciel: car estans affermis et endurcis à la meschanceté, n'en sentent point l'aigreur et la poincte, puis que l'entendement l'approuve, et l'ame en est toute teincte, la volonté n'a garde de s'en desdire. Les tiers se repentent, ce semble, en certaine façon, scavoir, considerant simplement l'action deshonneste en soi, mais puis compensée avec le profit ou plaisir, ils ne s'en repentent point, et à vray dire et parler proprement, ils ne s'en repentent point, puis que leur raison et conscience veust et consent à la faute. Les seconds sont ceux vrayement qui se repentent, et se r'advisent: et c'est proprement d'eux qu'est dicte la pénitence. . . .

In die moderne psychologische Auffassung übersetzt ergiebt dies Folgendes. Die erste Klasse sind die Menschen, in welchen ein unsittlicher Inhalt ihres Lebens, spontan oder unter Anregung von aussen, sich so entwickelt hat, dass auch alles Denken

blos von ihm aus bestimmt ist, und die sittliche Auffassung des Lebens als falsch, nicht stimmend mit der menschlichen Natur u. s. w. verworfen wird. Solche Naturen sind nur ausnahmsweise der sittlichen Umkehr zugänglich, diese Umkehr setzt voraus, dass ein Keim des Richtigen noch da ist — niemand wird gut als von dem Rest des Guten aus, der in ihm ist (Kant) — und dass es gelingt, denselben aus seiner Latenz zu wecken. Nicht blos Leiden und Misserfolge, welche den eigenen bis dahin herrschenden Lebensinhalt schwächen und zugleich durch ihre begleitenden Umstände jenen anderen Keim anregen, haben diese Kraft, sondern auch das Zusammentreffen mit hoher und starker ächter Sittlichkeit. Das Letztere ruft allerdings zunächst oft zum Widerstand auf, aber wo die Sittlichkeit sich dabei fest und gewachsen zeigt, regt sie gelegentlich sehr stürmische Umwandlungen an, bei alle dem spielt namentlich in dem Abschluss des Vorganges oft auch Idiosynkratisches mit. Wo die Keime, an welche eine Umkehr sich anschliessen könnte, sehr geschwächt sind, da wird es vielfach nur bis zum Wunsch gebracht, noch des Besseren fähig zu sein, oder dazu, dass die Aelteren den neuen Weg für die Jüngeren, die Kinder, zulassen. Wo neue Lebensansichten von aussen missionirend eindrangen, da haben sie schon viel erreicht geglaubt, wenn sie Duldung fanden und man allmälich gestattete, dass sie sich besonders der nachwachsenden Generation zuwendeten. Gerade an der Geschichte sieht man, dass der Gang der Bekehrung sich nach den allgemeinen Gesetzen der Willensbildung richtet. Die zweite Klasse Charron's sind diejenigen, in welchen die sittliche Art im Ganzen zur Kräftigkeit entwickelt ist, aber sie haben noch nicht die Unabhängigkeit und Sicherheit des durchgebildeten Charakters gewonnen (§ 16); daher sind sie unter besonderen Umständen und bei einer gewissen Höhe des Anreizes noch vor Abweichungen nicht sicher, sind aber diese Umstände und die Höhe des Anreizes vorüber, so kehren sie zu ihrer durchschnittlichen Natur nicht nur zurück, sondern von ihr aus thut ihnen die geschehene Abweichung leid. Sie sind insofern bekehrbar, als die über-

wiegende Art nur verstärkt und die Gelegenheiten zur Abweichung gelernt und gemieden werden müssen, um sittliche Charakterfestigkeit in ihnen herzustellen. Die, welche Charron als die Dritten zählt, haben Vorstellung und Werthschätzung der Sittlichkeit, aber nur als gelernt von aussen oder als blos ästhetisches Bild (§ 31), sie sind für das Sittliche in abstracto, d. h. wenn sie in blos theoretischer und contemplativer Stimmung sind, aber ihr effectiver Wille, d. h. die Vorstellung und Werthschätzung, auf welche Bethätigung eintritt, ist anders, und zwar weil ihr Naturell, d. h. die unwillkürliche praktische Bethätigung, eine andere in ihnen ist; darum erscheint ihnen auch diesen praktischen Trieben zu folgen so entschuldbar. Diese Menschen sind oft das Opfer der falschen Willenstheorie; sie erwarten, dass auf die Vorstellung und Werthschätzung des Sittlichen, die sie in theoretischer und contemplativer Stimmung haben, der sittliche Wille als Bethätigung eintrete, der tritt aber nicht ein, sondern ihr effectiver Wille im Leben ist ein ganz anderer. Daher halten sie sich für machtlos und einem unglücklichen Naturell verfallen, oder glauben, dem Sittlichen für ihre Kräfte genug gethan zu haben, wenn sie ihm theoretisch und contemplativ huldigen. Aenderung ist darum hier so schwer, weil sie für besser genommen werden, als sie sind. Sie sind unsittlich, denn ihre effective Art ist entgegen der Erhaltung und Förderung der Menschheit, speciell in den Beispielen, welche Charron nennt, entgegen dem Wohlwollen und der daraus fliessenden Scheu theils vor Uebervortheilung des Anderen, theils vor Mitwirkung zu sexueller Unsittlichkeit. Solche Menschen können nur durch dieselben Mittel geändert werden, welche bei Naturen helfen können, in welchen Praxis und Theorie zum Unsittlichen zusammenstimmen.

126. Darf das Böse gelegentlich als Incitament des Guten benutzt werden? In den Epigonen von Immermann räth der katholische Priester dem Helden des Romans deutlich genug, seiner Leidenschaft für die Frau eines Anderen nachzugeben und dann durch Reue zum Guten zurückzukehren. Dies sei der katholische und viel bessere Weg für feste Sitt-

lichkeit, als das protestantische Kämpfen mit sich selbst; jener Weg lasse tiefer fallen und führe dann um so höher, dieser bewirke ein schwächliches, ewig in sich selbst unkräftiges Wesen, unkräftig zur Sünde und unkräftig zum Guten. Der Gedanke ist einer Untersuchung werth, wobei davon ganz abgesehen werden soll, ob der eine Weg mehr katholisch, der andere mehr protestantisch sei; auf alle Fälle ist, was bei Immermann protestantisch genannt wird, weniger das Bewusstsein der protestantischen Kirche, wie es Luther festgestellt hat, als die Praxis des moralischen Rationalismus, wie er Ausgang des vorigen und Anfang dieses Jahrhunderts geherrscht hat. Wir betrachten den Gedanken an sich. Er setzt einen Menschen voraus, dessen sittliche Art in bestimmter Richtung feststeht, der also z. B. der Liebe zu einer fremden Frau sich hinzugeben, die bei ihr geahnte Neigung für sich zu nähren, und das in beiden so entzündete Feuer durch Geständniss und alle Bethätigung der Liebe zu löschen oder zu sänftigen, für schlechthin unerlaubt, religiös ausgedrückt für sündlich hält. Es ist ferner vorausgesetzt, dass er, wenn ihm solche Lage und ihre Regungen nun selber kommen, dadurch nicht von seiner Denkweise abgebracht wird und etwa einen Naturalismus der Leidenschaft adoptirt, sondern die Denkweise beherrscht ihn fort und fort als Gesinnung, aber er weiss nicht, wie er ihr thatsächlich Folge leisten soll. Er sieht sich daher in einer Versuchung, aus der ihm zwei Auswege in den Sinn kommen, der eine des steten Kampfes, denn, wenn er sich vielleicht auch aus der Gegenwart der geliebten Frau rettet, so trägt er die Liebe zu ihr doch mit sich an alle Orte, es bleibt die Wunde, er steht ebendadurch unter einem sittlichen Druck, seine Freudigkeit ist gehemmt, ein Aufschwung seiner Sittlichkeit findet durch den Kampf nicht statt, sondern eine Art fortwährender Gemindertheit seiner Kraft. Dagegen, scheint ihm, giebt er der Leidenschaft nach, so wird gerade die Befriedigung derselben die Discrepanz zwischen seiner That und seiner sittlichen Gesammtart ihm so heftig zum Bewusstsein bringen, dass ebendadurch seine sittliche Gesammtart sich wieder regen wird mit

erneuter Macht, und diesen Zustand kann er benutzen zu tiefer Reue, zu einem erschreckten in sich Gehen. Es wird also von da aus eine sittliche Auferstehung erfolgen, insofern zu seiner vorherigen sittlichen Art die Erinnerung an die Reue kommt, die ihn nach jener That ergriffen hat, dieses Erleben der Schrecken des Gewissens wird ihn für alle analogen Fälle stark machen, er wird viel leichter überhaupt überwinden, als er ohne den Fehltritt gethan hätte, er wird somit moralisch gefeiter sein als vorher, und er darf darauf rechnen, dass in der geliebten Frau sich ein ähnlicher Vorgang vollziehen werde. Zunächst wollen wir indess davon absehen, die Sache so anzusetzen, wie wir bis jetzt gethan, dass nämlich die Reflexion geradezu den Gedanken entwickelt: lasset uns Sünde begehen, damit durch erlebte Reue unsere sittliche Gesinnung in ihrer Festigkeit nachträglich einen Zuwachs erhalte. Wir wollen zuerst zusehen, ob nicht thatsächlich so etwas öfter vorkommt. Ein wohlgesitteter Knabe hat einen Diebstahl begangen: gelockt von dem Beispiel leichtsinniger Genossen hat er etwa in der Messe von einem Stande im Gedränge ein Messer entwendet, unmittelbar nach der That erfasst ihn Reue, er wirft das gestohlene Gut weg oder legt es unvermerkt dem Besitzer wieder zu den anderen Sachen, aber der Stachel der Reue verlässt ihn nie, er ist ebendadurch sein Leben lang vor jeder ähnlichen That gesichert, gerade unter dem Einfluss derselben bildet sich in ihm das zarteste Gefühl für Respectirung fremden Eigenthumes aus und überhaupt die scrupulöseste Ehrlichkeit. In ähnlicher Weise können auf ein wohlgeartetes Gemüth die Folgen wirken, die etwa eine Nothlüge oder eine muthwillige Lüge für Andere gehabt hat, wenn sich an dieselbe Verwirrung, Schrecken, Zank oder gar Verdacht wider Andere und Vorgehen gegen sie angeschlossen hat; dann entsteht in einem solchen Gemüth der Vorsatz: ich lüge nie wieder, und sobald eine ähnliche Versuchung auftaucht, stellt sich auch das ganze Bild der einst empfundenen Reue ein und weist die Versuchung zur Lüge von vornherein ab. Nicht anders wirkt bei sittlichen Naturen eine einzige sexuelle Licenz: durch Andere verführt

oder durch eigene Triebe gequält, gerathen sie unter besonderen Umständen halb unwillig halb willig zu einer Dirne: was sie dort mit erleben, das Geschäftsmässige der blos sinnlichen Liebe, die Trägheit und Genusssucht als Ursache der Hingabe der Mädchen, oder das Schwanken zwischen Leichtsinn und Schwermuth bei ihnen, ohne Kraft, sich aus dem angenommenen Leben herauszureissen, ergreift sie so, dass es einen unauslöschlichen Eindruck macht, und keine spätere Versuchung, bei Dirnen sich sinnliche Beruhigung zu suchen, sich in ihnen regt, dass nicht das Bild der socialen und moralischen Verworfenheit solcher Personen mit auftaucht, und das Bewusstsein der Reue, auch nur einmal zur Bestärkung und Erhaltung solcher Lebensführung beigetragen zu haben, sie so mächtig bewegt, dass keine momentane Begierde stark genug ist, sie wieder dahin zu treiben. Man kann also im Allgemeinen behaupten, das Bewusstsein, eine schlechte That einmal gethan zu haben, ist bei einem Menschen von sittlicher Gesammtart das stärkste Präservativ gegen schlechte Thaten überhaupt, es giebt ihm einen élan der Ueberwindung, der denen oft fehlt, welche stetig schlechte Neigungen in sich niedergekämpft haben. Da nicht wenige Menschen nach verschiedenen Seiten das Bewusstsein gelegentlicher arger Verfehlungen mit sich herumtragen, so sittlich sie geartet sind und früh waren, so wird im Ganzen die Zustimmung zu den obigen Ausführungen nicht fehlen. Wie steht es dagegen mit dem, welcher zwar auch starken Versuchungen ausgesetzt war, dem es aber gelungen ist, sie in sich niederzuhalten? Ich nehme ein ganz einfaches Beispiel. Es giebt Menschen, die, wenn sie in einem Laden sind, und es werden ihnen sehr zweckmässige oder sehr schöne Sachen gezeigt, eine unüberwindliche Lust bekommen sie zu kaufen, wiewohl ihnen ganz klar ist, dass sie dieselben nicht nöthig haben, oder man ohne sie auskommen kann, oder es für ihre Verhältnisse Luxus wäre. Wie können sie diese Neigung bekämpfen, die ja an sich nicht schlimm ist, indem sie mit einem Sinn für ächte Zweckmässigkeit oder für Schönheit und mathematisch-mechanische Eleganz zusammenhängt? Man kann die Vorsicht

gebrauchen, alles, was man kauft, soweit es nur ohne Gefahr geschehen kann, baar zu bezahlen und dabei immer wenig Geld bei sich zu tragen: beides erinnert dann jedesmal, wo einem der Gedanke kommt etwas zu kaufen, lebhafter daran, dass man in solchen Fällen einer Versuchung ausgesetzt sei, gegen welche man gleichsam permanente Vorsichtsmassregeln in sich ergriffen habe. Solche Vorsichtsmassregeln werden gegen andere Versuchungen in analoger Weise anzuwenden sein. Von der continuirlichen Bethätigung darin wird aber sehr viel Kraft verzehrt, ohne dass doch darum die Neigung selbst, an welche die Versuchung anknüpft, immer geschwächt wird, weil sie etwa von der Art ist, dass sie gerade durch das berechtigte Moment, was in ihr liegt, stetig geweckt wird, wie etwa im obigen Fall durch den Sinn für ächte Zweckmässigkeit, Schönheit und mathematisch-mechanische Eleganz. Oder man nehme einen Mann, der nach dem Göthe'schen Ausdruck „frauenhaft“ ist, d. h. nicht blos Sinn hat für die Schönheit der Frauen, sondern noch mehr für ihren geistigen Zauber, und der sich dadurch, dass er neben seiner männlichen Auffassungsweise der Dinge auch die mehr gefühlsmässige, unmittelbare und oft das Wesentliche treffende der Frauen aufnimmt, sich in der theoretischen Anschauung und praktischen Schätzung der Welt gefördert findet und auch Anwendung davon macht. Welche Mittel muss ein solcher aufbieten, um in dem Schwanken der Gefühle zwischen geselligem Umgang, Freundschaft, erlaubter Liebe, unerlaubter Leidenschaft sich so zu halten, dass er nie vom vorletzten zum letzten übergeht, oder mindestens die Leidenschaft in ihm beschlossen bleibt und nie entgegen seiner grundsätzlichen Art verwirrend sich vordränge! Soll er aber darum allen Umgang mit Frauen fliehen, denen er doch so viel zur Anregung in seinem Beruf, in seiner sehr ernsten und nützlichen Arbeit etwa als Künstler, als Schriftsteller, selbst als Staatsmann verdankt, eine Anregung, deren Wegfall seine geistige Thätigkeit und deren verdienstliche Wirksamkeit nothwendig selbst herabmindern würde? Oder man nehme einen Mann, der gern Männergesellschaft hat, sie ist ihm nicht nur erholend, sondern auch förder-

lich für seinen Beruf, ja unumgänglich, wie etwa für den Kaufmann, den Gelehrten, den Richter, den Verwaltungsbeamten oder gar den Staatsmann, die alle ohne solchen Männerverkehr leicht einseitig und zu sehr in ihrer Art abgeschlossen werden, aber sie haben dabei eine Neigung zur Flasche, nicht für sich allein, sondern immer bei der Anregung der Gesellschaft. Welche Mühseligkeit, beides fortwährend mit einander sittlich auszugleichen, die Gesellschaft nicht aufzugeben, und der stets sich dabei erneuernden Versuchung zur Abweichung von der Mässigkeit nicht zu unterliegen. Dazu kommt noch ein Anderes. So lange der Mensch nicht die Erfahrung der Sünde gemacht hat oder durch Erfahrung gelernt hat, wie nahe die Linien des sittlich Erlaubten und nicht-Erlaubten an einander gränzen, und wie weit er sich also von der Gränze halten muss, um sie nicht zu überschreiten, so lange ist er nie ganz sicher, so lange geräth er immer wieder in Schwanken, ob er nicht zu prüde, zu ängstlich sei und dadurch sich und Andern unnöthiger Weise Schaden oder Unannehmlichkeit bereite; denn unseren Umgang mit Anderen aus Furcht vor uns selber einzuschränken kann unter Umständen betrübend nicht nur, sondern selbst verletzend sein und, was noch mehr ist, wir können ein heilsames und selbst rettendes Element der Anderen gewesen sein, dessen Ausfall diese schlimmen Einflüssen aussetzt.

127. Trotz alledem ist die sittliche Entscheidung in thesi nicht zweifelhaft. Es geht nicht an, sich den Grundsatz zu machen: lasset uns Unsittlichkeit in einer bestimmten Beziehung einmal begehen, damit wir durch Reue um so fester für die Zukunft werden. Denn sittlich sein heisst sittlich handeln allerwege, dies sittliche Handeln allerwege schliesst aber die gelegentliche Wahl der Unsittlichkeit auch nur als eines Mittels zur leichteren Sittlichkeit für die Zukunft aus. Es bleibt sonach sittlich nichts übrig als der Kampf, der oft Jahre lang fortgesetzte Kampf. Dieser kann uns matter, lahmer machen in gewisser Hinsicht, als wir mit einmaliger Sünde und dann kräftiger Reue würden gewesen sein, aber er macht uns lahm, matt im Dienst der Sittlichkeit. Dieser Zustand ist also unter

diesen Umständen selbst der sittliche, und mit Bewusstsein den anderen Weg wählen ist frevelhaft und ruchlos. Wir werden zwar alle die Erfahrung machen, dass ein gelegentliches Verfallen ins Unsittliche uns ein Sporn werden kann zu grösseren Anstrengungen, dass dasselbe uns vorsichtiger macht und die Mittel lehrt, wie wir uns gerade unserer Individualität nach besser vor der Sünde hüten können. Daraus kann sich unter Umständen der Gedanke bilden: du würdest der und der Versuchung am ehesten ledig gehen, wenn du einmal deine Lust büsstest, — allein dieser Gedanke ist selber unter die Versuchungen zu rechnen, weil er verlangt, die sittliche Gesinnung durch unsittliche, also durch sie selbst verbotene Handlungsweisen zu stärken. Was also, wenn es unbeabsichtigt vorkommt, Zeichen unserer sittlichen Schwäche ist, darf nicht zu einem Mittel sittlicher Stärkung gemacht werden. Glücklich, wenn die einmalige That uns durch Reue darüber ein für alle Mal gegen ähnliche Versuchungen schützt, sittlich besser wäre es gewesen, wenn wir auch dieser Versuchung nicht unterlegen wären, oder vielmehr mit Hülfe der früheren Erlebnisse ähnlicher Art die Versuchung bereits wirksam zu überwinden gelernt hätten. Es ist nämlich zu behaupten, dass der Gegensatz zwischen den beiden Wegen, dem des gelegentlichen Nachgebens mit der Folge, durch Reue leichter in Zukunft zu überwinden, und dem des stetigen Kampfes, kein absoluter ist. Jeder Mensch wird allerlei in seinem Leben zu bereuen haben, dies Gefühl der Reue muss er analog zu Hülfe nehmen, wo ihm neue Versuchung kommt, die ihm schwer wird zu überwinden. Freilich muss diese analoge Uebertragung in der Erziehung geweckt werden, sie macht sich nicht so von selbst. Fast jede Handlungsweise muss neu geübt werden, sie hat ihren ganz besonderen Verlauf von Gefühl, Vorstellung, Wunsch oder Entschluss, Bewegungsmechanismus (§ 11). Daher kommt es, dass ein Mensch nach einer Seite sittlich durchgebildet sein kann und nach einer anderen mehr verwahrlost. Man kann also sagen: Es giebt Menschen, die in Folge vernachlässigter Praxis in der Erziehung oder in Folge einer gewissen Schwerfälligkeit in blos

vorstellungsmässiger Construction neuer oder modificirter sittlicher Verhältnisse (§ 112) öfter anstossen werden im sittlichen Sinne, d. h. trotz ihrer fortdauernden und ernstlichen sittlichen Gesammtart überrascht werden von Fehltritten nach der und jener Seite; glücklich, wenn sie davon Anlass nehmen, durch Association von Reue mit der That vor ähnlichen Fehltritten um so mehr behütet zu sein. Es giebt Menschen, welche aufmerksamer und vorsichtiger sind, und daher die Versuchung innerlich abmachen, aber in diesem Kampfe ihre Kraft fast verbrauchen und dadurch schwächer und unwirksamer nach aussen erscheinen, als manche, die gefallen sind, gleichsam um desto herrlicher aufzustehen; jene fallen nicht, aber sie gehen auch unsicher und ängstlich dahin. Es giebt Naturen, denen dies der für sie gebotene Weg der Sittlichkeit ist, Menschen, die viel unsittliche Phantasie zu bekämpfen haben, und deren Thatkraft, als welche die beste Aufzehrung der Phantasie wäre — denn wo viel Muskelkraft gebraucht wird, da wird weniger für Nervenkraft übrig sein — von Natur gering ist oder in der Erziehung nicht geweckt. Diese sind dann eben in ihrem Kampfe sittlich in der von ihnen zu fordernden Weise. Sie haben für sich, dass sie nicht gefallen sind, dass sie nicht mehr leisten nach aussen, haben sie gegen sich; die anderen haben für sich, dass sie mehr leisten, aber sie haben gegen sich, dass sie nur durch Fallen zur Vorsicht gegen das Fallen gebracht sind, aber eben diese ihre Art der Befestigung im Sittlichen durch gelegentliche Unsittlichkeit darf nie zum Grundsatz absichtlichen Verfahrens gemacht werden. Das Ideal ist, dass von frühe an das sittlich Gute als Fertigkeit und Gesinnung geweckt werde so, dass sich mit dem blossen Gedanken der Abweichung vom Sittlichen die kraftvolle Tendenz zur Abwehr verbinde, welche bei manchen Menschen sich erst nach geschehener Abweichung damit verbindet. Es liegt auf der Hand, dass dies Ideal sehr abhängt in seiner Realisirung von einem nicht zu schwierigen Naturell und einer einsichtsvollen Erziehung.

128. Ueber den Ausspruch: Eine Schwäche darf

der Mensch doch haben. Nitzsch (in der praktischen Theologie) erzählt, dass ein Fürst seinem Hofprediger, der ihm über einen Zug seines Wesens Vorstellungen machte, erwidert habe: Eine Schwäche darf der Mensch doch haben. Gleiche Antwort geben viele sonst wohlgeartete Menschen sich selbst mindestens innerlich, sobald sie sich gestehen müssen, dass sie mit einem fehlerhaften Zug behaftet sind. Diese Antwort hat darum oft etwas sittlich Plausibles an sich, weil der fehlerhafte Zug von der Art sein kann, dass er wie eine Erholung und Abspannung von der übrigen sittlichen Bethätigung wirkt und sie aus der Hingabe an ihn gleichsam um so eifriger zu diesen anderen durch und durch sittlichen Bethätigungen zurückkehren, oder der fehlerhafte Zug kann mit der sittlichen Bethätigung so verwoben sein, dass er ihnen selber als untrennbar davon mindestens für sie selber erscheint. Schwäche nennen sie diesen Zug, um anzudeuten, dass er eine Neigung sei, von der sie freilich zugeben müssten, es wäre besser, sie hätten sie nicht, sie nennen sie aber blos Schwäche, weil sich ihr hinzugeben ihre übrige sittliche Bethätigung nicht störe. Solche Schwächen bleibender Art — darin verschieden von dem gelegentlich Bösen, aus welchem manche glauben um so kräftiger aufzutauchen — können klein und gross sein. Man ist theilnehmend, aber man ist auch gern dafür gepriesen; man zeichnet sich aus im Dienst einer Partei mit ehrlicher Ueberzeugung und redlichem Eifer, aber man will auch die äussere Anerkennung dafür; man ist thätig und hülfreich, aber man will auch überall dabei sein und als einer erachtet werden, ohne den es nicht geht; man erweist Wohlthaten, aber die Empfänger sollen sich dafür auch zeitlebens nach einem richten; man entfaltet grosse Thätigkeit, liebt dafür aber auch zu Zeiten rauschende und verschwenderische Lustbarkeiten. Die stille Neigung zu unnöthigem Trunk bei entschiedener Tüchtigkeit in Beruf und Haus ist gleichfalls eine solche Schwäche. Bei starkem sexuellem Vermögen und entsprechenden materiellen Mitteln zur Versorgung der betreffenden Personen und etwaigen Folgen solcher Verhältnisse wird auch, besonders in den höheren Kreisen, ein thatsächliches sich

nicht Binden an die Monogamie unter Wahrung der Formen und mit Zugeständniss ihrer überwiegenden Erforderlichkeit zu den Schwächen gerechnet, die der Mensch bei einer im Uebrigen sittlichen Art haben dürfe.

Solchen Reflexionen ist rundweg zu sagen, dass das Darf ihres Wahlspruchs kein sittliches Dürfen ist, sondern dass es heissen muss: der Mensch kann viele sittliche Seiten haben und daneben auch unsittliche — es ist das nach § 11 nichts Verwunderliches —, er muss aber suchen, die einen durch die anderen zu überwinden oder zu beherrschen, um sich zum sittlichen Charakter durchzubilden (§ 16). Es ist eine Täuschung, dass das Unsittliche, d. h. das die Menschheit nicht Erhaltende und Fördernde, sondern Zerstörende und Mindernde sittlich sein könne, es ist seinem Begriff nach unsittlich und wirkt aus sich unsittlich. Wer sich thatsächlich nicht an die Monogamie fest bindet, löst sie auf, verletzt damit die Rücksicht auf die Ehemöglichkeit Aller und führt thatsächlich zu einer Theorie ungleichen Rechtes zurück (§§ 102 und 103). Wer dem Trunk unmässig huldigt, verletzt unmittelbar die Pflicht, für Ernährungsmöglichkeit Aller auch dadurch zu sorgen, dass man sich auf das Minimum des Genusses herabsetzt, bei welchem Frische und Kräftigkeit des physischen und des Gesammtlebens besteht (§ 60). Wer sich rauschenden und verschwenderischen Lustbarkeiten hingiebt neben entschiedener Anstrengung, wirkt an seinem Theil mindestens dahin, dass das ästhetische Leben in den Vordergrund gerückt wird, was stets eine Gefahr für die anderen an sich wichtigen Seiten menschlicher Lebensbethätigung gewesen ist (§ 88). Für Wohlthaten ist der beste Dank der, dass sie den Empfänger anregen, gelegentlichen Falles selbst wieder Wohlthäter für Andere zu werden; kann er es gegen den Geber selbst, um so besser, aber eine Art Dankbarkeitsknechtschaft als Dankbarkeit zu bezeichnen heisst verlangen, dass der Mensch seine Gesammtfreiheit uns opfere, und ist ein Eingriff in die freie sittliche Individualität des Anderen. Wenn Dankbarkeit nicht so verkehrt verlangt würde, würde es nicht so viel Undankbare geben, meinte Lessing, und Schleiermacher

wollte die Dankbarkeit (im gewöhnlichen Sinne) gar nicht für eine Tugend gelten lassen. Wer überall dabei sein will, weil er gern thätig ist, beeinträchtigt die Freiheit und Selbstbethätigung der Anderen und ihre Selbständigkeit, man muss sich zu deren Gunsten eher öfter zurückhalten. Anerkennung soll allerdings denen zu Theil werden, welche sich um etwas Werthvolles verdient machen, aber wer sich dazu vordrängt, drängt nicht blos ebenso Verdiente oft zurück, sondern er schadet auch oft dem Vertrauen in seine Redlichkeit und setzt sich der Gefahr aus, für einen gehalten zu werden, für den Anerkennung der Preis sei, um den er käuflich ist. Ebenso ergeht es denen, die gerne Lob hören für ihre Theilnahme; ausserdem erwecken sie in Vielen die Versuchung, zu übertreiben im Lob, und die, welche gern ehrlich bleiben, auch wo sie Theilnahme bedürfen, nöthigen sie, sich von ihrer Theilnahme auszuschliessen, sie wirken also einer sittlichen Verwendung dieser sittlichen Seite an ihnen selber entgegen.

129. Positive und negative Moral. Schleiermacher (in der Kritik der bisherigen Sittenlehre) hat unterschieden zwischen positiver und negativer Moral oder, wie er es ausdrückt, zwischen einem freien und bildenden ethischen Prinzip und zwischen einem beherrschenden und beschränkenden. Nachdem wir das Böse kennen gelernt, ist es einleuchtend, dass mehr oder weniger beide Arten der Moral, die freie und bildende, und die beherrschende und beschränkende, in jedem Menschen erfordert werden. Die freie und bildende sind die sittlichen Kräfte, d. h. die der Erhaltung und Förderung der Menschheit, den Handelnden immer mit eingeschlossen, dienenden Kräfte, welche sich spontan oder unter Anregung von aussen, gewöhnlich beides zumal, entwickeln. Würden blos solche Kräfte im Menschen sich hervorthun, so würde er die negative Moral nicht nöthig haben. Sofern aber auch unsittliche Kräfte in ihm hervortreten, wiederum spontan oder unter Anregung von aussen, müssen jene sittlichen Kräfte so gewendet werden, dass sie nicht blos für sich positiv, sondern auch den unsittlichen Trieben entgegen, negativ, sie beherrschend oder

beschränkend, wirksam seien, beherrschend, wo die unsittlichen Kräfte schlechterdings gehemmt werden müssen, beschränkend, wo nicht so sehr die Kräfte selbst, als die besondere Richtung, die sie nehmen, oder der Grad, mit welchem sie sich geltend machen möchten, das Unsittliche an sich haben. Ein Mensch von lauter positiver Sittlichkeit würde, ohne Kampf mit unsittlichen Regungen, alle seine Kräfte in der Erhaltung und Förderung der Menschheit, ihn selbst mit eingerechnet, unausgesetzt direct bethätigen. In einzelnen Seiten kommt so etwas annähernd vor. Es giebt Menschen, deren Natur und Freude es ist thätig zu sein, denen Gütigkeit wie angeboren ist, denen praktische Verständigkeit im Blute liegt, aber dass alles drei zusammen in einem Menschen sei und leicht und immer zusammenwirke, ist selten, in manchen Menschen ist jedes von den dreien schwach, oder es fällt die Ausbreitung der Gütigkeit ihnen schwer u. s. w., und gar nicht selten ist es, dass geradezu das Schlechtere über das Bessere überwiegt. Es muss daher zwar an die Keime positiver sittlicher Bethätigung angeknüpft werden, in ihnen allein kann das Gegengewicht gegen die unsittlichen Kräfte liegen, aber diese Keime müssen so ausgebildet werden, dass sie sich sowohl positiv, als auch zugleich beherrschend und beschränkend gegen die unsittlichen Regungen zu bethätigen im Stande sind. Was den inneren Werth betrifft, so entscheidet darüber durchaus nicht, ob einer mehr positive oder mehr negative Moral hat. Im Allgemeinen kann man ja sagen, die Sittlichkeit zeigt sich mehr in dem Bösen, was wir nicht thun, als in dem Guten, was wir thun, eben weil wir alle einen grossen Theil unserer sittlichen Kraft verbrauchen in der Ueberwindung schlimmer Neigungen, aber gerade diese Ueberwindung ist sittlich, sie dient der Erhaltung und Förderung der Menschheit. Was man manchmal empfohlen hat, hemmungslose Entfaltung aller Kräfte, würde zu einem Kampf und zur gegenseitigen Aufreibung der Menschheit führen statt zur Erhaltung und Förderung derselben. Man hat so etwas gewöhnlich empfohlen theils von einer pantheistischen Auffassung aus, wonach alles in der Welt, weil unmittelbar zu

Gott gehörig, auch gut sein müsse, theils von einer teleologischen Ansicht aus (Rousseau), wonach alle natürlichen Triebe, weil von Gott in uns gepflanzt, auch gute Wirkungen hätten, aber man ist an solchen Hypothesen immer bald stutzig geworden, eben weil sie sich durch die Wirklichkeit nicht bewahrheitet haben. Allerdings kann eine Erziehung, welche von vornherein das Gute anregt und stärkt, das Böse schwächt und zu überwinden versucht, viel beitragen, dass der negativen Moral weniger werde — viele Menschen denken sich unter Moral eigentlich immer nur etwas Restringirendes —, und dafür der positiven Moral um so mehr, aber es ist nicht ausgeschlossen, dass diese Verschiedenheiten, wie sie bisher statt hatten, im Grossen und Ganzen bleibender Art sind. Frische des sinnlichen Lebens, so dass dasselbe als Grundlage irdischer sittlicher Bethätigung erhalten bleibt und dieser in aller Weise unmittelbar und mittelbar dient, ist eine Tugend, die selten ohne einige Beherrschung und Beschränkung fort und fort herstellbar ist. Manchen Menschen fällt es leicht, diese Beherrschung und Regelung zu unterhalten, sie haben sich blos vor Uebermass zu hüten (aristotelischer Standpunkt gegenüber der Sinnlichkeit). In anderen würde dieses freiere Gewährenlassen des sinnlichen Lebens eine beständige Versuchung sein, darüber hinauszugehen zu einer stärkeren und rücksichtslosen Sinnlichkeit, sie müssen die sinnliche Seite ihrer Natur immer etwas herabdrücken (platonischer und kantischer Standpunkt). Noch andere müssen die sinnliche Seite, d. h. die Lustgefühle, welche von da aus erregt werden, möglichst ganz unterdrücken, wenn sie nicht rücksichtslos excediren sollen (asketischer Standpunkt). Da in der Jugend Askese ohne Gefahr für das sinnliche Leben, welches die Grundlage auch des sittlichen ist, nicht eigentlich geübt werden kann, so ist der Gang solcher Naturen gewöhnlich der gewesen, dass Askese erst eintrat, nachdem man den sinnlichen Trieben sich mehr oder minder heftig hingegeben, und dabei allmälich das Gefühl der Unsittlichkeit sich eingestellt hatte und zugleich das für diese Naturen einzige Mittel der Befreiung davon. Hier muss in der Jugend sehr vorgebeugt

werden dadurch, dass neben der Pflege des sinnlichen Lebens Thätigkeit, angestrengte Thätigkeit als die beste und zugleich positive sittliche Askese angeregt wird; ein Mensch, der an viel Arbeit mit blos genügender Körperpflege gewöhnt ist und sich dabei erhält, dem vergeht nach dem Volksspruch aller Uebermuth. Es giebt aber auch umgekehrt Menschen, deren Sinnlichkeit, d. h. vegetatives Leben, beständig einer gewissen Anregung bedarf, damit es nicht in seiner dauernden oder vorübergehenden Schwäche eine sittliche Gefahr werde. Manche Menschen werden böse und zänkisch, wenn sie hungrig sind, ohne dass ihnen dabei der Hunger als solcher sofort zum Bewusstsein kommt; dass mangelhafte Ernährung ausserdem die Gefahr hervorruft, sich durch mehr zerstörende als erhaltende Mittel ein Gefühl der Lebenskräftigkeit zu verschaffen, ist bekannt. Wie es aber ein verschiedenes Verhalten zu den vegetativen Grundlagen unseres Lebens geben kann und analog zu den sexuellen Trieben, und diese Verschiedenheiten je nach der besonderen Individualität alle gleich sittlich sein können, so hat Aehnliches statt bei den sog. höheren oder geistigen Seiten des Menschen, der praktisch-technischen Bethätigung und der intellectuellen, religiösen, ästhetischen Art. Es giebt Menschen, deren kriegerischer Muth und Tapferkeit hervortreten, sobald sie gebraucht werden, also an sittlich richtigem Orte u. s. f., ausserdem aber sich nicht von sich aus bemerklich machen. Andere sind zu dieser Art immer aufgelegt, aber es kostet ihnen nicht viel sich zu sagen: hier gehört das nicht her und du würdest durch Provokation oder schnelles Eingehen auf eine solche leicht Unrecht begehen. Noch andere müssen sich sehr davor zurückhalten; sowie sie sich etwas nachgeben oder die Gelegenheit zu lockend ist, verfallen sie auf Duelle (Gebildete) oder unmittelbaren Faustkampf (Ungebildete). Noch andere endlich fühlen sich beständig zu militärischen Bethätigungen disponirt, sie suchen von sich aus Kampf und Auslösung der Muskelkräfte. Alles das braucht nicht zur Unsittlichkeit auszuschlagen, sondern kann sich finden bei sittlichem Bestreben und sittlicher Einsicht. Die beiden letzteren Arten müssen

womöglich Militär werden, da finden sie eine sittliche Verwendung; wo es nicht geht, müssen sie sich Muskelauslösung suchen durch Geschäft und Unterhaltung, welche genugsam ermüden, und ausserdem Gelegenheit zum Streit vermeiden. Es giebt aber auch nicht wenige Menschen, welche in Bezug auf Muth und Tapferkeit an sich selbst arbeiten müssen, sich etwas davon beizubringen. Dass der technische Thätigkeitstrieb verzehrend werden kann, ist bekannt; es giebt Menschen, die sich nie genug thun können, wie umgekehrt auch solche, welche immer des Antriebes bedürfen, um einigermassen genug zu thun. Auch das intellectuelle Leben, Wissen und Forschen wird leicht überwuchernd; schon die Römer heben hervor, dass man der Wissenschaft nicht so ergeben sein dürfe, dass Gefahr des Vaterlandes und unmittelbare Bürgerpflicht davor hintangesetzt werde. Ausserdem, wie oft wird Gesundheit und das ganze Wohl der Familie sowie das Leben in und mit ihr ausser Acht gelassen in einer Art Leidenschaft und verzehrender Hingabe an Studien. Auch hier kann eine Beherrschung und Beschränkung geboten sein, und ist zu üben, aber es kann auch umgekehrt Pflicht sein dem zu geringen intellectuellen Trieb aufzuhelfen; denn wenn ein Mensch nicht mindestens an irgend etwas einmal effectiv inne geworden ist, was Wissen eigentlich ist, so ist er allem Aberglauben zugänglich: der intellectuelle Trieb, nicht in intellectueller Weise befriedigt, macht sich in dunklen und tastenden Regungen Luft, Phantasien werden Visionen, Associationen erscheinen als nothwendige Verknüpfungen, mögliche, d. h. logisch denkbare Begriffe verdichten sich zu Wirklichkeiten u. s. f. Welche Gefahren die ästhetische Seite des Menschen in sich birgt, und wie darin das Gute auszubilden und das Schädliche zu unterdrücken und zu hemmen sei, ist nicht nur §§ 88—93 ausführlich vorgekommen, sondern § 106 brachte dazu einen Nachtrag. Mit der Religion ist es nicht anders. Ihr Eigenthümlichstes ist nach § 82 die Religiosität, d. h. das Gefühl, dass unser Leben in dunkle Tiefen hinabreicht und in mehr idiosynkratischer Weise oft wunderbar angeregt wird. Es giebt Naturen, welche sich diesem Zuge in sich freudig hingeben,

aber sofort das Bewusstsein haben, dass hier mehr Individuelles herrscht, als dass eine Verbindlichkeit Anderer für die besondere Art ihrer Religion gerade könnte gefolgert werden. Das sind die Frommen, die zugleich tolerant sind und nicht aburtheilen. Anderen fällt es schwerer, nicht ihre Religion für die einzige und allein wahre und ächte zu halten, aber da sie andere Menschen sehen mit anderer Religion und ihnen hohe Sittlichkeit und individuelle Frömmigkeit nicht abstreiten können, so dämpft sich von da aus ihr religiöses Ungestüm. Noch andere haben härter mit sich zu kämpfen, sie lassen zwar rechtlich religiöse Freiheit zu, aber intellectuell mindestens möchten sie ihre Religiosität zum Ein und Alles auch der Sittlichkeit und der Weltverbesserung machen. Selbst Schleiermacher (in der christlichen Sitte) hat sich abgemüht festzustellen, dass nur vom Monotheismus aus die Gleichheit und also Brüderlichkeit der Menschen, somit das eigentliche Fundament der Moral, habe ausgehen können. Es war ein Irrthum. In Indien war Monotheismus und in ihm die festen Kastenunterschiede; ausserdem wenn Gott die einheitliche Ursache von Allem ist, aber doch viel Ungleichheiten in der Natur von dieser einheitlichen Ursache gesetzt sind, warum nicht auch in der Menschenwelt? Die monotheistische Ueberzeugung hat daher an sich nicht die Gleichheit der Menschen zur Folge, der Gang, in welchem sie gefunden wurde, war ein viel verwickelterer (§§ 27, 28), und es muss noch heute der Sinn für Gleichheit nach den Regeln von § 48 geweckt werden. Eine Ueberschätzung der Religion ist es auch, wenn öfter behauptet wird, das vertrauensvolle Anlehnen an die Natur und ihre Gesetze in der Neuzeit sei eine Folge derselben. Es stimmt das nicht mit der Geschichte: das Mittelalter hatte (durch den Teufel und die Dämonen) eine gespensterhafte Ansicht von der Natur, die Reformatoren (man sehe Luthers Tischgespräche) nicht minder; erst die exacte Naturwissenschaft hat durch den Nachweis der ins Kleinste und Grösste herrschenden constanten Gesetze und durch die technische Beherrschbarkeit der Natur das freundliche Verhältniss zur Welt geschaffen. Wie aber im Religiösen eine gewisse

Beherrschung und Einschränkung meist nothwendig ist, so ist für manche Menschen auch Pflicht, den religiösen Zug in sich zu wecken oder wecken zu lassen. Es ist falsch, sich gegen alle mehr individuellen und selbst idiosynkratischen Erregungen grundsätzlich zu verschliessen; denn wo durch solche unser sittliches Leben direct oder indirect reicher oder stärker oder widerstandskräftiger wird, da sind sie ein Gut, und bei der Complicirtheit menschlichen Wesens hat jeder Mensch solche mehr individuelle Seiten, welche sich aber nur in wenigen spontan bethätigen, so dass sie zugleich für andere anregend werden, in den meisten harren sie einer Entbindung durch andere.

Abriss der Rechtsphilosophie.

Aufgabe der Rechtsphilosophie.

1. Philosophiren heisst sich über die letzten Prinzipien der Dinge, dies Wort im weitesten Sinne verstanden, durch wissenschaftliches Nachdenken Gewissheit verschaffen. Die Rechtsphilosophie hat es daher mit den letzten Prinzipien derjenigen Erscheinungen des menschlichen Lebens zu thun, welche wir unter dem Namen Recht befassen. Diese Aufgabe kann nicht genügend gelöst werden durch eine comparative Betrachtung der auf der Erde bis jetzt beobachteten Rechtsbildungen. Eine solche Betrachtung lehrt zwar, dass überall, wo kleinere oder grössere menschliche Gemeinschaften bestanden haben, gewisse Handlungen oder Unterlassungen durch ausdrückliche oder stillschweigende Festsetzungen als für jedermann verbindlich und im Uebertretungsfalle irgendwelche Strafe oder ähnliche menschliche Rückwirkung nach sich ziehend angesehen werden; allein dieser Begriff von Recht ist blos formal, inhaltlich bestehen innerhalb seines Umfanges die grössten Abweichungen, hier individuelles Eigenthum, dort Gemeinwirthschaft, hier Monogamie, dort Polygamie oder Polyandrie u. s. w. Das philosophische Interesse richtet sich aber gerade auf den Inhalt des Rechtes, somit auf die Frage: giebt es überhaupt einen schlechthin zu billigenden, welcher ist dies, warum ist er nicht überall unter den Menschen immer der gleiche, und was stand und steht seiner Verwirklichung im Wege? Wir müssen daher über eine blos comparative Betrachtung der geschichtlichen Rechts-

erscheinungen hinausgehen zu einer Untersuchung über den richtigen Inhalt des Rechtes. Diese Richtung der Untersuchung sollte der frühere Name für Rechtsphilosophie, der des Naturrechtes, ausdrücken. Naturrecht sollte so viel sein wie: ein für alle Menschen, sofern sie Menschen sind, d. h. eine gleiche und bleibende Wesensbeschaffenheit haben, möglicher gemeinsamer Rechtsinhalt. Das frühere Naturrecht hat diese Frage freilich viel zu abstract behandelt und sich um die Mannichfaltigkeit der Rechtsbildungen in der Menschheit zu wenig gekümmert. Darum muss die Rechtsphilosophie durch die comparative Betrachtung des Rechtes fortwährend befruchtet werden, sie kann aber dadurch nicht ersetzt werden. In der That fallen alle Versuche, die Rechtsphilosophie durchaus und gänzlich durch comparative Betrachtung der Rechtsbildungen in der Menschheit zu ersetzen, unwillkürlich in die Rechtsphilosophie zurück, indem sie nicht umhin können, Vergleichungen unter den verschiedenen Rechtsbildungen anzustellen in Bezug auf ihren Werth überhaupt, ihre einzelnen Vorzüge und Mängel u. s. w.; Werthvergleichungen setzen aber, gerade wie materielle Grössenvergleichungen, irgend einen festen Massstab voraus.

Abriss der Rechtsphilosophie.

Aufgabe der Rechtsphilosophie.

1. Philosophiren heisst sich über die letzten Prinzipien der Dinge, das Wort im weitesten Sinne verstanden, durch wissenschaftliches Nachdenken Gewissheit verschaffen. Die Rechtsphilosophie hat es daher mit den letzten Prinzipien derjenigen Erscheinungen des menschlichen Lebens zu thun, welche wir unter dem Namen Recht befassen. Diese Aufgabe kann nicht genügend gelöst werden durch eine comparative Betrachtung der auf der Erde bis jetzt beobachteten Rechtsbildungen. Eine solche Betrachtung lehrt zwar, dass überall, wo kleinere oder grössere menschliche Gemeinschaften bestanden haben, gewisse [illegible] oder Unterlassungen durch ausdrückliche oder stillschweigende Festsetzungen als für jedermann verbindlich und im [illegible] zwangsweise Strafe oder ähnliche menschliche [illegible] nach sich ziehend angesehen werden; allein dieser Begriff von Recht ist blos formal, inhaltlich bestehen [illegible] die grössten Abweichungen, hier [illegible] Gemeinwirthschaft, hier Monogamie [illegible] Polygamie oder Polyandrie u. s. w. Das philosophische [illegible] richtet sich aber gerade auf den Inhalt des [illegible] die Frage: giebt es überhaupt einen schlechthin [illegible], welcher ist dies, warum ist er nicht überall [illegible] immer der gleiche, und was stand und [illegible] Entwicklung im Wege? Wir müssen daher über [illegible] Betrachtung der geschichtlichen [illegible]

erscheinungen hinauszugehen zu einer Untersuchung über den [illegible]
richtiger Inhalt des Rechtes. Diese E[illegible]ung der [illegible]
ung sollte der frühere Name für Rechtsphilosophie, der des
Naturrechtes, ausdrücken. Naturrecht sollte so viel sein wie
ein für alle Menschen, sofern sie Menschen sind, [illegible]
gleiche und [illegible] Wesensbeschaffenheit haben, [illegible] möglich
gemeinsamer Rechtsinhalt. Das frühere Naturrecht hat diese
Frage freilich viel zu einseitig behandelt und sich um die Man-
nichfaltigkeit der Rechtsbildungen in der Menschheit zu wenig
gekümmert. Darum muss die Rechtsphilosophie durch die com-
parative Betrachtung des Rechtes fortwährend befruchtet wer-
den, sie kann aber dadurch nicht ersetzt werden. In der That
fallen alle Versuche, die Rechtsphilosophie durch [illegible]
lich durch comparative Betrachtung der Rechtsbildungen [illegible]
Menschheit zu ersetzen, unwillkürlich in die Rechtsphilosophie
zurück, indem sie nicht umhin können, Vergleichungen [illegible]
den verschiedenen Rechtsbildungen anzustellen [illegible]
ihren Werth überhaupt, ihre einzelnen Vorzüge [illegible]
u. s. w.; Werthvergleichungen setzen aber gerade [illegible]
Grössenvergleichungen, irgend einen festen Mass[illegible]

Der Begriff des Rechtes.

2. Die bisherigen philosophischen Begriffe von Recht einer Prüfung zu unterwerfen, müssen wir verschieben. Denn um sie zu beurtheilen, müssten wir als Kanon den richtigen inhaltsvollen Begriff des Rechtes schon haben, den wir erst suchen. Einen Anknüpfungspunkt für diese Forschung giebt uns die Beobachtung, dass Recht ein Relationsbegriff ist, d. h. ein Verhältniss zwischen zwei Gliedern aussagt, von denen gewöhnlich beide, aber auf alle Fälle eines der Mensch ist. Man wird somit zu einer Betrachtung des Menschen greifen müssen, um von da Aufklärung über den Rechtsbegriff zu erhalten. So haben es auch fast alle Naturrechtslehrer gemacht, aber man hat oft zweierlei zu wenig beachtet. Erstens betrachtet man den Menschen, wie wir ihn zunächst kennen, als das Bild des Menschen überhaupt, vergessend, dass grosse Verschiedenheiten in der Menschheit angetroffen werden. Zweitens machen viele Rechtsphilosophen die Auffassung des so zu eng begränzten Begriffes Mensch noch einmal abhängig von ihrer theoretischen Philosophie und deren ganz bestimmten Resultaten. So z. B. Ahrens von Krause's Begriff der Vernunft, in dem die Merkmale Erfassung des Absoluten und Unendlichkeit des menschlichen Geistes*) sehr bestreitbar sind; Trendelenburg von seiner „organischen Weltanschauung", d. h. dem Gedanken, dass der Zweck in der Welt durchweg erkennbar walte, ein Satz, über den theoretisch immer noch viel Kampf ist. Man muss daher den Begriff des Menschen so fassen, dass er möglichst frei ist von den controversen Punkten der theoretischen Philosophie.

---

*) „Der Geist ist unendlich", Ahrens, Naturrecht Bd. I S. 242, 6. Auflage.

3. Wir versuchen das Wesen menschlicher Natur so zu ermitteln, dass sowohl die Geschichte als die allgemeine Völkerkunde für die Wahrheit und Richtigkeit unserer Vorstellung zeugt. Wir müssen zu diesem Behuf unseren Blick auf die ganze Menschheit richten, nicht blos auf die Griechen und Römer und die modernen Europäer. So ergiebt sich als specifisches Merkmal des Menschen die Vernunft im formalen Sinne, d. h. alle Menschen haben thatsächlich die Vorstellung von Ursache und Wirkung, Gründen und Folgen, und wenden sie von frühe an, wenn auch oft in sachlich verkehrter Weise. Hierzu kommen noch, als dem Menschen eigenthümlich, die vielfachen Sinneswahrnehmungen, die Treue des Gedächtnisses und die Wortsprache (Waitz). Aus diesen constitutiven Merkmalen des Menschen ergeben sich als consecutive, 1) dass der Mensch aus gemachten Erfahrungen in umfassender Weise lernt und sich so die Natur unterwerfen kann, 2) dass er wissenschaftliche und religiöse Vorstellungen über die Dinge in roher wie in sehr verfeinerter Weise gewinnen mag. Mit diesen theoretischen und technisch-praktischen Grundzügen des Menschen verbindet sich als anderes wesentliches Merkmal, dass er nicht nur mannichfache Triebe, Neigungen, Begehrungen hat, sondern dass er diese auch ihrem Werthe nach mit einander vergleicht, und dass er für sein ganzes Leben etwas schlechthin Werthvolles sucht, was man höchstes Gut, letzten Zweck, befriedigenden Sinn unseres ganzen Daseins, unbedingte Pflicht genannt hat; hierin wurzelt es, dass der Mensch Moral hat.

4. Alle diese Bestimmungen über den Menschen sind formal. Ihnen zufolge ist das menschliche Wesen, soweit wir es geschichtlich verfolgen können, überall auf Erden formal gleich gewesen. Dagegen zeigt die inhaltliche Ausfüllung dieses formal gleichen Wesens in der Menschheit grosse Unterschiede, nicht nur von Volk zu Volk, sondern auch in demselben Volk und in derselben Zeit eines und desselben Volkes. Die wissenschaftlichen, ästhetischen, religiösen, sittlichen Ansichten und Bethätigungen sowohl, als auch die Grade der technischen Fertigkeit und Naturbeherrschung sind stark verschieden gewesen und

sind es noch. Manche von diesen Unterschieden hat man stets in der Menschheit als zulässig betrachtet: die verschiedene Vorliebe verschiedener Menschen in Bezug auf Speise und Getränke hat man im Grossen und Ganzen sich gegenseitig gern tolerirt, an den verschiedenen Arten, das Schöne und überhaupt Aesthetische zu fassen und zu behandeln, sich sogar zum Theil erfreut, in den verschiedenen Neigungen für die oder jene Arten der Lebensbethätigung (Ackerbau, Industrie) meist eine werthvolle Mannichfaltigkeit der Talente gesehen, in Wissenschaft, sofern sie für Theologie und Moral im engeren Sinne indifferent schien, eine verhältnissmässige Freiheit geduldet und selbst als förderlich für die Ausbildung der Wissenschaften gepriesen; dagegen hat in der religiösen und sittlichen Gesammtansicht von der Welt meist jeder Mensch und jede Gruppe von Menschen die ihrige als die alleinwahre und allein wahrhaft menschliche betrachtet.

5. Im Gefühl der Wichtigkeit der religiösen und sittlichen Ansicht und von der Ueberzeugung aus, dass im Religiösen und Sittlichen nur Eine Weltansicht die wahre sein könne, und im festen Glauben, dass die eigene Ansicht diese schlechthin wahre sei, hat man sich gerade bei sehr begabten und thätigen Nationen für befugt gehalten, die eigene Ansicht hierin von allen Menschen zu fordern, mindestens aber jede Abweichung von derselben innerhalb des Volkes, wo sie die allgemeine geworden war, zu verhindern. So verfuhr das untergehende griechisch-römische Heidenthum gegen das aufkommende Christenthum, so das Christenthum, als es Staatsreligion geworden war, gegen das noch vorhandene Heidenthum, so der Islam, so die mittelalterliche Kirche. Auch der Protestantismus war anfangs nicht immer tolerant. Die Ausrottung des Buddhismus durch den Brahmanismus in Indien (c. 7—800 nach Chr.) gehört gleichfalls hierher. Ueber das Gelingen dieser Versuche, eine streng einheitliche religiöse und sittliche Ansicht durchzusetzen, lehrt die Geschichte dies. Gelungen sind sie, wo ein Volk der Ansicht, welche durchgeführt wurde, entweder sofort geneigt war oder sich nach schwacher Abwehr gegen das Neue bald in das-

selbe so hineinlebte, dass ein Zweifel an demselben und ein Bedürfniss nach anderer Ansicht und Bethätigung nicht entstand. Wo aber solcher Zweifel und solches Bedürfniss entstand, da hat Gewalt auf die Dauer nicht geholfen, sondern das sich regende Neue oder Abweichende hat sich nöthigenfalls gegen die ihm angethane Gewalt mit Gewalt behauptet. Beispiele sind das Aufkommen des Protestantismus in den überwiegend germanischen Ländern Europa's, und das Durchdringen von Glaubens-, Gewissens- und Forschungsfreiheit auch in den romanischen Ländern. Selbst wo man mit Zwang durchgedrungen ist, da ist es bekannt, dass sich sehr lange und oft unaustilgbar die alte religiös-sittliche Ansicht in der Tiefe des Volksbewusstseins erhalten hat, oder die neue Ansicht von der alten aus sehr stark modificirt worden ist. So drangen viele Elemente des sinkenden Alterthums in den Katholicismus, so hegt in Peru die Urbevölkerung den stillen Glauben, dass einst das Incareich werde wieder aufgerichtet werden. Wo Zwang nicht angewendet wurde und wo die natürliche oder geschichtlich gewordene Volksart der dargebotenen religiös-sittlichen Gesammtansicht nicht entgegenkommt, da ist stets auch wenig erreicht worden. So ist z. B. der Erfolg der Missionäre in Britisch-Indien bis jetzt ein überaus unbedeutender gewesen.

6. Auch wo bei Duldung in Bezug auf religiöse und sittliche Ansichten und Bethätigungen Wissenschaft und Leben den Versuch gemacht haben, durch Gründe oder das Beispiel Gleichgesinnter die Verschiedenheit hierin zu überwinden, haben dieselben noch keineswegs zur Einhelligkeit geführt. Von der Religion ist dies bekannt, aber in der Moral ist es nicht anders. Katholische und protestantische Moral haben tiefe Differenzen. Nach der katholischen Moral ist das contemplative, d. h. der Betrachtung göttlicher Dinge unmittelbar gewidmete Leben höher als das active.*) Hauptsächlich und zumeist ist

*) Thomas Aquinas Summa theologica Sec. Sec. qu. 182 art. I. S. meinen Aufsatz „die klassische Moral des Katholicismus", Philosophische Monatshefte, 1879, Juli.

Gott zu lieben.*) Der Mensch muss sodann sich selbst nach Gott mehr lieben als jeden andern; denn er liebt sich kraft der Gottesliebe als theilhaftig des höchsten Gutes, welches Gott ist, der Nächste aber wird geliebt als Genosse in jenem Gut.**) Wir sollen den Nächsten lieben als (sicut) uns selbst, heisst nicht, aequaliter uns, sondern similiter uns, nämlich ihn auch lieben propter deum.***) An sich und wesentlich besteht die Vollkommenheit christlichen Lebens in der Liebe, und zwar prinzipiell in der Liebe zu Gott, secundär in der Liebe zum Nächsten.†) Demgemäss sind die theologischen Tugenden (Glaube, Liebe, Hoffnung), mit welchen man Gott an sich anhängt, vorzüglicher als die moralischen Tugenden, durch welche man etwas Irdisches verachtet, um Gott anzuhängen.††) Wer ungehorsam ist dem Gebot der Liebe Gottes, sündigt schwerer, als wer ungehorsam ist dem Gebot der Nächstenliebe.†††) Die 10 Gebote (der Dekalog) beziehen sich alle auf die Gerechtigkeit: die drei ersten handeln von den religiösen Bethätigungen, welche der vorzüglichste Theil der Gerechtigkeit sind, die anderen beziehen sich auf Pietät und Gerechtigkeit im gewöhnlichen Sinne als ein Verhältniss unter Gleichen.[a]) Gott lieben ist an sich verdienstlicher als den Nächsten lieben. Da nun das contemplative Leben direct und unmittelbar sich auf die Liebe Gottes bezieht, das active Leben aber mehr direct auf die Liebe des Nächsten geht, darum ist das contemplative Leben von grösserer Verdienstlichkeit als das active.[b]) Für den, der jemand über sich hat, ist es grösser und besser, sich dem Oberen zu verbinden als den Mangel des Unteren zu ergänzen (supplere). Darum ist die Liebe, durch welche der Mensch mit Gott vereint wird, vorzüglicher als das Mitleid (misericordia), durch welches er die Mängel des Nächsten ergänzt. Indess ist unter allen Tugenden, welche sich auf den Nächsten beziehen, das Mitleid die vorzüglichste. Die Summe der christlichen

*) Thomas Aquinas Summa theologica Sec. Sec. qu. 26 art. 2.

) Ibid. qu. 26 art. 4. *) Ibid. qu. 44 art. 7. †) Ibid. qu. 184 art. 3. ††) Ibid. qu. 104 art. 3. †††) Ibid. qu. 105 art. 2. [a]) Ibid. qu. 122 art. 1. [b]) Ibid. qu. 182 art. 2.

Religion besteht in Mitleid, was die äusseren Werke angeht; gleichwohl geht die Affection der Liebe, durch welche wir mit Gott verbunden werden, vor (praeponderat) sowohl der Liebe als dem Mitleid gegen den Nächsten.*) Da so das Höchste in jeder Weise das contemplative Leben ist mit seinem unmittelbaren Versenken in Gott, so muss, wer dies Höchste erreichen will, auch auf das an sich Erlaubte verzichten, durch das aber der Mensch daran gehindert werden könnte, dass seine Neigung ganz zu Gott sich wende, in welchem die Vollkommenheit der Liebe besteht.**) Zur Vollkommenheit christlichen Lebens gehört darum Armuth, Keuschheit und Gehorsam***), d. h. die Mönchsorden. Damit soll nicht gesagt sein, dass Ehe, Abgeben mit weltlichen Geschäften und Anderes der Art gegen die Liebe sei (charitati non contrariantur), aber es sind Hindernisse, dass diese Liebe ganz effectiv sei (impedimenta actus charitatis).†) Doch sagt Thomas unumwunden: „Die, welche in der Welt leben, behalten etwas für sich und geben etwas Gott; die, welche in einem Orden leben, geben sich und das Ihre ganz Gott.††)

7. Die Reformation war sich ihres Gegensatzes auch in der Moral zur katholischen Auffassung wohl bewusst. Erstens läugnet sie, dass das contemplative Leben höher sei als das active. In der Apologie der Augsburger Confession XIII „von den Mönchsgelübden“ heisst es: „Das Mönchsleben ist um nichts mehr ein Stand der Vollkommenheit, als das Leben des Ackerbauers oder Schmiedes. Auch diese sind Stände zur Erreichung der Vollkommenheit. Alle Menschen, in welchem Beruf sie auch stehen, sollen Vollkommenheit erstreben, d. h. wachsen in der Furcht Gottes, im Glauben, in der Liebe zum Nächsten und in ähnlichen geistlichen Tugenden.“ VIII „von den Menschensatzungen“ sagt: „Sodann werden die Gebote Gottes verdunkelt; diese Werke (Fasten etc.) massen sich den Titel eines vollkommenen und geistlichen Lebens an und werden weit vorgezogen den

---

*) Thomas Aquinas Summa theologica Sec. Sec. qu. 30 art. 4.

) Ibid. qu. 186 art. 7. *) Ibid. qu. 186 art. 6. †) Ibid. qu. 184 art. 3. ††) Ibid. qu. 186 art. 5.



Werken der Gebote Gottes, als den Werken des eigenen Berufes eines jeden, der Verwaltung des Staates, dem wirthschaftlichen Leben (administrationi oeconomiae), dem ehelichen Leben, der Kindererziehung.“ Der grosse Katechismus, Th. 1, die 10 Gebote, erklärt am Schluss derselben: „ausser den 10 Geboten giebt es kein Werk, welches Gott gefallen könnte. — — Die gerühmten geistlichen Werke der Heiligen sind selbsterdachte.“ Zweitens corrigirte Luther ausdrücklich die katholische Fassung der Nächstenliebe. In der Predigt über das Evangelium der Heil. 3 Könige Matth. 2 sagt er: „Item, das Evangelium lehrt, die Liebe suche nicht ihr Eigenes, sondern diene nur dem Anderen. Nun halten sie das Wörtlein Liebe wohl, und scheiden von ihm alle seine Art, da sie lehren, ordentliche Liebe hebe an sich selbst an, und liebe sich am ersten und am meisten.“ Predigt über die Epistel am 2. Sonntag nach Trinitatis 1. Joh. 3: „Da zeiget er (der Text), was die rechte christliche Liebe sein soll, und setzt das hohe Exempel und Vorbild der Liebe Gottes oder Christi (der sein Leben für uns gelassen). Solches empfängt und fasst das Herz durch den Glauben, und daher auch also gesinnet und geneigt wird gegen seinen Nächsten, dass er ihm helfe, wie ihm geholfen ist, ob er auch sein Leben darüber lassen soll. Denn er weiss, dass er nun vom Tode errettet ist, und der leibliche Tod ihm nichts an seinem Leben schaden noch nehmen kann. Wo aber solches Herz nicht da ist, da ist auch kein Glaube noch Fühlen der Liebe Gottes noch des Lebens.“ Dem möglichen Auseinanderfallen der Gottes- und Nächstenliebe im Katholicismus hat Luther das stetige Ineinander beider gegenübergestellt in den herrlichen Worten („Von der Freiheit eines Christenmenschen“): „ein Christenmensch lebet nicht ihm selber, sondern in Christo und seinem Nächsten; in Christo durch den Glauben, im Nächsten durch die Liebe. Durch den Glauben fähret er über sich in Gott; aus Gott fähret er wieder unter sich durch die Liebe, und bleibet doch immer in Gott und göttlicher Liebe.“

8. Der weitgreifende Unterschied katholischer und protestantischer Moral wäre also dahin zu formuliren, dass dort

das beschauliche Leben unter möglichster Zurückziehung vom activen das Höchste ist, hier das active Leben, aber durchdrungen von Glaube und Liebe Gottes, das einzig Richtige ist, dass dort die Abstufung ist Gottesliebe, Selbstliebe, Nächstenliebe, hier Gottes- und Nächstenliebe untrennbar in einander verlangt werden, dass endlich dort der Nächste geliebt wird nicht gleich uns, sondern blos ähnlich, wie wir uns selbst lieben, hier aber die Liebe zum Nächsten eine dienende und aufopfernde sein soll. Wie verhalten sich nun sowohl die katholische als die protestantische Auffassung etwa zu der kantischen, als derjenigen, welche in und ausser Deutschland von den philosophischen ethischen Systemen der Neuzeit den tiefsten Eindruck gemacht hat? Nach Kant hat die praktische Vernunft den Primat vor der speculativen. Die speculative giebt blos sichere Prinzipien der Erfahrungserkenntniss und höchstens einen Impuls darüber hinaus, der aber zu keiner Gewissheit führt; auf Grund der Moral entsteht erst eine praktische Gewissheit Gottes und der Unsterblichkeit. Nach dem Moralgesetz: handle so, dass die Maxime deiner Handlung jederzeit Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung werden kann, liebt der Mensch sich selbst sittlicherweise, sofern er sich nach dem Massstabe liebt, in welchem alle anderen Menschen gleichsehr mit eingeschlossen sind. Der Hauptunterschied dieser kantischen Moral sowohl von der katholischen als der protestantischen ist, dass dort das Wesentliche auf die natürlichen Kräfte des Menschen basirt wird, in beiden letzteren auf übernatürliche Vorrichtungen und Gaben. Davon abgesehen, steht Kant in der Hochhaltung des activen Lebens auf der Seite des Protestantismus, dagegen ist sein Begriff der Nächstenliebe abweichend von beiden kirchlichen Auffassungen, der Katholicismus drückt die Nächstenliebe herab gegen die Selbstliebe, der Protestantismus möchte sie zur dienenden, aufopfernden Liebe machen gleich der Liebe Christi, Kant macht sie insofern einander gleich, als wir uns selbst nach denselben Regeln behandeln sollen, welche die Vernunft für Andere, weil für Alle, statuirt.

9. In Bezug auf diese bis jetzt unvertilgbaren Verschieden-

heiten in der religiösen und sittlichen Gesammtansicht entsteht die Frage: wie ist es zu deuten, dass gerade hierin solche Differenz herrscht, während z. B. über mathematische Elementarsätze, etwa dass $2 + 1 = 3$, nie ein Dissens gewesen ist? Die Philosophen haben verschiedene Erklärungsgründe hierfür aufgestellt. Nach den Einen hat Gott gerade in den höchsten Fragen keinen Zwang auferlegen wollen, sondern dem Menschen Freiheit der Entscheidung als ein hohes Gut gegeben, indem nur der selbstgewählte Anschluss an die göttliche Wahrheit und die Ergreifung des sittlich-Guten aus eigener Entscheidung vor Gott Werth habe. Nach den Anderen giebt es keine Freiheit, sondern die Mannichfaltigkeit der Ansichten und Bethätigungen ist auch hier eine Folge der sehr mannichfachen körperlichen und geistigen Constitution der Menschen, welche aber doch einer gewissen Modificabilität (durch Erziehung, Belohnung, Strafe, Lob, Tadel) fähig sei. Nach noch Anderen endlich sind jene höchsten Fragen so schwer und verwickelt, dass zwar am Ende der Tage oder in einem künftigen Leben eine vollgültige Einsicht in das allein Richtige gehofft werden darf, aber im gegenwärtigen Leben man sich mit einem ernsten Streben und Bemühen begnügen muss, das aber vor Irrthum und Verfehlung nicht sicher sei. Zu bemerken ist, dass auch im Katholicismus die Theorie für die Freiheitsansicht ist. Die von Haus aus Ungläubigen (pagani et Judaei) sollen auf keine Weise zum Glauben gezwungen werden, weil der Glaube eine Sache des Willens oder der freien Wahl ist.*) Freilich fällt der Katholicismus von dieser Freiheitstheorie wieder ab, sofern er das Beharren im Glauben nicht mehr einen fortwährenden Act der Freiheit sein lässt, sondern gegen Abtrünnige von der Kirche Zwang verstattet und zur Pflicht macht.

Zu unserem Zweck haben wir nicht nöthig uns für eine jener philosophischen Deutungen zu entscheiden, es genügt so zu argumentiren. Ob nun Freiheit, ob Verschiedenheit der Individualität, ob Allmälichkeit der Entwickelung das lösende

---

*) Thomas v. Aquino, Summa theologica Sec. Sec. qu. X art. VIII.

Wort für die abweichenden Ansichten in Religion und Sittlichkeit ist, auf alle Fälle ergiebt sich bei jeder von diesen drei Deutungen, dass ein Zwang gegen Ansicht und Art der Anderen blos darum, weil sie von der meinigen abweicht, unzulässig ist. Zwang ist ja unverträglich mit Freiheit, absurd gegen den innersten Kern einer Individualität, zweckwidrig, wo Allmälichkeit der Entwickelung angenommen wird, welche durch den Zwang nur gestört würde.

10. Unser Ergebniss über die menschliche Natur auf Grund der Ethnologie, Geschichte und Philosophie ist daher dies. Die formalen Grundzüge menschlicher Natur sind zu allen Zeiten gleich gewesen. Die inhaltliche Ausfüllung dieser formalen gleichen Grundzüge ist zwar verschieden oft schon von Mensch zu Mensch, aber diese Verschiedenheit ist nach dem, was die Geschichte und die Philosophie lehrt, prinzipiell zu toleriren. An dies Ergebniss lässt sich der Rechtsbegriff unmittelbar anschliessen, wenn wir noch folgende Betrachtung zu Hülfe nehmen. So verschieden die Ansichten über den richtigen Inhalt menschlichen Lebens sein mögen, sie alle haben doch den Verkehr der Menschen unter einander als wünschenswerth aufgestellt, einen Verkehr, in den wir überdies schon ohne all unser Zuthun gestellt sind und dem sich, auch wer künstlich es wollte, nicht unter allen Umständen entziehen könnte. Es entsteht daher die Aufgabe, diesen Verkehr von Mensch zu Mensch so einzurichten, dass Menschen auch von verschiedener Lebensauffassung mit Freiheit für diese neben einander bestehen können. Die Einrichtungen nun, welche das freie Zusammenleben der Menschen unter einander ermöglichen, und nothwendig sind, damit es sich entfalten möge, sind das Recht, oder, anders ausgedrückt: das Recht ist der Inbegriff derjenigen Forderungen von Mensch zu Mensch, welche für einen auf Freiheit Aller gegründeten Verkehr unerlässlich sind. So werden sich z. B. Ungefährdetheit von Leib und Leben, Möglichkeit Sachgüter zu haben und zu erwerben, Möglichkeit gewisser Arten von Verbindungen unter einander als Rechte erweisen lassen, weil sie den bezeichneten Begriff erfüllen. Die innere Möglichkeit dieses

Rechtes gründet sich darauf, dass alle sittlichen Ansichten mindestens für die äusseren Beziehungen des Menschen Modificabilität seiner natürlichen Art stets zugestanden haben.

Diese Erklärung von Recht zeigt ebensosehr die Beziehung wie den Unterschied des Rechtes von der Moral, und, eventuell, Religion. Das Recht hat eine Beziehung zur Moral, respective Religion, aber nicht eine ausschliessliche Beziehung blos zu einer bestimmten Moral und ev. Religion, sondern ein Verhältniss zu den verschiedenen moralischen und ev. religiösen Hauptansichten; sie alle können das Recht im obigen Sinne begründen. Rechtlichkeit ist daher die Gesinnung und der Wille, die allgemeinen Forderungen freien menschlichen Zusammenlebens zu erfüllen. Diese Rechtlichkeit wurzelt in der moralischen und ev. religiösen Gesinnung, und bedarf mindestens jener als Untergrund, aber dieser Untergrund braucht nicht in jedem Menschen der nämliche zu sein. Unsere Erklärung zeigt auch die Wichtigkeit des Rechtes. Nach ihr ist das Recht die erste Bedingung aller menschlichen Entwickelung, die conditio sine qua non derselben. Es ist zugleich der gemeinsame Boden, auf welchem sonst noch sehr verschiedene Lebensauffassungen zusammentreffen und sich neben einander friedlich und doch jede nach ihrer Art bewegen können.

11. Als fundamentale Bestimmungen für alles Weitere ergeben sich aus unserem Rechtsbegriff unmittelbar folgende Sätze: 1) Alles Recht hat eine Beziehung zur Gemeinschaft und ist nie ohne diese zu denken. Nicht blos eine Beziehung zu anderen Menschen wohnt ihm ein, sondern wegen der ganzen Naturbeschaffenheit der Menschen, wie wir sie allein in der Geschichte kennen, immer auch eine Beziehung zu einer kleineren oder grösseren irgendwie gegliederten Gesellschaft (Familie, Horde, Stamm u. s. w.). 2) Alles Recht hat eine Tendenz zur Positivität, es will gültig und anerkannt sein, geschehe dies nun dadurch, dass es factisch geübt wird und die Einzelnen von diesen Uebungen überzeugt sind, dass sie Rechte sind, oder geschehe es so, dass die einzelnen Einrichtungen auch in der Form äusserer Gesetze auftreten. 3) Das Recht ist Recht

kraft der Natur des Menschen und des menschlichen freien Zusammenlebens; Gewohnheitsrecht und Gesetzgebung sind Ausdruck dieses Rechtes, nicht eine willkürliche und beliebige Erfindung. 4) Um der freien Bethätigung der Menschen willen ist das Recht ein nothwendiges Erforderniss, um dieser Nothwendigkeit willen ist es erzwingbar gegen den, der es nicht befolgt, sei es aus Missverstand oder weil er rücksichtslos blos seiner Neigung und praktischen Ansicht nachgeht. Der Rechtszwang ist nicht immer Strafe; er kann auch bestehen im Ausschluss von gewissen Vortheilen bei Nichteinhaltung eines Termines, auch darin, dass diejenigen, welche bei einer Wahlhandlung nicht erschienen, zu der sie berechtigt waren, sich den Erwählten der Erschienenen müssen gefallen lassen. 5) Das Recht bezieht sich seinem Begriff nach auf Willensinhalte, die erstrebt werden, also auf Zwecke der Menschen oder auf Güter, und hat insofern ein materiales Prinzip; es lässt aber gleichfalls seinem Begriff nach in diesen Willensinhalten so viel frei und eben darum für individuelle Ausfüllung offen, als sich nur mit dem menschlichen Zusammenleben verträgt. Dies ist die Aeusserlichkeit des Rechtes, welche daher nicht ein Tadel, sondern das höchste Lob ist, nicht eine Leerheit des Rechtes bezeichnet, sondern aussagt, dass das für alle Menschen rechtlich Gleiche von jedem mit einem individuellen sittlichen Gehalt nach seiner Selbstbestimmung ausgefüllt werden kann.

12. Vergleichung unserer Definition mit dem römischen Recht. Die Bedeutung des römischen Rechtes in den Pandekten beruht nach allgemeiner Annahme darauf, dass sein Inhalt zum grossen Theil nicht auf der Besonderheit gerade des römischen Volksgeistes beruht, sondern nichts ist als der Ausdruck allgemein menschlicher Auffassung allgemein menschlicher Verhältnisse, mit Meisterschaft entwickelt (Windscheid). Die bei allem Wechsel und aller Vielgestaltigkeit des menschlichen Gemeinlebens sich stets gleichbleibenden Verhältnisse desselben nannten die römischen Juristen N a t u r. Mit Bezug auf diese Verhältnisse sprechen sie von naturalis ratio, lex naturae und jus naturale; nur entwickeln sie den Inhalt des jus naturale stets im engsten Zusammenhang

mit dem praktischen Rechtsleben und jedesmal bestimmt durch concrete Verhältnisse desselben. Zu dieser Behandlung des Rechtes scheinen die Römer auf praktischem Wege gekommen zu sein. Zuerst entwickelte sich neben dem streng nationalen jus civile bei ihnen das jus gentium, als ein Recht für die Angehörigen verschiedener Völker. Bei grösserer Ausdehnung ihrer Herrschaft führte dies jus gentium praktisch auf die Frage, was nach der Natur der Sache Rechtens sei, somit auf das jus naturale. Als Grund dieses jus naturale geben sie dann mit den Stoikern an die Einheit des Menschengeschlechtes, die societas humana, oder die natürliche Verwandtschaft (cognatio quaedam) der Menschen unter einander. Es leuchtet ein, wie sich bei diesem Bildungsgang des Rechtes das allgemein-Menschliche herausarbeiten musste mit Absehen von religiösen und sittlichen Verschiedenheiten der Einzelnen. Die Gewinnung des Rechtsbegriffes war somit auf praktischem Wege ähnlich der, welche wir oben theoretisch eingeschlagen haben; sie erklärt die Universalität des römischen Rechtes, d. h. dies, dass sehr verschiedene Lebensauffassungen sich gleichsehr Vieles aus demselben aneignen konnten. Jene Bedeutung von Natur und Naturrecht ist die treibende Kraft des römischen Rechtes, dagegen thatsächlich unwirksam gewesen sind die einzelnen allgemeinen Definitionen, die meist äusserlich an die Stoiker erinnern: 1) die des Celsus: jus est ars boni et aequi (nach den Stoikern sind Theile der Gerechtigkeit die *χρηστότης* = *ἐπιστήμη εὐποιητική·* die *εὐκοινωνησία* = *ἐπιστήμη ἰσότητος ἐν κοινωνίᾳ*); 2) die des Ulpian: justitia est constans et perpetua voluntas jus suum cuique tribuendi (nach der Stoa ist der Allgemeinbegriff der *δικαιοσύνη* = *ἐπιστήμη ἀπονεμητικὴ τῆς ἀξίας ἑκάστῳ*); jurisprudentia est divinarum atque humanarum rerum notitia, justi atque injusti scientia (der erste Theil dieser Erklärung ist nachgebildet der stoischen Begriffsbestimmung der *σοφία* = *θείων τε καὶ ἀνθρωπίνων ἐπιστήμη·* wahrscheinlich will Ulpian diese Begriffsbestimmung durch den Zusatz justi atque injusti scientia limitiren, so dass seine Meinung war: die Rechtswissenschaft behandelt göttliche und menschliche Dinge,

soweit dabei die Frage nach Recht und Unrecht in Betracht kommt). Auch der Begriff Ulpians: jus naturale est, quod natura omnia animalia docuit, z. B. Verbindung der Geschlechter, erinnert an Stoisches (*τὸ καθῆκον διατείνει καὶ εἰς τὰ ἄλογα ζῷα*) und war von sehr untergeordneter Bedeutung gegenüber dem jus naturale im obigen Sinne der Römer. Auch die drei Rechtsgrundlagen, juris praecepta, nach Ulpian, honeste vivere, neminem laedere, suum cuique tribuere, sind als solche für das römische Recht ohne allen praktischen Einfluss geblieben. — Vgl. besonders Hildenbrand, Rechts- und Staatsphilosophie B. 1 das Alterthum S. 600 ff.; Voigt, die Lehre vom jus naturale etc. der Römer B. 1 § 53 und § 63 Mitte.

13. Vergleichung unseres Rechtsbegriffes mit Bestimmungen moderner Juristen. Im Allgemeinen haben sich die Juristen um die letzte Analyse des Rechtsbegriffes weniger bemüht, sie stellen mehr einzelne Forderungen auf, welche im Rechtsbegriff enthalten seien. Unser Begriff nun erfüllt z. B. die Forderung von Ihering (Geist des römischen Rechtes) und Bruns (Encyklopädie der Rechtswissenschaft von Holtzendorff), dass Grund und Zweck eines Rechtes nicht der abstracte freie Wille sei, sondern der Wille, welcher ein Interesse, einen Nutzen, einen Genuss verfolge; ausserdem aber lehrt er uns zugleich, welche Interessen, d. h. Willensinhalte alle im Recht verfolgt werden können. Nach Bruns hat die sittliche Verschiedenheit der Menschen im Allgemeinen keinen Einfluss auf ihre Rechte; der Grund der Rechte sei die Freiheit des Menschen, nicht ihr sittlicher Gebrauch. Auch die Formel Windscheids können wir uns aneignen, die Rechtsordnung gebe Vorschriften, was gewollt werden dürfe, oder das Recht bestimme, wie sich auf Grundlage der verschiedenen thatsächlichen Voraussetzungen die Gränzen der Willensherrschaft der sich gegenüberstehenden Individuen gestalten. Nur wissen wir durch unseren Begriff, was diese Willensinhalte alle sein können, und wonach die Gränzen der Willensherrschaft der Einzelnen zu bestimmen sind. Von juristischer Seite hat neuerdings Ihering (der Zweck im Rechte) das Recht allgemein so definirt: das Recht ist „die Sicherung der Lebensbedingungen

der Gesellschaft in der Form des Zwanges." Diese Erklärung, welche am nächsten steht der des Hugo Grotius, das Recht sei societatis custodia humano intellectui conveniens, trifft einen fundamentalen Punkt, wenn man Gesellschaft in dem weiteren Sinne von Gemeinschaft, Verkehr, Zusammenleben der Menschen überhaupt versteht, sie ist aber (bis jetzt wenigstens) rein formal, und es wird darauf ankommen, wie es Ihering gelingt, einen allgemein gültigen Rechtsinhalt zu ermitteln. Die Dahn (Prantl)'sche Erklärung: „das Recht ist die vernünftige Friedensordnung einer Menschengenossenschaft in den äusseren Beziehungen ihrer Glieder zu einander und den Sachen"*), können wir uns in vielen Punkten ihrer Absicht und ihrer Ausführung aneignen; nur ist dabei vernünftig in ganz relativistischem Sinne gebraucht — „jede Menschengenossenschaft hat ihr eigenes relatives Rechtsideal" —; diesem einseitigen „Historismus" gegenüber ist an der § 1 der Rechtsphilosophie gestellten Aufgabe festzuhalten.

14. Vergleichung unserer Definition mit denen moderner Rechtsphilosophen. Der Tendenz nach kommt unsere Erklärung überein mit der kantischen: „das Recht ist der Inbegriff der Bedingungen, unter denen die Willkür des Einen mit der Willkür des Anderen nach einem allgemeinen Gesetz der Freiheit zusammen bestehen kann." Willkür heisst hierbei nach Kant „das Begehrungsvermögen nach Begriffen, sofern es mit dem Bewusstsein verbunden ist, die Handlung sei vermögend, das Object hervor zu bringen," also Wille mit realisirbarem Inhalt. Auch nach Fichte ist das Recht das Verhältniss zwischen vernünftigen Wesen, dass jedes seine Freiheit durch den Begriff der Möglichkeit der Freiheit des Anderen beschränke unter der Bedingung, dass dieser das Gleiche thue. Beide gründen, wie wir, das Recht auf die Freiheit und das Zusammenleben der Menschen, und trennen das Recht von der bestimmten Moral, bei uns erscheint das Letztere so, dass das Recht das gleiche ist bei möglicher Verschiedenheit der moralischen und religiösen

*) Dahn, die Vernunft im Rechte.

Gesammtansicht. Factisch war dies bei Kant und Fichte auch so, aber allerdings treten die möglichen realen Inhalte des freien Willens aus der Erklärung beider nicht deutlich hervor. Ebenso stimmt mit uns das Naturrecht von Snell (in der Schweiz weit verbreitet). Nach Snell ist das Recht „die jedem Menschen nach der Vernunft zukommende gleiche Möglichkeit äusserer Freiheit, oder die gleiche Unabhängigkeit eines jeden Menschen von der Willkür jedes Anderen“; nur muss man den Zug des Menschen zur Gemeinschaft dabei mitverstehen. Total von dieser Auffassung verschieden dagegen ist der Gedanke der Krauseschen Rechtsschule und Trendelenburgs. Nach Krause ist das Recht das organische Ganze der äusseren Bedingungen des vernunftgemässen Lebens; nach Ahrens hat das Recht die Aufgabe, im Organismus des menschlichen Lebens alle Verhältnisse der Wechselbedingtheit unter allen Lebens- und Güterkreisen für die Ermöglichung aller vernünftigen Zwecke zu ordnen; ähnlich ist die Erklärung Röders. Nach Trendelenburg ist das Recht der Inbegriff derjenigen allgemeinen Bestimmungen des Handelns, durch welche es geschieht, dass das sittliche Ganze und seine Glieder sich erhalten und weiter bilden kann. Alle diese Männer verstehen dabei unter vernünftig oder sittlich ihre bestimmte moralische, meist sehr edle, Ueberzenguug; sie geben so dem Recht eine Beziehung zu blos einer sittlichen Ansicht, statt zu einer möglichen Mehrheit sittlicher, resp. religiöser Ansichten. Da nun durch ihre Theorie keineswegs die Mehrheit der Lebensansichten thatsächlich verschwunden ist, so ist bei ihnen die volle sittliche Freiheit oft bedroht, oder aber sie werden ihr zu Liebe inconsequent. Neuerdings ist diese Richtung lebhaft angegriffen worden von Ulrici in seinem Naturrecht. Er legt alles Gewicht auf die freie Subjectivität, aus welcher die eigentliche Sittlichkeit hervorgehen müsse. Das Recht ist nach ihm der Kreis der allgemeinen äusseren Bedingungen der ethischen Existenz und Subsistenz des Menschen, soweit sie durch den Menschen herstellbar sind. Indess da Ulrici die ethische Existenz und Subsistenz blos nach seinem Ziel, der geistigen Bildung, versteht, so verfällt er that-

sächlich in denselben Fehler, das Recht ist ihm eine Vorbedingung blos für seine sittliche Ansicht.

15. Vergleichung unseres Rechtsbegriffes mit der Geschichte. Unser Rechtsbegriff ist das Ergebniss eines weiten Ueberblickes über die ganze Menschheit. Es ist also zu erwarten, dass er nicht der geschichtlich erste sein wird, wiewohl der geschichtlich erste sehr wohl die Tendenz zu ihm in sich tragen kann. Geschichtlich ist das Recht in den kleineren gesonderten Gruppen der Menschheit entstanden. Es war daher in seinem Inhalt nicht nur abhängig von den äusseren Lebensbedingungen jeder Gruppe (ob Jäger, Hirten, Ackerbauer u. s. w.), sondern auch von dem moralischen und religiösen Gesammtgefühl, das etwa in ihr herrschte. Fühlten sich nämlich alle Menschen einer Gruppe in sittlicher und religiöser Hinsicht einig, so wurde ihr Recht unwillkürlich entworfen als die äusseren menschlichen Vorbedingungen ihrer bestimmten Lebensansicht. So bei den Griechen, wo Sitten- und Rechtsgesetz nicht eigentlich geschieden waren, in Indien, in China, bei den Muhammedanern, der Tendenz nach auch in der mittelalterlichen Kirche. Lockerte sich später bei solchen Völkern die Einheit der Lebensansicht, so wird die Beziehung des Rechtes zur herrschenden Moral und Religion nicht leicht aufgegeben, aber das Recht so gehandhabt, dass die Andersdenkenden dabei leben können. Häufig regt sich dann aber auch theoretisch die Ansicht, dass Recht und bestimmte Moral verschieden seien, und das Recht sich auf das zu beschränken habe, was schlechterdings zur Erhaltung der Gesellschaft und für das Gemeinwohl erforderlich sei. Von der Art ist z. B. die mittelalterliche Formel, zum Recht gehöre eigentlich nur, Sicherheit und Friede aufrecht zu erhalten, welche mitten in der theologisirenden Rechtsrichtung der Scholastik immer ab und zu vorkommt.*)

*) Thomae Aquinatis Summa theologica, Prima Secundae qu. XCVIII art. 1: Est autem sciendum quod est alius finis legis humanae, et alius legis divinae. Legis enim humanae finis est temporalis tranquillitas civitatis; ad quem finem pervenit lex cohibendo exteriores actus, quantum ad illa mala, quae possunt perturbare pacificum statum civitatis. Ibid.

Von derselben Art ist Stahl's Formel: das Recht, an sich betrachtet, habe in Folge der sündhaft gewordenen Natur des Menschen die Aufgabe, den objectiven Bestand der sittlichen Welt, in Uebereinstimmung mit ihrer ursprünglichen Bestimmung, jedoch nur nach den äussersten Grenzen zu wahren.

---

qu. XCIX art. 2: sicut intentio principalis legis humanae est, ut faciat amicitiam hominum ad invicem, ita intentio divinae legis est, ut constituat principaliter amicitiam hominis ad deum. Ibid. Secunda Secundae qu. LXIX art. 2: multa secundum leges humanas impunita relinquuntur, quae secundum divinum judicium sunt peccata, sicut patet in simplici fornicatione; quia lex humana non exigit ab homine omnimodam virtutem, quae paucorum est, et non potest inveniri in tanta multitudine populi, quantum lex humana habet necesse sustinere.

Die Hauptrechte überwiegend von Seiten der Einzelnen betrachtet.

16. Alles Recht hat eine Beziehung zur Gemeinschaft. Einen strengen Unterschied zwischen Privatrechten und öffentlichen Rechten giebt es daher nicht. Z. B. der Einzelne hat Eigenthum, aber es ist geschützt und vielleicht auch beschränkt durch die Gemeinschaft; der Staat steht über den Einzelnen, aber gleichwohl besteht er nur aus den Einzelnen und ist ohne diese gar nicht. Indess treten bei manchen Rechtsverhältnissen die Einzelnen überwiegend hervor, in anderen die Gemeinschaft. Daher ist die gesonderte Behandlung beider empfehlenswerth, und zwar wegen der grösseren Einfachheit die Voranstellung der Rechtsverhältnisse der Einzelnen.

17. Der Mensch als rechtsfähiges Subject oder Person. Jeder Mensch hat von Natur Vernunft im formalen Sinne und das Vermögen der freien Selbstbestimmung innerhalb der menschlichen Gemeinschaft: ebendarin besteht seine Rechtsfähigkeit und er ist dadurch Person. Die selbständige Ausübung dieser Rechtsfähigkeit ist aber gebunden 1) an die Ungestörtheit der geistigen Vermögen im formalen Sinne und 2) an eine gewisse Gereiftheit derselben, wiederum im formalen Sinne. Bei geistiger Gesundheit tritt die selbständige rechtliche Handlungsfähigkeit mit der Volljährigkeit ein, welche je nach der Einfachheit oder Complicirtheit der allgemeinen Lebensverhältnisse verschieden angesetzt werden kann, und in die allmälich nach Perioden der Entwickelung überzuleiten ist (z. B. von einem gewissen Alter an selbständige Ausübung der Rechtsfähigkeit bei uns vortheilhaften Handlungen). Dagegen als Person gilt der Mensch vom Moment seiner unabhängigen Lebensfähigkeit an, d. h. von der

Geburt an, und wegen des vollen Vorhandenseins der Bedingungen der Persönlichkeit wird auch der Concipirte von der Gemeinschaft geschützt und werden ihm seine etwaigen besonderen Rechte vorbehalten. Keinen Einfluss auf Rechtsfähigkeit und deren Ausübung haben die Geschlechts-, Racen- und Nationalitätsunterschiede, da die wesentlichen Eigenschaften menschlicher Natur von alle dem nicht berührt werden. Die Verschiedenheiten der religiösen und sittlichen Gesammtansicht dürfen gleichfalls keinen Einfluss hierin haben, sofern sie nur mit den allgemeinen Forderungen des freien menschlichen Zusammenlebens verträglich sind, im Gegentheil liegt die Möglichkeit solcher Verschiedenheiten mit im Begriff der Persönlichkeit.

18. Diese gleiche Rechtsfähigkeit aller Menschen ist bei uns so ziemlich, auf der ganzen Erde aber nur wenig durchgeführt. Es stehen ihrer Anerkennung tief liegende Hindernisse entgegen. Mit unmittelbarer Gewissheit weiss nämlich jeder nur von sich, von anderen Menschen wissen wir nur in Folge des Schlusses der Analogie: hier ist ein Leib und sind Bethätigungen desselben, wie bei uns, also wird auch ein Inneres, eine geistige Art gleich der unseren da sein. Nun sind aber leibliche Unterschiede z. B. von Race zu Race und die Unterschiede der geistigen Lebendigkeit und Interessen augenscheinlich. Daher war der Schluss auf Unähnlichkeit des Wesens und somit auf geminderte Rechtsfähigkeit verführerisch. Aber auch innerhalb derselben Menschengruppe lagen ähnliche Schlüsse nahe, nach denen die Einen, ihre eigene Art für die eigentlich menschliche haltend, den Anderen, die nicht genau diese Art hatten, blos das Recht zuschrieben, ihnen zu dienen und sich von ihnen leiten zu lassen. Dasselbe ergab sich, wo man das Recht ausschliesslich in den Dienst einer einzigen moralischen und religiösen Ansicht stellte; so haben nach Ahrens noch heute die höher cultivirten Völker ein Culturvormundschaftsrecht, d. h. das Recht, wilde oder halbwilde Völkerschaften auch durch rechtlich-politische Unterwerfung nach Möglichkeit für die Cultur zu gewinnen, und in derselben Sinnesweise handelte der Islam und die mittelalterliche Christen-

heit nicht nur gegen andere, sondern auch gegen einander. Auch den Frauen gegenüber hat man meist geschlossen: beim Mann ist das Wesentliche Körperkraft oder Verstand und er ist dadurch volle Persönlichkeit, bei den Frauen ist die Körperkraft geringer und herrscht mehr das Gefühl, also sind sie nicht volle Persönlichkeit. Erst nach der Auflösung der im Mittelalter versuchten Einheit der Christenheit und unter dem Eindruck der durch die grossen Länderentdeckungen erweiterten Welt- und Menschenkenntniss ist man auch bei uns allmälich dahin gekommen, bei aller Verschiedenheit der Menschen ihre formale wesentliche Gleichheit herauszufinden. Vgl. Handbuch der Moral §§ 27 und 28.

19. Recht des Einzelnen an seinem Leben, körperlicher und geistiger Integrität und Freiheit. Alles Recht ist um der freien Bethätigung der Einzelnen willen; zur freien Bethätigung ist aber nothwendige Voraussetzung Leib, Leben und Gebrauch der körperlichen und geistigen Vermögen. Der Mensch hat somit ein Recht auf alles dieses, d. h. keiner darf das Leben, den Leib und die Glieder des Anderen oder seine geistigen Vermögen verletzen, oder ihn an der freien Verfügung über alles dies hindern, soweit nicht allgemeine Beschränkungen hierin um des menschlichen Zusammenlebens selber willen einzutreten haben (Strafrecht, Vertheidigung des Vaterlandes). Gefordert ist aber nur Enthaltung von directen absichtlich oder fahrlässig von uns ausgehenden Verletzungen des Anderen, nicht Bewahrung desselben durch uns vor Verletzung und Schaden der Art überhaupt. Durch das letztere Verlangen würde die individuell-freie Bethätigung der Einzelnen geradezu beständigen Hemmungen ausgesetzt. Wir sind rechtlich nicht verpflichtet, wenn irgend wo um Hülfe gerufen wird, solche zu bringen u. s. f. Auf der anderen Seite ist gleichwohl eine solche Bewahrung nach den Hauptseiten für alle wünschenswerth. Daher tritt hier die Gemeinschaft ein durch Errichtung der Wohlfahrtspolizei, welche aber nur in und für dringende Fälle den Einzelnen besondere Thätigkeiten auferlegt. — Rechtlich ist endlich dagegen nichts zu haben, dass in Fällen äusserster gemeinsamer

Gefahr der Einzelne alles für seine Rettung thun darf, selbst wenn dadurch indirect, aber augenscheinlich Anderer Leben und Leib gefährdet wird, falls jener nicht besondere Verpflichtungen berufsmässig übernommen hat (z. B. Schiffbruch, allgemeine Flucht, um dem Feuertod zu entgehen); denn dem Rechte nach ist jeder dem anderen gleich, darf also sich hier selbst der nächste sein, wenn er will.

20. Jene Rechtsverpflichtungen gegen den Anderen sind unmittelbare Folgen aus der Thatsache seines Lebens und gelten daher von dieser aus, sind darum auch unabhängig von der augenblicklichen Stimmung des Anderen in Bezug auf sein Leben u. s. f. Man darf daher die Tödtung des Anderen auch nicht mit dessen Willen vornehmen, selbst der Arzt den vorausgesehenen Tod nicht direct beschleunigen. Dagegen kann der Selbstmord durch das Recht nicht verboten werden. Denn das Recht geht von der Voraussetzung aus, dass der Einzelne in freier Bethätigung mit Anderen zusammen leben wolle; was aus diesem Zusammenlebenwollen folgt, hat es zu verlangen, dass Einer aber überhaupt leben wolle, geht über seine Ansprüche und ist blos Gewissenssache des Einzelnen. Es kann daher auch den Versuch zum Selbstmord nicht strafen, wohl aber, auf Grund einer allgemeinen Erfahrung, den geistigen Zustand des Betreffenden einige Zeit unter Beobachtung stellen, nicht sowohl gegen ihn selbst, als mit Rücksicht auf die Anderen. Dagegen ist alle Beihülfe zum Selbstmord untersagt, und die Verhinderung desselben berechtigt, weil geistige Störung oder krankhafte Depression stets wahrscheinlich ist. Auch Selbstverletzungen der Einzelnen können nicht rechtlich bestraft werden, falls nicht besondere übernommene Verpflichtungen dadurch sollen umgangen werden (Militärdienst); denn mit welchem Apparat von Gliedern der Einzelne sein Leben gestalten will, gehört zu seiner individuellen Entscheidung. Dagegen ist Beihülfe Anderer dabei verboten, ausser in Ausübung des ärztlichen Berufes, umgekehrt giebt es aber auch keine Rechtsverpflichtung des Einzelnen, sich ärztlich operiren oder behandeln zu lassen, es müssten denn besondere Verpflichtungen

dazu übernommen sein, wie beim Eintritt in ein öffentliches Hospital oder beim Militär.

21. Die Unumgänglichkeit dieser Festsetzungen ergiebt sich auch daraus deutlich, dass indirecte, aber vermeidliche Selbsttödtungen und Selbstverletzungen unzählige vorkommen und die meisten so, dass sie auch von den verschiedenen sittlichen oder religiös-sittlichen Gesammtansichten aus nicht als nothwendig zur Erfüllung der menschlichen Aufgabe können betrachtet werden, also bei der Läugnung jener Festsetzungen müssten rechtlich verboten, ev. bestraft werden. Die meisten Menschen bringen sich vorzeitig selbst um, den Keim zu tödtlichen Krankheiten legt oft eine bewusst unzweckmässige Lebensweise oder Mangel an zumuthbarer Vorsicht. Es ist keineswegs blos die grundsätzliche Genusssucht, welche so thut. Manche, die prinzipiell anders gesinnt sind, haben gegebenen Falles nicht Widerstand genug, nicht bei lebhafter Bewegung der Lunge einen kühlen Trunk zu thun, nicht nach der Erhitzung des Balles sich der tödtlichen Zugluft auszusetzen. Wie mancher setzt bei Studien durch Nachtarbeit und Nervenüberreizung seine Gesundheit aufs Spiel. Der Mann, der eine zahlreiche Familie hat, arbeitet sich oft zu Tode, nicht direct tödtet er sich immer dadurch, aber er hat sich so angestrengt, dass etwa eine Krankheit ihn bei seinem geschwächten Leibe hinrafft, die er sonst in ein paar Tagen überwunden hätte. Wie will man ein junges Mädchen verhindern an gebrochenem Herzen über eine unglückliche Liebe zu sterben, wie ein solcher Fall von Grillparzer (Bd. 8 „mein Erlebniss") mit Bezug auf ihn selbst erzählt wird. Operationen auf Leben und Tod kann ein Mensch sich unterwerfen, auch wenn er es für sich nicht nöthig hätte, etwa eine Frau, um die Möglichkeit zu haben, Kinder zu bekommen, weil sie es wünscht, oder ihrem Manne zu Liebe. Man lässt das alles rechtlich unbehelligt, weil man die individuell freie Bethätigung nicht hemmen will; dann muss man aber auch dieselbe zulassen, wo sie sich in Selbstverletzungen und im Selbstmord äussert. Der Unterschied von absichtlichem und fahrlässigem Thun würde hier nichts helfen.

Fahrlässigkeit könnte Minderung der Strafe, aber nicht Straffreiheit begründen. Ausserdem kann man sich absichtlich tödten und verletzen unter dem Schein blosser Fahrlässigkeit: es giebt nicht wenig Menschen (nicht blos unter Frauen), welche die Kraft haben „sich gehen oder hängen zu lassen", d. h. eine Herabsetzung der vegetativen Functionen durch Willen oder durch Mangel an Gegenwillen herbeizuführen, welche zu einem langsamen, manchmal auch schnellen Hinsterben zu führen im Stande ist. Es muss hier rechtlich Freiheit gelassen werden; dagegen ist es Sache der Gemeinschaft, wenn viele Selbstmorde überhaupt oder in einer bestimmten Klasse (z. B. beim Militär) vorkommen, nachzuforschen, ob nicht Umstände da mitwirken, welche ohne allen Eingriff in die individuelle Freiheit beseitigt werden können, so dass trotz individueller Freiheit die Einzelnen vorziehen, im Leben zu bleiben.

22. Das Verbot der Tödtung und Verletzung erstreckt sich auch auf das Kind im Mutterschoosse, weil alle Bedingungen der Persönlichkeit hier vorhanden sind, aber es kann die Mutter durch die enge Beziehung des Fetus zu ihr rechtlich nicht in ihrer freien Bethätigung gehindert werden, weshalb gegen fahrlässige Gefährdung des Kindes durch die Mutter rechtlich nichts zu machen ist. Man kann einer schwangeren Frau nicht rechtlich verbieten, auf der Eisenbahn zu fahren, zu Tanz zu gehen, einen Gegenstand zu heben, Thürklinken blank zu putzen, obwohl es feststeht, dass manche befruchtete Keime und selbst schon weit entwickelte dadurch zerstört werden. Man verbietet das nicht, weil andernfalls die freie Bethätigung der Frau, um welcher willen das Recht ist, dadurch schwere Einbusse erlitte, gerade wie man der stillenden Mutter nicht rechtlich eine bestimmte Lebensweise auferlegt, obwohl unzweckmässiges Verfahren hierin (Tanzen, gewisse Speisen) dem Kinde oft Schaden bringen kann. Auch die Monogamie gefährdet oft das Gedeihen des Keimes; der fortgesetzte Umgang mit der Frau in der Schwangerschaft kann die noch wenig festgewachsene Frucht abstossen, aber Vorsicht oder gar völlige Enthaltung fordert das Recht hier nicht. — Im Falle, dass das Leben des Fetus

nur auf Kosten der Mutter zu erhalten wäre, steht dieser die Entscheidung zu, denn sie darf bei gemeinsamer Gefahr sich selber der Nächste sein (§ 19); bei Besinnungslosigkeit ist dieselbe zu ihren Gunsten zu suppliren, weil die bisherige Thatsache ihres bewussten Lebens, sofern keine Gegenverfügung vorliegt, zugleich als ein Lebenwollen aufzufassen ist.

23. Recht auf Aneignung von Sachgütern. Zu seiner individuellen freien Bethätigung bedarf der Mensch fortwährend einer Menge von Mitteln, für welche er sich letztlich an die Natur gewiesen findet. Zwischen der Natur und dem Menschen besteht kein Rechtsverhältniss, da nichts in der Natur die Bedingungen der Rechtsfähigkeit hat; nur die Thiere haben ein Analogon der menschlichen Persönlichkeit, besonders in der Werthschätzung, welche sich in den Empfindungen von Lust und Unlust bei ihnen zeigt; daher muss auch vom Rechte dagegen gewehrt sein, dass sie grausam gequält und gemartert werden. Der Natur gegenüber verhält sich der Mensch, wie die Naturdinge unter sich. Diese verfahren unter einander nach den Gesetzen ihres Wesens, so befolgt auch der Mensch das Gesetz seines Wesens, indem er zur Realisirung seiner Zwecke alle ihm aus der Natur erreichbaren Mittel in seinen Dienst nimmt. Der Mensch verhält sich somit zur Natur aneignend, sie für seine Zwecke als Mittel verwendend. Dieses Verhalten zur Natur hat jeder Mensch als Mensch, weil im Allgemeinen jeder dem anderen in der Bedürftigkeit der Natur gegenüber gleich ist. Es ist daher eine allgemeine Forderung des Zusammenlebens, dass jeder aus der Natur die Mittel zu seiner individuellen Lebensbethätigung sich aneignen darf, d. h. es giebt ein Recht auf Aneignung von Sachgütern, und wo diese nicht unmittelbar verwendbar sind für die Zwecke der Menschen, tritt hinzu das Recht auf Zurechtmachung für unsere Zwecke (blosse Occupation und Occupation mit gleichzeitiger oder nachfolgender Specification).

24. Alle Verwendung von Naturdingen für die Bedürfnisse des Menschen ist letztlich individuell; was ich esse, trinke, anhabe, der Platz, den ich einnehme, kann nicht gleichzeitig einem

Anderen dienen. Fraglich ist, ob auch Naturdinge als Mittel für künftige individuelle Bedürfnissbefriedigung im Voraus individuell angeeignet werden sollen, d. h. ob individuelle dauernde Verhältnisse zu bestimmten Sachgütern oder Privateigenthum begründet sind. Das formale Wesen des Menschen fordert dies schlechterdings. Der Mensch als Mensch muss auch in der Gemeinschaft die Freiheit haben, nach seiner Ansicht zu leben und sich nach seinem individuellen Ermessen zu bewegen. Zu dieser individuellen Lebensgestaltung braucht er Sachgüter, über welche er ausschliesslich nach seiner Ansicht verfügen darf, d. h. Privateigenthum, soweit die Natur dies möglich macht, ist allein dem Wesen des Menschen angemessen. Der gewöhnliche indirecte Beweis gegen den Communismus, dass nämlich bei ihm die Menschen würden möglichst wenig arbeiten und möglichst viel geniessen wollen, setzt fälschlich voraus, dass alle Menschen der Moral der sinnlichen Annehmlichkeit und zwar der Art derselben zugethan seien, welche mehr im Ruhen und in blos spielender Beschäftigung ihr Genüge findet. Die Sache liegt tiefer: beim Communismus könnte sich die individuelle freie Bethätigung nicht geltend machen, diese gehört aber zum Wesen des Menschen, ihre Niederdrückung drückt die geistige Lebendigkeit selber nieder, auch da, wo der Mensch dagegen sittlich ankämpft. Daher treten die gleichen Folgen, die beim Communismus eintreten würden, überall da ein, wo eine despotische Regierung durch Plünderung und Erpressung Seitens ihrer Beamten Privat-Besitz und -Erwerb beständig bedroht.

25. Durch diese Auffassung werden auch Hauptzüge in der Geschichte des Privateigenthums verständlich, namentlich dass es sich nicht in allen Stücken gleichzeitig und gleichmässig herausgebildet hat. An Kleidern, Wohnung und dem zum nächsten Bedürfniss Erforderlichen, wie erlegtem Wild und Heerdestücken, hat sich früh ein Privateigenthum der Einzelnen gebildet; wo aber die individuelle Lebensbethätigung innerhalb des Gemeinbesitzes möglich war, kam der Gedanke an Privateigenthum zunächst nicht, da der treibende Grund für dasselbe fehlte. Jäger- und Hirtenvölker sehen daher die Jagd- und

Weidegründe als Stammeseigenthum an. Wohl von solchen Verhältnissen aus ging, wenn Hirten- und Jägervölker zum Ackerbau übergingen, auch jene Vorstellung und Praxis mit auf das Ackerland über, wiewohl man hier gewöhnlich mindestens für ein oder mehrere Jahre die Aecker zu Privateigenthum überwies. Bei wachsender Bevölkerung bildete sich aber auch hier volles Privateigenthum aus, weil der Trieb zur individuellen Bethätigung jetzt nicht mehr anders befriedigt werden konnte; denn gerade wegen der Menge der Menschen muss der Einzelne mit möglichster Bestimmtheit wissen, worauf er als Mittel für seine Bethätigung zu rechnen hat.

26. Die Tendenz, alles zum Privateigenthum zu machen, was sich dazu eignet, wegen der Individualitätsnatur des Menschen vollständig richtig, muss aber die Rücksicht in sich aufnehmen auf die gleiche Bedürftigkeit aller Menschen und das daraus folgende Recht aller auf Aneignung von Sachgütern (23). Diese Rücksicht auf die Anderen musste bereits mitwirken bei der allmälichen Einnahme der Erde durch die Menschheit, da diese schon irgendwie gruppenweise oder mindestens nicht streng vereinzelt dabei auftrat. Rücksicht zu nehmen beim Privateigenthum darauf, dass Andere daneben auch Privateigenthum haben können, ist daher eine allgemeine Forderung des freien menschlichen Zusammenlebens und somit eine Rechtsforderung. Sie gilt natürlich auch dann, wenn die Occupation nur noch sehr gering ist, und an ihrer Stelle die frei vereinbarte Uebertragung von Privateigenthum hauptsächlich gegen Ersatz an menschlicher Arbeit überwiegt. Diese nämlich, und nicht etwa stete Neutheilung des Privatbesitzes unter die hinzukommende Generation, hat einzutreten, weil eine solche stete Neutheilung die individuell-freie Bethätigung fortwährend aufheben, also Privateigenthum selber factisch aufheben würde; die Arbeit, welche bei steten Neutheilungen immer noch nöthig wäre, wird ohne diese, also ohne factische Aufhebung des Privateigenthums, ein Mittel zum Erwerb von solchem für den Arbeiter. Aber allerdings muss darum das Privateigenthum von Rechts wegen so gehandhabt werden, dass möglichste Rücksicht auf Erwerb-

bedürftigkeit anderer Menschen genommen wird. Jenes, das Privateigenthum, darf zwar darunter nicht leiden, auch die Benützung desselben nach der individuellen sittlichen Ansicht nicht, es darf auch der Einzelne nicht die freie Bethätigung der anderen Einzelnen durch besondere Forderungen stören (A hat kein Recht darauf, gerade von B beschäftigt zu werden), aber die Gemeinschaft hat das Recht, mit möglichster Schonung der individuellen Natur des Eigenthums sowohl durch Beschränkungen desselben als durch Erleichterung und selbst Regelung des Sachgüterverkehres dahin zu wirken, dass eine leidliche Befriedigung Aller in Bezug auf Sachgüter realisirbar sei, die Erwerbsfähigkeit und Erwerbsthätigkeit der Einzelnen vorausgesetzt.

27. Diese Rechtsordnung in Bezug auf die Handhabung von Privateigenthum führt, auch abgesehen von Naturgesetzen (dem Gesetz z. B., dass menschliche Bemühung den Ertrag eines Ackers oder das Wachsthum eines Nutzthieres nicht ins Unendliche zu steigern vermag), schon wegen der menschlichen Freiheit und der ihr nothwendig zu belassenden Latitüde zwar nie zu einem goldenen Zeitalter, vermeidet aber sociale Revolutionen (wie etwa die zeitweiligen Reductionen der Privatschulden von Staatswegen im Alterthum oder die auch später vorgekommenen directen oder indirecten gewaltsamen Aenderungen der Besitzverhältnisse), und vermeidet den Socialismus selber oder die sogenannte Organisation der Arbeit, d. h. die Centralleitung aller Production und Consumtion durch die Staatsgewalt, wodurch die freie individuelle Bethätigung unterdrückt würde. Besonders zu beachten ist noch dies: aus der individuell freien Bethätigung und aus der Abhängigkeit derselben von Naturbedingungen folgt unvermeidlich eine Ungleichheit in dem Gelingen der Ausgestaltung des Einzellebens. So sind die Erfolge der Dichter, der Gelehrten verschieden, ein Talent zum Feldherrn giebt noch nicht den Rechtsanspruch, Gelegenheit zur Bethätigung desselben zu finden. Ebenso ist es bei der Aneignung von Sachgütern. Der Einzelne hat hier nur den Anspruch auf Möglichkeit des Erwerbes überhaupt und im Fall

zeitweiliger Unmöglichkeit durch äussere Verhältnisse und im Fall der Unfähigkeit auf Unterstützung durch die Gemeinschaft, nicht aber auf Ausgleichung der theils sittlich-freien, theils natürlich-unaufhebbaren Ungleichheit, sondern ist hier mit etwaigen Ansprüchen, die er nach dieser Richtung erheben sollte, vom menschlichen Rechte einfach abzuweisen.

28. Die zwei Momente im Privateigenthum, dass es individuell diesem Einzelnen dienen und doch dabei Rücksicht auf Andere genommen werden soll, und die Schwierigkeit, hierin den richtigen Einklang zu treffen, machen es zur Genüge erklärlich, dass in der Geschichte bald das individuelle Moment sich vordrängt, bald das Gemeinschaftsmoment dagegen reagirt, die Zeiten des Einklangs beider Momente selten sind, aber beide Momente sich immer wieder geltend machen. In unseren heutigen nächsten Verhältnissen sind die Schwierigkeiten diese. Der Grossbetrieb und die moderne Technik dürfen nicht aufgegeben werden, sie leisten viel mehr als der frühere Kleinbetrieb und die überwiegende Handarbeit. Dagegen wird durch beide der Einzelarbeiter entgegen der menschlichen Natur zu sehr entindividualisirt: die Arbeitsinstrumente, der Arbeitsraum sind nicht sein, die Tageseintheilung hängt nicht von ihm ab; weil er das Ganze des Getriebes nicht überblickt, wird er nie darin recht heimisch; durch die vorgeschrittene Arbeitstheilung ist er in einer überaus einseitigen körperlichen und geistigen Thätigkeit gehalten, bei Geschäftskrisen ist ihm von dieser Einseitigkeit aus ein Uebergang zu einer anderen Bethätigung sehr erschwert. Diesen Uebelständen ist nur theilweise abzuhelfen durch Productivassociationen der Arbeiter, nicht alle Geschäfte vertragen sie, und sie setzen überdies eine ungefähr gleiche Bildung der Genossen voraus, die nicht überall in der erforderlichen Höhe bei Arbeitern zu erreichen ist. Abhülfe kann weiter sein Erhöhung der Leistungsfähigkeit durch technisch-praktische Schulung, auf Grund hiervon Minderung der Arbeitszeit, damit die Musse nicht nur für Ausruhen, sondern auch für solche individuelle Bethätigungen Raum gewähre, welche die unvermeidliche geschäftliche Einseitigkeit auszugleichen im

Stande sind. Da die Geschäftskrisen meist von den leitenden Kreisen des wirthschaftlichen Lebens mitabhängen, so ist jenen entgegenzuwirken durch Erziehung dieser in nationalökonomischer und rechtlicher Einsicht und durch Verbreitung der Erkenntniss, dass die materiellen Interessen, mit energischer Rücksicht auf die Erwerbsmöglichkeit Anderer getrieben, gerade so Verdienste um die Gemeinschaft sich erwerben, wie hervorragende Leistungen in Staats- und Militärdienst, welcher Erkenntniss der Staat durch hohe Ehrenbezeigungen an solche wirthschaftliche Verdienste Ausdruck geben muss. Ferner muss die Gemeinschaft ihre auf Förderung von Privateigenthum und Privaterwerb gerichtete Thätigkeit ausüben in lebendiger Beziehung mit den wirthschaftlichen Kreisen (Handelskammern, Gewerbekammern, aber auch Arbeiterkammern).

29. Durch die beiden Rechtsforderungen bei Privateigenthum, individuell-freie Bethätigung und Rücksicht auf Eigenthumsmöglichkeit Anderer, ist nicht weiter für oder gegen ein bestimmtes Wirthschaftssystem präjudicirt, als dass jedes solches beiden Momenten Rechnung tragen muss. Was insbesondere die Theorie betrifft, welche von A. Smith ausgegangen ist, so hat diese im höchsten Grade die individuell-freie Bethätigung in sich, die Rücksicht auf Erwerbsmöglichkeit Anderer hatte sie darin in sich, dass sie der Ueberzeugung lebte, das Wohl des Ganzen mache sich bei voller Freiheit der wirthschaftlichen Einzelinteressen von selbst. Diese Ueberzeugung ist freilich in ihrem Ausgangspunkt nicht ohne utopische Beimischung gewesen (Handbuch der Moral § 59) und hat sich durch die geschichtliche Erfahrung keineswegs ganz gerechtfertigt: es sind also ausdrückliche Massnahmen der Gemeinschaft zur Wahrung des Gemeinschaftsfactors nicht ausgeschlossen. Was speciell die Lehre vom vollen Freihandel betrifft, so ist die stets gemachte Voraussetzung dabei, dass jedes Volk von Natur oder durch seine geschichtliche Entwickelung etwas habe, was es unter besonders günstigen Bedingungen producire, und wogegen es dann leicht, was ihm fehle, von anderen Völkern eintauschen könne, deren jedes wieder irgend etwas unter einzigartigen Bedingungen

producire. Diese Voraussetzung trifft nicht überall zu, so dass auch der volle Freihandel nicht überall statthaben kann. Der Grundsatz, ein Volk müsse da kaufen, wo es am billigsten kaufen könne, erleidet vom Gemeinschaftsfactor des Erwerbes die Einschränkung: wenn dabei die Kaufkraft aller Theile der Nation gesichert ist. Wenn bei Freihandel Einige in der Lage wären billiger zu kaufen, ein grosser Theil aber in der Lage aus Mangel an Verdienstgelegenheit daheim überhaupt nicht kaufen zu können, so geht die Sorge für solche Gelegenheit Vieler vorauf der Sorge für den billigeren Markt Einzelner oder einzelner Artikel. Ueberdies wird nie eine grössere Gruppe der Menschheit sich überwiegend blos auf Ein Hauptproduct beschränken mit ihrer Bethätigung, z. B. alle ackerbautreibenden Länder werden bei Zunahme der Bevölkerung auch Klassen unter sich haben, welche ein städtisches Leben und Industriebetrieb vorziehen; von da wirken der Vertheilung, welche der reine Freihandel sich denkt in den Bethätigungen unter den Völkern, stets spontane Kräfte von den einzelnen Völkern aus entgegen. Eine grosse Gruppe von Menschen, welche sich staatlich eins fühlt (s. unten § 64), wird auch stets nach einer gewissen wirthschaftlichen Autarkie streben, wenn ihr nicht ganz besondere günstige Momente eine solche in anderer Weise sichern, wie es bei England durch seine Colonien und die alte Beziehung zu Nordamerika der Fall ist.

30. Folgerungen für den Eigenthumsbegriff aus dem Moment der individuell-freien Bethätigung. Nach dem Obigen ist Eigenthum die von der Gemeinschaft anerkannte Herrschaft einer Person über eine Sache. Herrschaft heisst hierbei, dass der Wille der Person als der Ausdruck ihrer individuellen Lebensansicht für die Sache entscheidend ist in der Gesammtheit ihrer Beziehungen mit Ausschluss jedes anderen Willens. Darin liegt näher 1) das Recht die Sache zu besitzen oder auch factisch inne zu haben sammt der Befugniss, sie von jedem Dritten abzufordern (Vindication); 2) das Recht der Benützung, d. h. des Gebrauches und des Genusses der etwaigen Früchte; 3) das Recht der Verfügung oder der Veränderung

und Zerstörung der Sache und ihrer Veräusserung, sowohl der vollen als der beschränkten.

31. Folgerungen für den Eigenthumsbegriff aus der Rücksicht auf Eigenthumsmöglichkeit Anderer. Hierher gehören zunächst die Beschränkungen des Privateigenthums, welche im Interesse der Nachbarverhältnisse eingeführt sind, die sogenannten Nachbarrechte (z. B. beschränkte Betretung des fremden Grundstückes, um unsere Sachen abzuholen, Verbot von Anlagen, welche dem Nachbar positiv schädlich sind, Verbot der Immission körperlicher Sachen, aber auch von Rauch, Dampf u. s. w.). Dann gehört hierher die Möglichkeit von Servituten, d. h. davon, dass andere Personen als der Eigenthümer specielle beschränkte Rechte an einer Sache haben können, insofern ein solches Recht unter Umständen vom Richter, wie beim sog. Nothweg, zugewiesen werden kann. Ferner ist Eigenthum der Einzelnen im Interesse Aller ausgeschlossen bei Land- und Wasserwegen, öffentlichen Plätzen und Brunnen, beim Leinpfad an schiffbaren Flüssen u. Ae. Die Beschränkungen des Privateigenthums durch die Gemeinschaft nehmen zu, je complicirter die Lebensverhältnisse werden, d. h. je verderblicher ein Mangel an rechtlicher Rücksicht für Andere wirken würde. Namentlich ist Grund und Boden und die Urproduction im Interesse der Lebensmöglichkeit Aller den Anordnungen der Gemeinschaft nicht entzogen. Diese hat hier das Recht der Expropriation im allgemeinen Interesse, z. B. bei Strassenanlagen, aber auch, wo Besitzer Ackerland dauernd wüstliegen oder verderben lassen. Sie hat das Recht, den Forst- und Jagdbetrieb und den Bergbau von diesem Gesichtspunkt aus an gewisse Regeln zu binden, die Verkehrsmöglichkeiten, also Land- und Wasserstrassen, Posten, Telegraphen, Eisenbahnen u. s. w. bestimmten Anordnungen zu unterwerfen. Sie hat für Erwerbsmöglichkeit nach Kräften zu sorgen durch Entfesselung von Ackerbau, Gewerbe und Industrie, und indem sie nicht blos die Besitzenden schützt, sondern auch die auf Erwerb blos durch materielle oder geistige Arbeit Angewiesenen in ihrer freien Verfügung über die Verwerthung ihrer Kräfte nicht hindert, und bei Widerstreit der

Interessen das Gefühl kräftig vertritt, dass beide Klassen innerhalb jeder Lebensauffassung auf einander angewiesen sind.

32. Folgerungen aus beiden Momenten für Eigenthumsentstehung. Entstehung von Privateigenthum muss möglichst von der Gemeinschaft begünstigt werden. Daher ist die Occupation erlaubt, wo noch Gegenstände für sie sind; bei Ackerbau besteht aber die wirkliche Occupation nur im Anbau, bei Bergbau in der Ausbeutung der Mineralien. Bei uns findet die Occupation in der Regel nur statt bei weggeworfenem Gut und bei kleineren Naturgegenständen (Schmetterlinge und Insecten, manche Vögel, Muscheln, wildwachsende Pflanzen und Beeren u. Ae.). Die wichtigste und häufigste Art von Entstehung des Eigenthums ist bei uns der Erwerb desselben durch Succession in das Eigenthum einer bestimmten anderen Person, wobei also das Dasein und der Beweis des letzteren wesentliche Voraussetzung des Erwerbes bildet. Erforderlich ist daher Kenntlichmachung und Gewissheit der Eigenthumsverhältnisse; bei Mobilien geschieht dies bei uns durch Tradition, bei Immobilien mehr und mehr durch das Buchsystem. Da aber auch so noch der Beweis unseres Eigenthums oft schwer wäre und eine leichte Anfechtbarkeit desselben uns in unserer freien Bethätigung beständig stören könnte, so ist der vorläufige Schutz des Besitzes jedem Dritten gegenüber eingeführt, d. h. wenn wir eine Sache thatsächlich in unserer Gewalt haben und dabei den Willen haben sie für uns zu haben, so werden wir von der Gemeinschaft gegen jeden Dritten in diesem Besitz erhalten, bis dieser den Beweis erbracht hat, dass wir nicht Eigenthümer sind. Um der individuellen Natur des Eigenthums willen und als Folge des Besitzschutzes ist auch die Verjährung eingeführt, d. h. wenn wir fremdes Eigenthum, glaubend, es gehöre uns, längere Zeit (natürlich bei Mobilien und Immobilien verschieden) ohne Einspruch des wirklichen Eigenthümers gehabt haben, so geht es mit Ablauf der betreffenden Zeit in unser Eigenthum über.

33. Die Entstehung von Eigenthum durch sog. Accession oder Verbindung ist zu erklären aus dem Prinzip der mög-

lichsten Individualität des Eigenthums. Wenn ohne Wissen und Willen von beiden Seiten etwas vom Eigenthum des Einen zu dem des Anderen hinzutritt, so fällt, falls die Verbindung fest geworden oder Trennung schwer ausführbar ist, im Interesse der individuellen Benutzbarkeit das Ganze dem Eigenthümer der Hauptsache zu; dem Eigenthümer der Nebensache aber bleibt ein Anspruch auf den Vermögenswerth derselben. Ist keine Sache als Hauptsache anzusehen, so tritt Gesammteigenthum ein; bei leichter Trennbarkeit kann auf die Trennung geklagt werden. Im römischen Recht wird Grund und Boden stets als die Hauptsache angesehen, so bei Antreibung eines Stückes fremden Ackers durch Wassergewalt, bei Pflanzen; ist ein festes Gebäude auf meinem Grunde aufgeführt, so bin ich Eigenthümer, aber der Eigenthümer des Materials behält, wenn ich ihn nicht entschädigen will, ein eventuelles, bis zum einstigen Abbruch des Hauses suspendirtes Eigenthum am Material. Wegen der Wichtigkeit des Bodens und der freien Verfügung über denselben sind diese Entscheidungen sachgemäss. Das Zurücktreten des Wassers, die Entstehung einer Insel und das Vertrocknen des Flusses behandelten die Römer gleichfalls als Accession zu den Ufergrundstücken. Mit Unrecht; denn statt der Wasserstrasse entsteht dann ein Weg, und gehört dem, welchem das Wasser gehörte, also nicht immer den Ufergrundstücken, sondern gewöhnlich der Gemeinschaft (nur mit Recht des Ackerbesitzers, an das noch vorhandene Wasser zu gelangen) und so auch die Insel.

34. Aus der Wichtigkeit der Arbeit für Eigenthumserwerb aufzufassen ist der Schutz der Specification. Wenn ich eine fremde Sache in der ehrlichen Ueberzeugung, sie gehöre mir, durch Bearbeitung werthvoller gemacht habe (Specification), so habe ich einen Anspruch auf den Mehrwerth und darum ein vorläufiges Retentionsrecht. Wem die Sache schliesslich zuzusprechen, ob dem Eigenthümer des Stoffes oder dem Bearbeiter, ist zu entscheiden nach dem nachweisbaren grösseren Interesse, der Verlierende aber muss entschädigt werden. Für nicht wenige Fälle des Verkehrs lässt sich das grössere Interesse im

Voraus bestimmen und wird bei vieler und kunstreicher Arbeit auf Seiten des Specificanten liegen. Hingegen bei Verschlechterung der Sache durch Bearbeitung hat der Eigenthümer des Stoffes Ersatz für diesen oder für den Minderwerth zu verlangen. Das römische Prinzip bei der Specification, dass die bearbeitete Sache eine neue Sache sei und vom Specificanten als res nullius occupirt werde, ist unhaltbar. Da alles beständig in Veränderung ist, so müsste consequenterweise alles unaufhörlich von neuem occupirt werden, was jede ruhige Sicherheit des Eigenthums ausschlösse. Auch die justinianische Entscheidung, dass, wenn die Sache nicht mehr in ihre frühere Gestalt könne gebracht werden, sie an den Verfertiger, anderenfalls an den Eigenthümer des Stoffes falle, ist nicht aufrechtzuerhalten, da das letztere gerade bei den bedeutendsten Arbeiten, z. B. Guss einer Statue oder Glocke, geschehen könnte, und die aushelfende Unterscheidung von wesentlichen und unwesentlichen Veränderungen zu unbestimmt ist.

35. Aus der Wichtigkeit der Arbeit für Eigenthumserwerb ist ferner aufzufassen das Recht auf geistiges Eigenthum, d. h. das Recht über unsere wissenschaftlichen und künstlerischen Erzeugnisse und unsere technischen Erfindungen so verfügen zu können, dass uns daraus ein Vermögenserwerb zu Theil werde. Dies wird durch beliebigen Nachdruck oder Ausschreibung und Nachbildung verhindert. Wann aber diese Fälle vorliegen, und wo sie unsere Erwerbsmöglichkeit schädigen, und wie weit der Schutz geistigen Eigenthums auszudehnen ist, da z. B. geschehene Erfindungen Anderen die Möglichkeit nicht nehmen dürfen, die gleiche Erfindung früher oder später zu machen, ist oft schwer zu entscheiden, und es empfiehlt sich daher, den interessirten Kreisen fortwährend anheimzugeben, aus der Prüfung bestimmter Fälle der Praxis Regeln zu gewinnen zur Weiterbildung des positiven Rechtes, ähnlich wie das moderne Handels- und Wechselrecht vielfach aus den Uebungen im Verkehr der Handelskreise hervorgegangen ist.

36. Die nothwendige Ergänzung der Lehre vom Eigenthum sind die auf Eigenthumserwerb gehenden Verträge. Es sind

dies freie Vereinbarungen unter zwei oder mehreren bestimmten Personen zu ganz bestimmten vermögensrechtlichen Handlungen, sog. Leistungen für einander oder des Einen für den Anderen (Obligationen). Ihre Veranlassung ist das Bedürfniss des Erwerbes von Sachgütern für die besonderen Lebenszwecke, ihre rechtliche Verbindlichkeit gründet sich darauf, dass es eine Forderung des menschlichen freien Zusammenlebens sein muss, dass derartige übernommene Verabredungen gehalten werden, weil anderenfalls die individuelle Lebensbethätigung beständig gehemmt, gestört, ja unmöglich gemacht würde. Verträge sind in der Regel zweiseitig oder entgeltlich, wie Tausch, Miethe, Dienstmiethe, Mühewaltungsvertrag, verzinsliches Darlehen, zu deren Sicherung Verpfändung und Verbürgung hinzutreten können; sie können aber auch unentgeltlich sein, d. h. in einer einseitigen Leistung bestehen ohne Bestimmung einer Gegenleistung, z. B. Schenkung, Erlassung oder Stundung von Schulden, Abtretung einer Forderung oder eines Rechtes, Aufbewahrung von Sachen, Besorgung eines Auftrages, Leihen zu einem bestimmten Gebrauch, unverzinsliches Darlehen. Der Begriff des Vertrages verlangt nur, 1) dass die Versprechungen in der ganz unzweideutigen Absicht von den Theilen gegeben und angenommen worden sind, den einen dem anderen oder beide gegenseitig zu einer Rechtsleistung zu verbinden (daher die Solennitäten der Verträge), 2) dass sie freie und in demselben Inhalt zusammentreffende Vereinbarungen sind. Wesentlicher Irrthum oder absichtlich von der einen Seite erzeugter Irrthum und widerrechtliche Einschüchterung durch Drohungen machen daher den Vertrag nichtig oder anfechtbar. Ungültig sind die Verträge, welche auf physisch unmögliche oder rechtlich verbotene Dinge gehen.

37. Einzelnes zur Lehre von den Verträgen. 1) Die Frage, ob der Vertrag Ausdruck des blossen Willens oder der vernünftigen Interessen des Menschen zu sein habe, ist dahin zu beantworten, dass er Ausdruck des Willens ist, sofern er menschliche allgemein-nachfühlbare Interessen zu seinem Inhalt hat, vorausgesetzt, dass sie mit dem freien Zusammenleben sich ver-

tragen. Daher schützt das Recht allerdings Verträge der blossen Laune nicht, und verlangt, dass die Verträge nicht contra bonos mores seien, aber nicht im Sinne einer bestimmten Moral, sondern nur in dem Sinne, dass sie nicht gegen die dem Vertragsrecht entsprechenden Gesinnungen und Zwecke verstossen, z. B. ein Vertrag, durch welchen sich jemand ein gebotenes Verhalten noch besonders abkaufen lässt, ist ungültig.

2) Da bei einseitigem Vertrag keine Gegenleistung ausgemacht ist, so darf sie auch nicht stillschweigend doch angenommen werden, wie geschieht, wenn Schenkungen wegen grober Undankbarkeit sollen widerrufen werden dürfen.

3) Wegen der Bedürftigkeit Aller haben, wie das Eigenthum, so auch die vermögensrechtlichen Verträge das Moment der Rücksicht auf Erwerbsmöglichkeit Anderer in sich. Früher suchte man dies zur Geltung zu bringen durch besondere Rechtswohlthaten, z. B. bei Verletzung über die Hälfte des Werthes im Verkaufsvertrag, durch Nachsehen des Rechtsirrthumes bei Frauen, Soldaten und Ungebildeten, durch die Wuchergesetze. Soweit diese Hülfen sich für den Verkehr nachtheilig erwiesen, hat man sie meist aufgehoben, und sucht Ersatz durch Benützung nationalökonomischer Erfahrungen Seitens der Gemeinschaft in Eigenthums- und Verkehrspolitik und durch möglichste Erhaltung der Erwerbsfähigkeit, wohin auch die Aufhebung der Schuldhaft und die Ausdehnung des Nothbedarfs bei Zahlungsunfähigen gehört, wobei freilich auch eine Einwirkung möglich sein müsste, dass solche Wohlthaten nicht wiederholt leichtsinnig missbraucht werden.

38. Fortsetzung. 4) In den Verhältnissen des menschlichen Verkehrslebens ist das freiwillige gelegentliche Eintreten für Andere, die sog. Besorgung fremder Angelegenheiten ohne Auftrag, jedem wünschenswerth. Wenn daher diese Geschäftsführung sowohl an und für sich als in Betreff ihres Masses im Interesse dessen gelegen hat, für den sie geschehen, so dass er sie auch selbst würde gemacht haben, so muss dem Geschäftsführer Ersatz für seine Auslagen geleistet werden.

5) Jedem Einzelnen kann es wünschenswerth sein, sich zu

vermögensrechtlichem Behuf mit Anderen frei zu verbinden. Gesellschaften zu diesem Zwecke müssen daher rechtlich erlaubt sein. Gesellschaften im engeren Sinne sind sie, wenn ihr Bestand lediglich in den Willen der einzelnen Theilnehmer gelegt ist (societas); dagegen Associationen oder Genossenschaften, wenn der bleibende Zweck der Sache mit Einrichtungen zu seiner Realisirung als das Dauernde betrachtet wird, das unberührt bleibt vom Ab- und Zutritt einzelner Mitglieder. Sofern eine solche Gesellschaft mit Einem Willen erscheint und handelt, heisst sie juristische Person.

39. Die Lebensbethätigung des Menschen ist nicht abgeschlossen mit dem auf Eigenthum und Erwerb gerichteten Verkehr. Eine wesentliche weitere Seite menschlichen Lebens ist zunächst der freie gesellige Verkehr in Freundschaft, Umgang, Erholung. Es ist somit eine allgemeine Forderung des freien menschlichen Zusammenlebens oder ein Recht, dass diese Verhältnisse ihrer besonderen Nutur nach, die durchaus individuell ist und einer für alle verbindlichen Regelung widerstrebt, ungehindert sich entfalten dürfen. Auch grössere Vereinigungen zu diesen Zwecken müssen rechtlich erlaubt sein. Soweit bei solchen geselligen Vereinen vermögensrechtliche Verhältnisse mitvorkommen, sind sie den allgemeinen Rechtsregeln hierüber unterworfen, und sofern die Vereine feste Statuten oder Herkommen haben, kann der Einzelne, welcher sich gegen dieselben behandelt glaubt, auch den Ausspruch der Gerichte, welche dabei als Ehrengerichte fungiren, anrufen; aber in die Gestaltung und Vollführung ihrer inneren Zwecke mischt sich das Recht nicht, sondern überlässt dieselben der freien gesellschaftlichen Auffassung und Beurtheilung. So wenig daher auf das Innehalten eines Versprechens zum Spazierengehen oder zum Tanzen geklagt werden kann (Ihering), ebensowenig sollten Spiele und Wetten, da sie lediglich ihre Stelle in der Belebung freier Geselligkeit haben, zu den vermögensrechtlichen Verträgen gerechnet und klagbar gemacht werden können. Sofern aber die Geselligkeit eine Art annehmen würde, welche den allgemeinen Rechtspflichten widerspräche oder ein Abfall von

der Natur geselligen Seins wäre, ist Einschreiten der Gemeinschaft zulässig: demnach ist gewerbmässiges Hasardspiel verboten, das Duell als eine Art gesellschaftlicher Ehrenerklärung unzulässig (nach §§ 19, 20).

40. Eine fernere Bethätigung des menschlichen Lebens besteht in wissenschaftlichen und künstlerischen Bestrebungen, diese im weitesten Sinne genommen. Auf Grund der Betrachtungen § 4—10 ist mit Bezug hierauf allgemeine Forderung des freien menschlichen Zusammenlebens oder ein Recht, Freiheit des Wissenschafts- und Kunstbetriebes und zwar innere und äussere Freiheit gleichsehr; denn ohne den Austausch der Ideen erlahmt und erschlafft das individuelle geistige Leben. Auch die Vereinigung zu wissenschaftlichen und künstlerischen Zwecken ist ein Recht, geschehe sie mehr in freier Weise oder in wirklichen Genossenschaften, d. h. Vereinen mit dauernden Zwecken und Einrichtungen bei möglichem Wechsel der Mitglieder. Natürlich sind die Einzelnen und die Vereine den bisher entwickelten Rechten unterworfen und dürfen nichts gegen sie thun, obwohl sie theoretisch auch diese Verhältnisse frei erörtern können; nur Handlungen gegen diese Rechte oder Beginne von Handlungen, wozu aber nicht die blosse Möglichkeit gehört, dass aus theoretischen Erörterungen Handlungen entstehen könnten, sind verboten. Die positive Förderung von Kunst und Wissenschaft durch die Gemeinschaft bezieht sich ganz richtig vorzüglich auf die Seiten derselben, wodurch sie für Erwerb und Erwerbsfähigkeit im weitesten Sinne nützlich werden können; denn von diesem Gesichtspunkte aus haben nicht nur alle Lebensansichten gleichsehr ein Interesse daran, sondern unter diesem Gesichtspunkt hat auch die Gemeinschaft das Moment der Rücksicht auf Erwerbsmöglichkeit Aller um seiner übergreifenden Wichtigkeit willen in ihnen zur Geltung zu bringen. Erst allmälich hat man dies mehr und mehr eingesehen und demgemäss von Seiten der Gemeinschaft für Schulen, Universitäten, Kunstakademien und was mit allem dem zusammenhängt, mehr gesorgt.

41. Es ist § 4—10 festgestellt, dass es mehrere sittliche



und religiös-sittliche Hauptansichten in der Menschheit stets gegeben hat, und dass die Entscheidung für eine bestimmte nur als durch den Einzelnen selbst im letzten Grunde erfolgend angesehen werden kann. Freiheit der sittlichen Lebensansicht ist daher eine allgemeine Forderung des menschlichen Zusammenlebens oder ein Recht. Als wirkliche Freiheit ist sie innere und äussere zugleich, und schliesst die Befugniss ein, dass die Einzelnen von gleicher sittlicher Lebensansicht sich zusammenthun können in Vereinen und Genossenschaften zum Zweck der Belebung und Förderung ihrer sittlichen Ueberzeugung im Ganzen oder nach einzelnen Seiten. Da sich mit jeder sittlichen Ansicht eine religiöse verbinden kann, so ist religiöse Freiheit in gleicher Ausdehnung ein Recht, wozu aber auch gehört die Möglichkeit der Freiheit von aller Religion. Dauernde Vereinigung zum Zweck der Belebung und Förderung des religiös-sittlichen Lebens mit festen Einrichtungen bei möglichem Wechsel der Mitglieder ist der Begriff der Kirche, deren es um der religiösen Freiheit willen mehrere geben kann. Die Kirchen sind somit ihrem Begriff zufolge freie Genossenschaften innerhalb der allgemeinen Rechtsgemeinschaft. Sie gestalten daher ihre inneren Verhältnisse frei nach ihren besonderen Ansichten; es steht ihnen auch zu die Verwerfung anderer Religionen und Ansichten als unrichtiger und vor Gott falscher, aber sie haben das irdische Recht, anders zu denken und zu handeln, anzuerkennen, eben weil religiöse und sittliche Freiheit eine allgemeine Forderung menschlichen Zusammenlebens ist. Sie sind daher, gerade wie die sittlichen Vereine, auch allen anderen gleichen Forderungen, d. h. den bisher entwickelten Rechten unterworfen, und was gegen diese verstösst, wie Menschenopfer, Verstümmelung durch Andere, Anerkennung von Besitz und Obligation blos für Gläubige in ihrem Sinne, Gewalt gegen Ketzer, darauf müssen sie verzichten. Die inneren Verhältnisse zu ihren Mitgliedern, soweit sie dem allgemeinen Recht nicht entgegen sind, gelten als besondere freie Vereinbarungen, in die sich das allgemeine Recht nicht mischt, also auch keinen Zwang zu ihrer Erfüllung ausübt, ausser wo allgemeine Rechtsverhält-

nisse in Frage kommen. Eine Kirche kann daher auf übernommene vermögensrechtliche Verpflichtungen gegen ihre Mitglieder klagen, von ihrem Hausrecht gegen Ausgestossene Gebrauch machen, aber auch das Kirchenmitglied kann, wie jedes Mitglied einer Genossenschaft, wegen Behandlung gegen die Statuten die Entscheidung des allgemeinen Rechtes anrufen (apellatio tanquam ab abusu). Ein Interesse der Rechtsgemeinschaft an den einzelnen Kirchen ist nicht ausgeschlossen, müsste sich aber wegen der gleichen religiösen Freiheit allen ähnlichen Vereinen zuwenden, eventuell auch Gemeinden von Freidenkern (Corporationsrecht, Recht Vermächtnisse zu empfangen etc.).

42. Die ganze Frage hat theoretisch keine Schwierigkeit, sobald man sich überzeugt hat, dass das Recht als der Inbegriff der allgemeinen Forderungen des freien menschlichen Zusammenlebens ein gleiches für Alle ist bei möglicher Verschiedenheit der bestimmten sittlichen und religiös-sittlichen Ansichten, und dass die bestimmte sittliche und religiöse Ansicht, was von den letzteren meist anerkannt ist, schliesslich auf freier Annahme beruht, also auch niemals aufgezwungen werden darf. Die praktische Schwierigkeit war aber hier immer, den Irrthum zu überwinden, dass eine religiöse und sittliche Ansicht, welche sich für die allein wahre hält, darum auch ein besseres menschliches Recht habe, was so wenig folgt, als dass eine wissenschaftliche und künstlerische Ansicht, welche sich für die allein richtige hält, darum einen rechtlichen Vorzug erlange. Dieser Irrthum wird freilich so lange dauern, als noch Versuche gemacht werden, das Recht auch wissenschaftlich als die Vorbedingungen oder äusseren Voraussetzungen einer bestimmten religiös-sittlichen Ansicht zu fassen. Jede Religion und sittliche Ansicht ist auf ihre innere Ueberzeugungskraft anzuweisen, mit der sie versuchen mag die Menschen frei zu gewinnen, rechtlich sind sie, sofern sie den allgemeinen Forderungen des menschlichen freien Zusammenlebens entsprechen, alle gleich. Selbst wenn in einem Lande alle Einer Religion angehörten, so müsste das als ein Zustand betrachtet werden, von dem um der menschlichen Freiheit willen jeden Augenblick Abweichungen

eintreten können. Jenem Irrthum sind aber in der Geschichte fast alle Religionen, sobald sie zahlreiche Bekenner hatten, zeitweilig unterlegen und haben dadurch immer von Neuem Massregeln zur Aufrechterhaltung des allgemeinen Rechtes gegen sie nothwendig gemacht: daher ist für die Gemeinschaft im Verhältniss zu den verschiedenen Kirchen das jus inspiciendi cavendi unerlässlich.

Anm. Bei uns wird wegen ihrer praktischen Regsamkeit meist nur die römisch-katholische Kirche als das allgemeine Recht bedrohend angesehen, aber ihrer Theorie nach ist dies die protestantische Kirche in ihren grossen Erscheinungen nicht minder. Nach den orthodoxen Dogmatikern der lutherischen Kirche (H. Schmidt, die Dogmatik der ev. luther. Kirche dargestellt und aus den Quellen belegt, 3. Aufl. 1853, § 60 Magistratus politicus) sind praecipua officia magistratus politici: 1) curam gerere utriusque tabulae decalogi, quod ad externam disciplinam attinet; 2) ferre leges de negotiis civilibus et oeconomicis, juri divino et naturali consentaneas. — Magistratus civilis ordinatus est ad bonum publicum, idque quadruplex: 1) ecclesiasticum, sunt enim reges nutritii ecclesiae et episcopi extra templum; 2) civile, dum civium commoda tuetur et hostes externos a finibus patriae propulsat; 3) morale, quatenus honestas praescribit leges, quibus subditi in officio continentur, ut vitam tranquillam agant in pietate et honestate; 4) naturale, quo imperantes prospiciunt subditis de commeatu et aliis necessariis. — Circa res sacras occupatur magistratus: sollicite observando et exercendo, quae omnibus hominibus salvandis sunt credenda et agenda Ps. II, 10—12. — Im Einzelnen gehört hierzu: in haereticos — inquirere, et, ut sese judicio sistant, compellere; convictos haereseos — punire, manifestas et ab ecclesia damnatas haereses cultusque idololatricos abrogare. Endlich: necessario debent christiani obedire magistratibus suis et legibus, nisi cum jubent peccare; tunc enim magis obediendum est deo quam hominibus unter Berufung auf Act. V, 29 (eine Stelle, welche nach grammatisch-historischer Interpretation nichts sagt als: wir lassen uns unsere religiöse Ueberzeugung

nicht nehmen und uns nicht verhindern, dieselbe Anderen zu verkündigen, also religiöse Freiheit für ein Recht erklärt).

43. Eine weitere Bethätigung des individuellen Lebens ergiebt sich aus der Differenz der Geschlechter. Jeder Mensch kann das Bedürfniss der geschlechtlichen Ergänzung haben, mag dies mehr ein physisches sein oder zugleich eine Ergänzung im Geistigen gesucht werden. Es ist somit eine allgemeine Forderung des freien menschlichen Zusammenlebens oder ein Recht, dass Menschen verschiedenen Geschlechtes sich zur Ergänzung in dieser Hinsicht vereinigen dürfen. Die individuell-freie Vereinigung von Mann und Frau zur dauernden geschlechtlichen Ergänzung ist das constitutive charakteristische Merkmal im Begriff der Ehe. Naturrechtlich anzuerkennen ist die Ehe nur als Monogamie und zwar aus einem für alle Lebensansichten gleichsehr verbindlichen Grunde. Da nämlich jeder Mensch das Bedürfniss nach geschlechtlicher Ergänzung haben kann, so ist, wie bei Eigenthum und Erwerb das Moment der Rücksicht auf die Möglichkeit der Bedürfnissbefriedigung Anderer obwaltete, auch hier die Rücksicht auf die Möglichkeit geschlechtlicher Ergänzung Anderer massgebend. Dies wird, wie bei Eigenthum und Erwerb, durch die Gemeinschaft zur Geltung gebracht und zwar dadurch, dass sie nur die Monogamie in der Ehe anerkennt, weil überall auf der Erde das männliche und weibliche Geschlecht um die Zeit der Geschlechtsreife in nahezu gleicher Anzahl vorhanden ist. Dieser Gesichtspunkt und somit die rechtliche Monogamie ist noch wenig auf der Erde durchgeführt. Ihr stehen im Wege, 1) dass den Frauen nicht überall mit den Männern gleiche Rechtsfähigkeit zuerkannt ist (§ 18), und somit die Möglichkeit ihrer vollen Einwirkung auf dies Verhältniss wegfällt; 2) dass, sieht man ab von der obigen Rücksicht, welche erst durch die Statistik ganz fühlbar gemacht worden ist, ein durchschlagender Grund für Monogamie und gegen Polygamie und Polyandrie, welche letztere die Kehrseite der Polygamie ist, fehlte (s. Moral § 102); 3) dass die vielfach herrschende ausschliessliche Betonung der Fortpflanzung bei der Ehe oft dazu geführt hat,

dass der Mann mit der schwangeren oder stillenden Frau keinen Geschlechtsumgang hat, was dann leicht, da das Bedürfniss auch dann für ihn fortbesteht, zur Polygamie drängt.

44. Weil die Geschlechtsergänzung das constitutive Merkmal der Ehe ist, ist die Ehe ein Verhältniss von eigenthümlicher Natur und fällt nicht unter den Begriff des Gesellschaftsvertrages. Dagegen ergeben sich aus der dauernden und wegen der Monogamie ausschliesslichen Geschlechtsergänzung als consecutive wesentliche Merkmale das Zusammenleben und Zusammenwirken zu einem Hausstand oder die vollständige Lebensgemeinschaft. Da hierbei der Mann seiner Natur nach mehr nach aussen, die Frau mehr nach innen thätig ist, so ist der Mann der Vertreter der Familie nach aussen. Zur Vollständigkeit des Zusammenwirkens gehört auch bei beiderseitigem selbständigem Vermögen die Gütergemeinschaft, während die blosse Güterverbindung und das Dotalsystem mehr schon eine wieder mögliche Trennung ins Auge fassen, und ebendeshalb auch Schenkungen unter Ehegatten während Lebenszeit ungültig sind. Als freie Vereinigung muss die Ehe auch mit bewusster Freiheit eingegangen werden, ist also nur zulässig unter mannbaren und völlig handlungsfähigen Personen. Wirklicher Zwang und wesentlicher Irrthum machen sie nichtig; unter die wesentlichen Irrthümer müsste aber entsprechend dem Mangel der Virginität bei der Frau syphilitische Beschaffenheit des Mannes aufgenommen werden. Rechtlich selbständige Hauskinder sind bei ihrer Eingehung unabhängig von der Zustimmung der Eltern. Verschiedenheit der religiös-sittlichen Gesammtansicht der Ehegatten ist wegen der individuellen Freiheit hierin kein rechtliches Hinderniss. Wegen der rechtlichen Anerkennung der Ehe ist eine öffentliche Eingehung derselben erforderlich. Verlöbniss begründet daher an sich nicht schon Ehe, kann aber unter Umständen eine Entschädigungsklage geben, wenn augenscheinlich der verschmähte Theil dadurch in Nachtheil versetzt wird. Wegen der gleichen geschlechtlichen Ergänzungsbedürftigkeit Aller darf die Gemeinschaft die Ehe nicht an besondere erschwerende Bedingungen knüpfen, etwa aus Furcht vor Uebervölkerung, sondern hat

der letzteren nach Kräften zuvorzukommen durch Fürsorge für Eigenthums- und Erwerbsmöglichkeit, sowie in besonderen Fällen durch Auswanderungsgelegenheit, und wo die Bevölkerung durchweg sehr dicht ist, durch Hinweisung auf die wirthschaftlich üblen Folgen einer weiteren allzu raschen Bevölkerungszunahme; sie kann so vom wirthschaftlichen Gesichtspunkt anregen zur Hinausschiebung der Eheschliessung der Einzelnen, darf dieselbe aber wegen der individuellen Freiheit nicht erzwingen. Dagegen ist mit Rücksicht auf die körperliche und geistige Lebensfähigkeit der Nachkommenschaft auf Grund vielfältiger Erfahrung die Ehe unter nahen Verwandten auch rechtlich zu verbieten.

45. Im Begriff der Ehe liegen als wesentliche Merkmale dauernde und ausschliessliche Geschlechtsgemeinschaft zwischen zwei rechtsgleichen Personen und darin gegründetes Zusammenleben und Zusammenwirken. Wo daher eins dieser Merkmale direct oder indirect abhanden kommt oder alle, ist das Wesen der Ehe aufgehoben, und die Ehegatten können auf Trennung klagen. Dies hat statt bei Ehebruch, bei hartnäckiger Verweigerung des Geschlechtsumganges, bei absichtlicher Verlassung, unerträglichen Sävitien und Insidien, völliger Vernachlässigung des Zusammenwirkens zum Lebensunterhalt. Der schuldige Theil muss hier eventuell dem unschuldigen zu einer bedeutenden Entschädigung verurtheilt werden, sofern derselbe durch den anderen in offenbar grossen Nachtheil versetzt ist. Da aber die Ehe, auch blos rechtlich betrachtet, ein Ineinanderleben der Gatten verlangt, welches nicht immer erreichbar ist aus Gründen des Temperaments, der Erziehung und ganzen Lebensanschauung, wie sie oft erst nach der Heirath bestimmt heraustreten, so ist auch die Trennung auf Grund gegenseitigen Einverständnisses rechtlich zuzulassen, aber um möglicher Uebereilung willen zu erschweren durch erst blos vorläufige Trennung und dann durch etwaige Beitragspflicht des Einen im Falle unverschuldeter Hülfsbedürftigkeit des Anderen. Solche Trennung auf Grund gegenseitigen Einverständnisses dient wesentlich zum Schutz der Männer, welche vor der Ehe rein gelebt und nicht

durch laxe Verhältnisse bereits bewahrende Kenntniss von solchen weiblichen Charakteren erlangt haben, deren Schwierigkeit sich nur da zeigt, wo sie glauben sich gehen lassen zu dürfen (Milton's Argument); aber ebenso dient sie zum Schutz der Mädchen, welche keine Gelegenheit hatten, die Erfahrung zu machen, dass männliche Salonengel Hausteufel der ordinärsten Art sein können, und dass Gelöbnisse eines wilden jungen Mannes, sich gerade und nur an der Hand dieses weiblichen Wesens zu ändern, oft nicht über einige Wochen vorhalten. Wo man solche Trennung noch nicht verstattet hat, da kann man wohl wenigere äussere Ehescheidungen registriren, aber man zählt nicht die Scheidungen, welche ohne rechtliche Form gemacht werden, indem in den unteren Ständen die Gatten einfach auseinandergehen, in den oberen Mann und Frau unter demselben Dach leben, als gingen sie sich nichts an; und das sind noch die besten Fälle, die schlimmeren sind, wo der hülflose Theil von dem rücksichtslosen geistig und leiblich langsam geopfert wird. Das Recht soll sich aber nicht dazu hergeben, etwas Anderem zu dienen als dem menschlichen freien Zusammenleben. Trennung ist auch zulässig wegen unheilbaren Wahnsinnes und wegen Krankheit, welche den Geschlechtsumgang für immer unmöglich macht, aber sofern diese erst in der Ehe eintreten, bei deren Eingehen jedes auf die Hülfe des anderen rechnet, hat nach Umständen der andere Gatte für die Lebensmöglichkeit des Kranken zu sorgen. Gegen die Wiederverheirathung Geschiedener, wie gegen zweite, dritte u. s. w. Ehen ist rechtlich nichts einzuwenden.

46. Alle Lebensansichten können ein grosses Interesse an der Ehe nehmen als der vollständigen Lebensgemeinschaft von Mann und Frau und der Pflanz- und Entwickelungsstätte neuer Menschen. Aber dies Interesse ergiebt für das Recht nie mehr, als dass die Möglichkeit der Ehe durch Monogamie gewährleistet und ihr Bestand geschützt sein muss, kann aber nie zum Zwang für das Individuum werden, die Geschlechtsergänzung überhaupt oder gerade in dieser Form zu suchen. Da die aussereheliche und daher der Absicht nach vorübergehende Ge-

schlechtsgemeinschaft in keinem von beiden Theilen der Rücksicht auf die Ehemöglichkeit ihrer selbst und Anderer entgegen zu sein braucht, so kann derartiger Geschlechtsumgang rechtlich nicht verboten werden, aber eben weil hierbei alles auf momentanes individuelles Belieben gestellt wird, erzeugt er auch keine rechtlich geschützten Verhältnisse, und es kann weder auf Leistung noch auf Gegenleistung daraus geklagt werden. Das Interesse, welches die Gemeinschaft an der Ehe nimmt, kann sich dabei wohl äussern in einer Inhibirung gegenüber dem allenfallsigen sich Breit- und Publikmachen der hier gemeinten Verhältnisse. Wo Kinder die Folgen solcher Verhältnisse sind, darf die Last nicht auf die Mutter und ev. auf die Gemeinschaft abgewälzt werden, sondern der Vater muss die Kinder auch als die seinigen behandeln und anerkennen, und vorläufig hat die Mutter die Rechte derselben gegen ihn zu vertreten.

Verboten ist Geschlechtsumgang mit Mädchen vor der körperlichen und geistigen Reife im Interesse voller selbständiger Entwickelungsmöglichkeit derselben (das vollendete 16. Jahr ist aber eine zu niedrige Gränze). Aus dem gleichen Interesse für das männliche Geschlecht ist alle Päderastie verboten. Geschlechtsumgang mit Thieren fällt unter den Begriff der Thierquälerei (§ 23).

47. Die Erhaltung und Erziehung der Kinder fällt ihren Eltern zu als denen, welche wenigstens mit allgemeiner Voraussicht ihnen das Dasein gegeben haben und die etwaigen Lasten davon nicht auf Andere abwälzen können. Indessen fordert das Interesse der Gemeinschaft an Existenz und Gedeihen der Nachkommenschaft auch rechtlich Unterstützung wirklich hülfloser Eltern (Kranken- und sonstige Bewahrungsanstalten für Kinder, freie Schulen u. dgl.). Mit der Erziehung steht den Eltern auch die dafür erforderliche Gewalt zu, aber einerseits haben die Kinder um ihrer werdenden Persönlichkeiten willen einen Anspruch darauf, auch dem entsprechend behandelt zu werden, und die Gemeinschaft kann sie eventuell in dieser Hinsicht gegen die Eltern schützen, andererseits kann

die Gemeinschaft allgemeine Anordnungen über Erziehung geben von dem Gesichtspunkt aus, damit nach den Eigenthums-, Erwerbs- und Culturverhältnissen der betreffenden Gemeinschaft die Kinder als Erwachsene die Möglichkeit selbständigen Fortkommens haben (Schulzwang, Regelung der Ausnützung kindlicher Arbeitskraft u. s. w.), doch müssen diese Anordnungen stets mehr formaler Art sein und dürfen nicht die Möglichkeit individueller Bethätigung der Eltern nach ihrer Lebensansicht bei der Erziehung ausschliessen, können aber wohl darauf zielen, den Kindern die Möglichkeit künftiger freier Selbstbestimmung zu erhalten. Bei verwaisten Kindern tritt die Gemeinschaft an Elternstatt, d. h. vormundschaftlich, ein, aber mit möglichster Berücksichtigung der Wünsche der verstorbenen Eltern und einer Erziehung der Kinder innerhalb eines Familienlebens, als der einzig wirksamen für das Kindesalter.

48. Die Prinzipien des Erbrechtes folgen aus dem Begriff des individuellen Eigenthums einerseits und den in der Familie enthaltenen besonderen Beziehungen andererseits. Eigenthum sind die anerkanntermassen uns ausschliesslich zustehenden sachlichen Mittel zur individuellen Lebensbethätigung. Zur Vollständigkeit dieser Bethätigung gehört mit, dass nur uns die Bestimmung darüber zusteht, wem diese Mittel nach unserem Tode zufallen sollen, d. h. die Testirfreiheit ist im Begriff des Privateigenthums mitgesetzt. Das Verbot derselben würde die Freiheit der Ziele und Zwecke unserer individuellen Bethätigung und deren Freudigkeit im Leben zum grossen Theil aufheben und somit gegen ein wesentliches Recht des Einzelnen verstossen, denn wir können in der Gegenwart nicht frei und freudig wirken, wenn wir Verfügung über die nächste Zukunft nicht mit in dies Wirken einbeziehen dürfen. Beschränkt ist die Testirfreiheit durch die Rechtsansprüche des überlebenden Gatten und der Kinder; die rechtlich gebotene Fürsorge für dieselben darf mit dem Tode nicht auf Andere abgewälzt werden, sondern giebt ihnen einen Anspruch auf Befriedigung aus dem Nachlass, aber allerdings zunächst nur für die Frau den Anspruch auf Lebensmöglichkeit, für die Kinder den Anspruch

auf die Mittel zum Unterhalt und zur Erziehung bis zur bürgerlichen Selbständigkeit, darüber hinaus bleibt Testirfreiheit. Da indess die Kinder den Eltern fortwährend zugerechnet werden können, so liegt den Eltern nicht nur bei Lebzeiten eine Unterstützungspflicht gegen dieselben auch über die Jahre der Unmündigkeit hinaus ob, sondern es ist auch aus demselben Grunde die Testirfreiheit der Eltern durch den sog. Pflichttheil der Kinder am Erbe beschränkt, welcher Theil in einem angemessenen, aber darum nicht immer gleichen Verhältniss zur Erbschaft stehen muss.

49. Fehlt ein Testament, so ist dies wegen des anderen Momentes im Erbrecht als ungeschmälerte Erbeinsetzung der Nachkommen anzusehen. Fehlen Nachkommen und ist kein Testament da, so werden die Personen zur Erbschaft berufen, für welche der Erblasser bei Lebzeiten in analoger Weise wie für Frau und Kinder zu sorgen gewohnt war, also zunächst die Blutsverwandten, wo die Volkssitte eine Fürsorge für dieselben mit sich bringt; denn dann ist anzunehmen, dass der Erblasser durch Nichttestirung für die Familie im weiteren Sinne als Erben sich entschieden hat. Wie weit die Verwandtschaft gerechnet wird, richtet sich nach der in der Gemeinschaft herrschenden Ueberzeugung; bei lockerer Rechtsgemeinschaft (s. unten § 51) wird die Verwandtschaft weit ausgedehnt, weil der Einzelne in dem Zusammenhalt der Familie eine Vertretung seiner Rechte hat, bei festerer Rechtsgemeinschaft (§ 52) tritt die rechtliche Bedeutung der Familie zurück und die Verwandtschaft wird nur in den näheren Graden noch als eine besondere Beziehung empfunden. Nach den Blutsverwandten und anderen Verwandten könnten auch Personen kommen, für welche der Verstorbene nach Volkssitte eventuell zu sorgen pflegte, also etwa die besondere Berufs- oder Ortsgemeinschaft, mit welcher er rathend und thatend verbunden war (so, sehr ausgeführt, in Indien, in einigen Einrichtungen auch bei den Römern und in Resten, z. B. bei Geistlichen und Soldaten, unter uns). Fehlen Testat- und Intestaterben, so tritt um der festen Ordnung der Eigenthumsverhältnisse willen die Gemein-

schaft als Erbe ein. Diese, wo keine sehr nahen Verwandten sind, sofort als Erben oder (durch hohe Erbschaftssteuer) als Miterben eintreten zu lassen, ist gegen die freie individuelle Bethätigung, als auf welcher der Werth des Privateigenthums beruht.

50. Die Eigenthumserwerbung durch Erbschaft muss der Natur von Eigenthum und Erwerb entsprechen. Sie kann somit abgelehnt oder cum beneficio inventarii angetreten werden, d. h. unter der Bedingung, dass sie mir Vermehrung meines Eigenthumes und nicht etwa wegen der an der Masse noch haftenden Verpflichtungen Verminderung desselben einbringt. Verfügungen der Erblasser, welche die allgemeine Eigenthums- und Erwerbsmöglichkeit zu hemmen geeignet wären, kann die Gemeinschaft inhibiren (Fideicommisse, Vermächtnisse zur todten Hand). Uebernommene Bedingungen der Benutzung der Erbschaft, wenn sie sich nach längerer Zeit durch Aenderung der allgemeinen Verhältnisse als wesentliche Hindernisse der individuellen Eigenthumsbefugniss der Erben herausstellen, können auf Antrag von der Gemeinschaft in passender Weise abgeändert werden. Letztwillige Stiftungen können gleichfalls von der Gemeinschaft in ihren Zwecken analog abgeändert werden, wenn sich mit der Zeit die Unnöthigkeit oder Untauglichkeit ihrer Fortführung nach den Worten der Einsetzung herausstellt (Stiftungen für Kirchen sind eventuell unwandelbar in solche für Schulen, Klöster in Versorgungs- und Krankenanstalten, Turniere in Wettrennen u. dgl.).

Das Recht überwiegend von Seiten der Gemeinschaft betrachtet.

51. Das Recht ist an sich ein Verhältniss von Mensch zu Mensch überhaupt, und näher der Inbegriff der allgemeinen Forderungen des freien menschlichen Zusammenlebens. Da aber nach der thatsächlichen Beschaffenheit des menschlichen Lebens der Einzelne nicht unmittelbar mit allen anderen Menschen, sondern meist nur mit einem kleineren Kreise beständig zusammenlebt, so bildet sich zunächst in diesem eine rechtliche Gemeinsamkeit gemäss den natürlichen und geistigen Zuständen, wie sie in jeder kleineren Gruppe gerade gegeben sind. Dies geschieht ursprünglich in der Weise der Gewohnheit oder auch des jedesmaligen Bedürfnisses. Durch Gewohnheit stellt sich namentlich auch fest das allgemeine Moment der verschiedenen Rechtsverhältnisse, z. B. die Rücksicht auf indirecte Fürsorge für Leben und Freiheit Anderer, die Rücksicht auf Eigenthums-, Erwerb- und Ehemöglichkeit Anderer. Reactionen auf Verletzungen des Rechtes bleiben oft den unmittelbar Betheiligten überlassen, manchmal nimmt sich auch vorübergehend die Gemeinschaft oder ein angesehener Mann derselben an. Diese formlose Rechtsgemeinschaft wird straffer gemacht nur in Zeiten grossen inneren Streites oder äusseren Krieges, aber selbst dann hat nicht immer eine strenge Nöthigung der Einzelnen statt, und mit dem Wegfall der besonderen Ursache kehrt die frühere Formlosigkeit wieder. In einer solchen lockeren Rechtsgemeinschaft lebten die meisten europäischen Völkerschaften in ihren historisch-ältesten Zeiten, und leben noch heute die meisten sog. Naturvölker, und zwar geschieht dies nicht selten mit

Bewusstsein und absichtlichem Vorziehen. Der Reiz dieser Zustände liegt in der unmittelbar auf-sich-selbst-Gestelltheit der Einzelnen, welche bei einfachen Verhältnissen nicht immer Selbsttäuschung ist. In verwickelteren Verhältnissen menschlichen Zusammenlebens erhalten sich Züge davon oft lange im Fehderecht, im Duell und in der Selbsthülfe, welche beide letzteren, wenn nicht rechtlich gestattet, doch meist thatsächlich tolerirt werden. In der wissenschaftlichen Theorie wirkt jenes Gefühl nach in der oft wiedergekehrten Anklage der Culturverhältnisse als einer Art Sklaverei für die Mehrzahl und in der Vorliebe Mancher für kleine Gemeinschaften, als in welchen jeder unmittelbarer an der Durchführung der Rechtsverhältnisse mitarbeitet.

52. Bei dichter Bevölkerung und mannichfachen Lebensverhältnissen tritt das Bedürfniss einer festeren Rechtsgemeinschaft ein, sowohl wegen der Menge der möglichen Rechtsverletzungen, als um das allgemeine Moment der Rechtsverhältnisse, die Rücksicht auf Eigenthums- und Erwerbsmöglichkeit Anderer u. s. w., den verwickelteren Zuständen gemäss zur Geltung zu bringen. Begünstigt wird dieser Trieb, wo ein Gefühl der Zusammengehörigkeit, sei es durch natürliche Abstammung, sei es durch besondere Naturverhältnisse oder durch geschichtliche Verhältnisse, in einer Menge von Menschen da ist. So entsteht der Staat, dessen Begriff ist Rechtsgenossenschaft schlechthin zu sein, d. h. eine Gemeinschaft einer Menge von Menschen zum Zweck der Aufrechterhaltung und Durchführung aller Seiten des Rechtes unter ihren Angehörigen mit festen Einrichtungen hierzu und in einem vom möglichen Wechsel einzelner Mitglieder unabhängigen Bestande. Seine Aufgabe ist: Schutz und Förderung aller Rechtsseiten der menschlichen Bethätigung und eben darum freies Gewährenlassen der Individuen und ihrer besonderen Kreise, sofern nur sich alle innerhalb der Rechtsgränzen dabei bewegen. Als Bedingung der freien menschlichen Bethätigung innerhalb grösserer Gruppen der Menschheit sind daher feste Rechtsgemeinschaften oder Staaten selber eine Forderung des freien menschlichen Zusam-

menlebens, und ihr Dasein ist mit dem Rechte selber als die vollkommene Verwirklichung desselben gesetzt. Weil mit dem Rechte selber im Wesen des Menschen gegründet, beruht daher der Staat auf innerer Nothwendigkeit, und seine Entstehung ist keineswegs ein Werk beliebigen Vertrages, der auch hätte unterbleiben können, was aber nicht ausschliesst, dass ein bestimmter Staat durch ausdrückliche Vereinbarung zu Stande kommen kann.

53. Im Begriff des Staates als der allgemeinen Rechtsgenossenschaft liegen als wesentliche Merkmale: dauernder Zweck, feste Einrichtungen, Unabhängigkeit des Ganzen vom Wechsel einzelner Mitglieder, freie Bethätigung der Einzelnen oder der besonderen Kreise von Einzelnen, aber stets innerhalb des Rechtes und somit in Unterordnung unter das Ganze. Dies alles meint man, wenn man den Staat einen Organismus nennt; gleichwohl ist diese Bezeichnung als eine uneigentliche und darum durch falsche Analogie leicht irreführende prinzipiell zu verwerfen. 1) Die Bezeichnung ist von den Naturorganismen entlehnt, d. h. von solchen Naturproducten, die wir, um sie uns verständlicher zu machen, auffassen als nach einem Zweckbegriff hervorgebracht, die wir mithin selbst letztlich nach Analogie bewusster und kunstmässiger menschlicher Intelligenz denken. Den Staat als Organismus betrachten heisst somit ihn nach einer Naturanalogie betrachten, welche selbst wieder auf einer Analogie mit menschlicher Thätigkeit beruht; es ist daher ein Umweg der Betrachtung. 2) In den Naturorganismen werden alle Zwecke doch nur durch einen Apparat von naturgesetzlichen Mitteln bewirkt, im Staate dagegen durch die im letzten Grunde individuell-freien Bethätigungen der Einzelnen. Zwar wird nicht allen Menschen ihr Verhältniss zum Staate Gegenstand klaren reflectirenden Denkens, aber darum ist doch, wenn auch undeutlich, in ihrem Bewusstsein stets eine Vorstellung davon, wie viele Sprüchwörter und Parabeln der Völker zeigen. 3) Das Verhältniss der Einzelnen im Staate ist in vielen Bethätigungen viel freier und selbständiger, als das der Glieder in einem Organismus. Aus diesen Gründen ist der Begriff für

den Staat ungeeignet, und vollends haben alle weiteren Uebertragungen und Folgerungen vom Naturorganismus auf den Staat jedesmal den Verdacht falscher Analogie gegen sich. Man muss den Staat aus bewussten und freien Menschen begreifen, aus denen er besteht, nicht aus der organischen Natur, von deren wirklichen inneren Vorgängen, soweit sie nicht nach mechanischen Gesetzen geschehen, wir gar nichts wissen, ausser was wir nach einer Analogie vom Menschen selbst in sie hineindenken.

54. Wie das Recht, so hat auch der Staat als Rechtsgenossenschaft schlechthin eine allgemeine sittliche Aufgabe, insofern der in ihm gesetzte Schutz und die Förderung aller Rechtsverhältnisse im Interesse aller Lebensansichten ist. Dieser ganze Standpunkt in der Auffassung des Staates stimmt der Absicht nach mit denen überein, welche dem Staat die Aufgabe stellten Rechtsstaat zu sein (Kant und seine Schule, die meisten neueren Engländer). Wenn man früher vielfach neben das Recht noch die gemeine Wohlfahrt und heutzutage die Cultur als Aufgabe des Staates stellt, so ist oft dasselbe gemeint. „Gemeine Wohlfahrt“ hebt dann ausdrücklich das Moment der Eigenthums- und Erwerbsmöglichkeit Aller hervor (§§ 26, 27, 37); „Cultur“ soll ausdrücken, dass die Rechtsgemeinschaft ein Interesse an Wissenschaft, Kunst, Technik habe (§§ 40, 47). Diese Ansicht von Recht und Staat wahrt allein die sittliche Freiheit der Einzelnen (§§ 4—10, 41—42), und erkennt doch den allgemeinen Forderungen des menschlichen Zusammenlebens, d. h. dem Recht und seiner Realisirung im Staate, ihre volle Bedeutung zu. Ganz verschieden von diesem Standpunkt sind die Ansichten derer, welche dem Recht und damit auch dem Staat eine Beziehung ausschliesslich zu einer bestimmten sittlichen Ansicht geben (§ 14), oder welche den Staat als das Höhere, weil zugleich das Sittliche schlechthin, gegenüber dem blossen Recht und der Rechtsgesellschaft fassen. Nach ihnen hat der Staat die Aufgabe, durch das Recht oder noch über das Recht hinaus die Sittlichkeit zu realisiren, wobei dann jeder seine sittliche Ansicht meint, und

weil er sie für die allein richtige hält, darum auch für die unter Menschen allein berechtigte ausgiebt. Hauptvertreter dieser Ansicht vom Staate sind im Alterthum Plato und Aristoteles, in der Neuzeit Hegel und Trendelenburg. Nach Hegel ist der Staat der sittliche Geist, der sich denkende und vollführende sittliche Wille; nach Trendelenburg ist er die bestehende sittliche Ordnung und der Mensch im Grossen. Sobald sich in solcher Auffassung die bestimmte Sittlichkeit mit einer bestimmten Religion verwob, tritt sie in der Geschichte auf als der theokratische Staatsgedanke: so lose in China, fester in Indien, sehr stark bei Israeliten, Muhammedanern, in der mittelalterlichen christlichen Kirche, anfangs auch im Protestantismus, welche beiden letzteren Kirche und Staat zwar noch unterschieden, aber vom Staat entweder forderten oder wünschten, dass er der christlichen Lebensordnung dienstbar sei. Diese Auffassungen vom Staate, consequent gemacht, sind sittliche Tyrannei und streiten gegen die individuell-sittliche Freiheit des Menschen, welche von jenen Theorieen doch meist selbst angenommen wird. Nur scheinbar mit unserer Auffassung vom Staate stimmt überein die Krause'sche Schule, nach welcher der Staat eine gesellschaftliche Lebensordnung zum Schutz und zur Förderung des Rechtes oder die Rechtsorganisation der Gesellschaft ist (Ahrens), und Ulrici, der im Staate die innerhalb eines Volkes realisirte Herrschaft des Rechtes in der Form des Gesetzes sieht —, indem beide Auffassungen, die erste direct, die zweite indirect dem Recht eine Beziehung blos zu einer Lebensansicht geben.

55. Der Inbegriff der Befugnisse, welche erforderlich sind, um den Staatszweck fort und fort zu realisiren, ist die Staatsgewalt. Von wem diese geübt wird und in welcher näheren Weise, darüber, also über die Verfassung, liegt im Begriff des Staates als der Rechtsgenossenschaft an und für sich nichts, da der Zweck jeder Genossenschaft durch sehr verschiedene Verfassungen erreicht werden kann, wie am lehrreichsten eine Musterung der Verfassungen der Kirchen nach der Geschichte zeigt. Naturrechtlich sind deshalb Monarchie, Aristokratie und

Demokratie, und zwar alle sowohl als absolute wie als beschränkte, gleich zulässig. Es ist nur zu verlangen, dass die Staatsgewalt im Sinn und Geist des Rechtes als Schutz und Förderung aller rechtlichen Seiten des menschlichen Lebens geübt werde. Das Ideal ist hier die politische Freiheit der Bürger, welche besteht in der Ruhe des Geistes, die aus dem Gefühl der Rechtssicherheit entspringt (Montesquieu). Determinirend für eine bestimmte Verfassung innerhalb jedes Volkes ist dagegen das Moment, dass die Verfassung von ihm als seiner individuellen Art angemessen empfunden werde; denn nur dann ist die individuelle Bethätigung der Einzelnen allseitig möglich und damit auch kräftig und wirksam. Demgemäss hat es stets Völker gegeben, welche zu einer der Verfassungsformen überwiegend neigten, monarchische, aristokratische und demokratische Völker. Ausserdem haben manche benachbarte kleinere staatliche Gebilde von selbst tendirt oder sich leicht bereit finden lassen zu einem grösseren Einheitsstaat zusammenzuschmelzen, andere widerstreben dem mehr und befriedigen das Bedürfniss der Verstärkung im Zusammenschluss entweder durch eine Analogie zur blossen Gesellschaft = Staatenbund, oder durch eine Analogie zur gewöhnlichen Genossenschaft = Bundesstaat (§ 38), nur dass in beiden Formen der Wichtigkeit des Zweckes wegen das Verhältniss als nicht beliebig auflösbar angesehen wird.

56. Die Neigung eines Volkes für eine bestimmte Verfassung ist nicht immer von Natur, sondern oft durch geschichtliche Verhältnisse bedingt und kann also auch mit diesen wechseln. Darum ist die Verfassung eines Staates an sich als modificabel zu setzen, d. h. sie muss von einer Form in die andere übergehen können. Ebendeshalb hat eine gemischte Verfassung, also eine solche, in welcher ein monarchisches, aristokratisches und demokratisches Element irgendwie zusammen sind, eine relative Vorzüglichkeit. Denn bei ihr kann je nach den geschichtlichen Verhältnissen ein stärkeres Hervortreten des einen oder anderen Elementes stattfinden, während an sich alle bleiben; es werden so alle jähen Uebergänge von einer Verfassung

in die andere vermieden. Für die Erbmonarchie spricht dabei die ruhige Stetigkeit eines Hauptfactors dieser Verfassung und die natürliche Leichtigkeit, die derselbe hat, sich über den gerade vorhandenen Parteien zu halten, während durch das aristokratische und demokratische Element gleichzeitig den möglichen Gefahren der Monarchie vorgebeugt ist. Das demokratische Element einer solchen Verfassung verlangt allgemeines und gleiches Wahlrecht, sofern für die Hauptseiten der staatlichen Gemeinschaft jeder ein gefühlsmässiges Verständniss haben kann, aber dies Verständniss muss fortwährend geweckt sein entweder dadurch, dass der Wählende zu den Waffen berufen werden kann, oder direct für die Staatszwecke beiträgt. Das aristokratische Element ist zu suchen in den hervorragenden Männern der besonderen Berufs- und Lebenskreise, ist also ein an sich wandelbares (Zweikammersystem oder Eine Kammer aus allgemeinen und aus besonderen Wahlen). Die complicirten Verhältnisse des modernen Lebens machen für das aristokratische und demokratische Element das Repräsentativsystem erforderlich. Das Prinzip der Majorität bei Wahlen und Abstimmungen überhaupt gründet sich in der Rücksicht, dass menschlicherweise bei Gleichheit der Abstimmenden nur durch dies Verfahren Einheit des Willens erreichbar ist. Seine Remedur liegt in der nothwendigen Uebereinstimmung aller Factoren der Staatsgewalt zur Gültigkeit der Gesetze, in Erschwerung des Verfahrens bei fundamentalen Staatsfragen (z. B. Verfassungsänderungen), in einem angemessenen Wechsel der beweglichen Factoren der Staatsgewalt (Neuwahlen nach nicht allzulanger Zeit), in grösserer Beachtung der oft bedeutenden Minoritäten. An den politischen Rechten im engeren Sinne haben Theil nur die, welchen die ganze Verantwortlichkeit auch praktisch zugemuthet werden kann, also die Männer in bürgerlicher Selbständigkeit, weil sie ihrer Natur nach für den Schutz des Staates gegen innere und äussere Bedrohung auch zu den Waffen berufen werden können, dagegen kann z. B. Frauen, welche ein Geschäft selbständig betreiben, das Wahlrecht zu Handelskammern, ev. auch zum Gemeinderath nicht versagt werden.

57. Die Hauptseiten der Staatsgewalt sind 1) die Gesetzgebung, d. h. die Ausgestaltung aller rechtlichen Seiten des menschlichen Lebens in Gesetzen und den zu ihrer Detailanwendung erforderlichen Anordnungen. Die Gesetzgebung schafft nicht das Recht überhaupt, sondern sie verwandelt das nach der menschlichen Natur unter den besonderen Verhältnissen eines bestimmten Volkes geforderte Recht in Gesetze und den Gesetzen gleiche anerkannte Rechtsgewohnheiten, d. h. sie macht es zum positiven Rechte zunächst dieses besonderen Staates (§ 11). Die Durchführung dieses Rechtes in streitigen Fällen und der Schutz bei Verletzungen desselben zeigt sich in der zweiten Hauptseite der Staatsgewalt, der Jurisdiction oder Rechtspflege. Die dritte Hauptseite ist die Verwaltung; sie bezieht sich nicht nur auf die Vorbereitung und die Hülfeleistung bei Gesetzgebung und Rechtspflege, sondern hat insbesondere auch das allgemeine Moment der einzelnen Rechtsverhältnisse zu ihrer Aufgabe, welches nur wirksam durch die Gemeinschaft zur Geltung gebracht werden kann, also z. B. die Sicherheits- und Wohlfahrtspolizei (§ 19), die weitverzweigte Fürsorge für Eigenthums- und Erwerbsmöglichkeit Aller (§§ 26, 27, 37), die staatliche Oberaufsicht über die rechtlichen Seiten der besonderen Lebenskreise, wie kirchliche und andere Genossenschaften (§§ 39—42), die Fürsorge der Gemeinschaft für Kunst und Wissenschaft (§ 40), die Bethätigung des Interesses der Gemeinschaft an der Erziehung der Jugend (§ 47), die Fürsorge für Beschaffung der Geldmittel zu allen staatlichen Aufgaben und zugleich die andere, diese mit möglichster Rücksicht auf Eigenthums- und Erwerbsmöglichkeit Aller zu üben. Diese Aufgaben löst die Verwaltung auf Grund der einschlägigen Gesetzgebung, aber mit einer ihr wegen der Mannichfaltigkeit und Plötzlichkeit der Fälle zu belassenden Latitüde; eben um dieser Latitüde willen muss auch eine Verantwortlichkeit der Verwaltungsbeamten und ev. des Staates gegenüber den betroffenen Privatpersonen anerkannt werden.

58. Einzelnes zur Lehre von der Staatsgewalt. 1) Begriff der Billigkeit. Da das positive Recht eines besonderen Volkes

und Staates ursprünglich nicht auf dem Wege vollendeter naturrechtlicher Ueberlegungen zu Stande kommt, sondern von Haus aus ein Ausdruck seiner besonderen Verhältnisse natürlicher und geschichtlicher Art ist, so wird es oft nach allmälicher Veränderung der natürlichen und geschichtlichen Verhältnisse diesen nicht mehr entsprechen. Das Bedürfniss der Ausgleichung des bestehenden positiven Rechtes mit den neuen Verhältnissen treibt dann zu einer Ergänzung und Modification desselben durch das, was man Billigkeit nennt, welche ihrem Wesen nach Accommodation des den früheren Verhältnissen entsprechenden Rechtes an die neuen Verhältnisse ist, und an sich nicht nothwendig den Begriff einer Milderung desselben einschliesst. Wird die Accommodation vollständig durchgeführt, so entsteht eine neue Codification des Rechtes, aber auch bei dieser kann dasselbe Bedürfniss später wieder eintreten. Bei allen Rechtsbildungen der Völker sind solche anfänglich stillschweigend sich vollziehende Umwandlungen zu beobachten, welche aus dem Prinzip der Billigkeit = unvermeidliche Accommodation zu begreifen sind. Es ist daher nur scheinbar Recht, in Wahrheit aber Unrecht, wenn von solchen stillschweigenden Modificationen positiver Gesetze und Institutionen, nachdem sie lange üblich gewesen sind, ohne Anstoss zu erregen, plötzlich auf den ursprünglichen Sinn des positiven Gesetzes oder der Institution zurückgegriffen wird. Wie die Billigkeit als stillschweigende Accommodation eines bestehenden Rechtes an neue Verhältnisse der geschichtlichen Rechtsbildung immanent ist, und die wünschenswerthe Uebereinstimmung von Wort und Sinn daher in längeren Zeitabschnitten eine Revision des positiven Rechtes fordert, so muss die Billigkeit in einer anderen Bedeutung dem einzelnen positiven Gesetz und seiner Handhabung von vornherein ausdrücklich immanent sein. Das Gesetz ist allgemein, ebendeshalb deckt es sich nie ganz mit der Mannichfaltigkeit des Lebens (Aristoteles); im Strafgesetz wird daher jetzt dem Richter die Befugniss gelassen, innerhalb gewisser Gränzen den Fall nach dessen besonderer Individualität zu behandeln, indem ihm die Wahl zwischen verschiedenen Strafmassen und Straf-

arten zusteht. Etwas Aehnliches fehlt im Civilrecht und seiner Handhabung noch. Wo z. B. ein Collegium entscheidet und bei fünf Stimmen zwei so, drei entgegengesetzt sich entscheiden, da ist das Recht oder die Rechtsanwendung nicht zweifellos. In einem solchen Falle müsste die Urtheilssprechung aufgeschoben und die Sache an einen weiteren Kreis von Richtern gebracht werden; ergäbe sich hier auch annähernd Stimmengleichheit, so müsste das Gericht befugt sein, dem Kläger und dem Beklagten einen Vergleich zu oktroyiren, aber mit mehr Vortheil für den Theil, welchem die Majorität zuneigte. Zugleich müssten solche Fälle gesammelt und als Material für etwaige Ergänzung und Präcisirung des Civilgesetzbuches studirt werden. Wie es jetzt gehalten wird, ist in der That nach dem Volksmund ein Process ein Lotteriespiel.

59. 2) Zum Strafrecht. Nach allgemeiner Erfahrung kommt es vor, dass Einzelne sich über das Recht hinwegzusetzen geneigt sein können, theils weil ihnen überhaupt Ordnung und Rücksicht auf Andere zeitweilig oder dauernd zuwider ist, theils von einseitiger Auffassung einer bestimmten Lebensansicht aus, und zwar nicht nur aus unmässigem Trieb nach sinnlicher Annehmlichkeit, sondern auch aus irgendwelchem Culturinteresse (Bücher- und Bilderdiebstahl) oder aus falsch verstandener Liebe (Sage vom h. Crispin). Diese Möglichkeit hat das Recht im Auge bei Androhung von Strafen für Gesetzesverletzungen, geschehen sie nun mit bewusster Absicht (dolus) oder aus Mangel der allgemein zu fordernden Achtsamkeit bei unserem Thun und Lassen (culpa). Die Strafe des Staates, sehr verschieden von der Rache, aus welcher sie ursprünglich mit entstanden ist, knüpft an die Erfahrung an, dass in sicherer Aussicht stehende unangenehme Folgen gewisser Handlungen zur Vermeidung dieser Handlungen selbst ein Impuls werden (Ulrici), ein Satz, auf welchem ein grosser Theil dessen beruht, was man Lernen aus Lebenserfahrung nennt. Indem die Strafe daher ein Uebel festsetzt für Rechtsverletzung, hat sie die allgemeine sittliche Absicht, die dauernde oder gelegentliche Uebertretung der Gesetze als nachtheilig für die individuell-freie Bethätigung des Ueber-

treters empfindbar zu machen, und ist somit eine Hülfe zur Selbstbeherrschung. Die Strafe hat daher eine allgemeine sittliche Seite, aber ihr Begriff wird verfehlt, wenn man sie nicht vor dem begangenen Verbrechen betrachtet, sondern erst nach demselben und blos mit Bezug auf das einzelne Individuum, welches sich vergangen hat. Die Strafe kann den Verbrecher, nachdem er die That begangen, freilich nicht abschrecken, aber sie soll dem Menschen helfen durch ihre Drohung, die That gar nicht zu begehen; ihr nächster Zweck ist auch nicht, ihn zu bessern nach der That, sondern sie will mitwirken, dass er die That gar nicht thue. Ist die That begangen, so muss das in der Strafbestimmung angedrohte Uebel verwirklicht werden, einfach als Ausdruck des Ernstes, mit dem die Strafandrohung gemeint war und ohne den sie ihren eigenen allgemeinen Zweck schon im Voraus verfehlen müsste (Schleiermacher). Die Ausführung der Strafe ist daher nicht eigentlich Vergeltung dieses einzelnen Thuns (Herbart), nicht eine Subsumtion des Verbrechers unter das Gesetz seiner eigenen That (Hegel), nicht eine Unschädlichmachung desselben (Bentham), nicht eine ideelle Wiederherstellung des Rechtes in seiner Macht gegenüber dem Unrecht (Trendelenburg), nicht eine nachträgliche Erziehung des Verbrechers (Krause), sondern ihr Zweck ist der ganz allgemeine oben bezeichnete.

60. Fortsetzung zu 2). Da die Strafandrohung die Absicht hat, die Gesetzesverletzung als nachtheilig der individuell-freien Bethätigung empfindbar zu machen, so ist die allgemeine Art der Strafen Entziehung der Freiheit individueller Bethätigung in irgend einer Hinsicht, ihre Unterarten demnach körperliche Züchtigung, Geldstrafe, Ehrenstrafe (= Entziehung gewisser Rechtsausübungen), Freiheitsstrafe im engeren Sinne, Todesstrafe. Das Mass der Strafe bestimmt sich primär nach der Schwere des Verbrechens, d. h. nach der Grösse des rechtlichen Gutes, das gegen verbrecherisches Gelüste zu schützen ist. Welche von den möglichen Strafarten in einem besonderen Staate gerade anzuwenden sind, hängt von dem allgemeinen geistigen Gesammtzustand der Zeit ab; an und für sich ist

jede Strafe gerecht, welche nach diesem Zustand mit der möglich geringsten Entziehung von individueller Freiheit das Meiste erreicht. Körperliche Züchtigung ist indess zu allen Zeiten für erstmalige geringere Vergehen Jüngerer vergleichungsweise empfehlenswerth. Gegen die Todesstrafe ist prinzipiell nichts einzuwenden; denn wegen der verbreiteten natürlichen Scheu vor dem Tode kann sie als ernst gemeinte Androhung bei entsprechender Schwere des Verbrechens, also mässig gehandhabt, stets wirksam sein, und der Thäter wusste, dass bei ihrer Verwirkung ihm für Bestellung seines sittlichen und religiösen Zustandes hienieden nur wenig Zeit bleibt. Die nähere Ausführung der Strafe, sofern sie nicht Todesstrafe ist, ist gebunden an zwei Regeln: 1) sie darf keine Annehmlichkeit sein, 2) sie darf die psychologischen Grundlagen einer künftigen bürgerlichen Rechtschaffenheit nicht gefährden; das Letztere ist das Wahre an der Besserungstheorie. Neben den Strafanstalten müsste es von Staatswegen Arbeitshäuser geben, in welchen Individuen, die nur unter strammer Zucht gedeihen, Aufenthalt und Beschäftigung fänden, wenn sie sich selber dorthin meldeten, und dort zu sein dürfte ihnen von Niemand als Schande vorgeworfen werden. Es giebt solche Menschen, und sie wissen es oft selber ganz gut; ein Theil der ständigen Bevölkerung unserer Strafanstalten gehört zu ihnen.

Die juristische Zurechnung ist gleichfalls vielmehr ein allgemein sittlicher Begriff, als dass sie auf eine bestimmte sittliche Ansicht Bezug hätte. Ihre Frage ist: war der Mensch im Stande sein Wollen, Begehren, seine Affecte zu beherrschen durch die Vorstellung der möglichen Folgen seiner Handlung? In dieser Modificabilität der Begehrungen durch Vorstellungen mit ihren bez. Werthschätzungen giebt es nach wissenschaftlicher Erfahrung Grade zwischen absoluter Zurechnung und absoluter Unzurechnungsfähigkeit, die daher noch mehr als bisher üblich in Betracht zu ziehen sind.

Zwang und Strafe stehen im Staate diesem zu als der geordneten Realisirung des Rechtes; Selbsthülfe (civilrechtlich) und Nothwehr (criminalrechtlich) sind jedoch von Rechtswegen

erlaubt bei momentaner Gefahr unwiederbringlichen Verlustes, nur mit der Auflage, dass nicht mehr geschieht, als nach den besonderen objectiven und subjectiven Umständen erforderlich war.

61. 3) Zum Begriff der Militärmacht. Die Militärmacht oder Wehrkraft eines Staates ist der Ausdruck der Energie, mit welcher der Staat auf seine Erhaltung gegen innere und äussere Bedrohung bedacht ist. Der darin gesetzte Wille muss nicht blos im Allgemeinen da sein, sondern er muss auch für mögliche Fälle der Anwendung geordnet und bereit sein. Daher genügt nicht Tapferkeit und militärischer guter Wille der Einzelnen, sondern es muss die Gemeinschaft in diesem Sinne geordnet und zu einheitlichem Wirken zusammengefasst sein. Die besondere Art der Einrichtung der Wehrkraft, ob Miliz, ob stehendes Heer und in welchem Umfang, hängt von den natürlichen und geschichtlichen Verhältnissen eines Staates ab. Grundsatz muss sein, dass im Falle der Noth jeder männliche Erwachsene in angemessener Weise zur Vertheidigung der Gemeinschaft herbeigezogen werden kann. Die einzig wirksame Vorbereitung für solche Fälle ist die allgemeine Wehrpflicht, welche sich noch aus einem anderen Grunde empfiehlt. Thatsächlich liegt das Geschick eines Staates nach Innen und Aussen in den Händen seiner Wehrkraft, welche, wenn von den übrigen Staatsbürgern getrennt, leicht besonderen Interessen zugänglich wird; dies wird vermieden bei allgemeiner Wehrpflicht, die bei kürzerer Dienstzeit einerseits alle waffentüchtig macht, andererseits keine Trennung von Bürger und Soldat aufkommen lässt.

62. 4) Begriff der Revolution. Das positive Recht eines Staates und seine Verfassung kann mit den naturrechtlichen Forderungen in Conflict kommen, 1) wenn an einem früheren Verhältnissen entsprechenden Rechte festgehalten wird, während neue Verhältnisse eine angemessene Umänderung fordern, wenn also der Process, welcher § 58 beschrieben ist, irgendwie gehemmt wird; 2) wenn Recht und Staat als Verwirklichung einer bestimmten sittlichen oder religiösen Ansicht gefasst werden, während das Bewusstsein da ist oder erwacht ist, dass

verschiedene religiöse und sittliche Ansichten innerhalb des Rechtes möglich sind. Für diese Fälle des Widerstreites zwischen dem gerade herrschenden positiven Recht und den naturrechtlichen Forderungen muss daher Fürsorge in der Staatsverfassung getroffen sein durch Möglichkeit der Reform, d. h. der Umänderung des bestehenden Rechtes in positiv rechtlichen Formen. Wo diese Möglichkeit gegeben ist, da haben die Bürger daher sich dieser zu bedienen, wenngleich die Wirksamkeit derselben langsam sein sollte. Wo aber solche Möglichkeit nicht vorgesehen ist, oder sich dauernd als unwirksam erweist, ist in der Geschichte stets Revolution eingetreten, nicht immer blos von unten, sondern noch öfter von oben. Ihr allgemeiner Begriff ist, Umänderung des bestehenden positiven Rechtes oder der Verfassung in nicht positiv-rechtlichen Formen. Der Revolution ist daher ihrem Begriff nach Anarchie keineswegs wesentlich, und bei allgemeiner Ueberzeugung von der sachlichen Richtigkeit ihrer Forderungen kann sie sich sehr ruhig vollziehen, aber sie trägt die Gefahr der Anarchie und dadurch der Entfesselung rechtswidriger Elemente in sich, und es ist daher nur in äussersten Nothfällen von ihr Gebrauch zu machen. Verwandt mit der Revolution ist der passive Widerstand, wenn nämlich Bürger glauben, das positive Recht verlange von ihnen etwas, was ihm nicht zustehe, und darum den Gehorsam gegen dasselbe offen und versteckt nicht leisten, wogegen das bestehende Recht seinerseits Strafen oder Massregeln anordnet, den Widerstand zu brechen; dabei wird es mit sich zu Rathe gehen, ob es auch das innere Recht auf seiner Seite hat, was keineswegs immer der Fall ist, aber sehr wohl auch sein kann.

63. Zur Lehre von den völkerrechtlichen Beziehungen. Das Recht ist der Inbegriff der allgemeinen Forderungen des freien menschlichen Zusammenlebens und hat eine Beziehung von Mensch zu Mensch überhaupt. Diese allgemein-menschliche Beziehung kann dadurch nicht alterirt werden, dass eine besondere Gruppe der Menschheit sich in eine Rechtsgenossenschaft schlechthin, d. h. in einen Staat, zusammenschliesst, und die ihren besonderen Verhältnissen gerade angemessene Rechts-

gestaltung zu ihrem positiven Recht erhebt. Das Verhältniss eines Staates zu der übrigen Menschheit muss daher den naturrechtlichen Forderungen entsprechen, und der Staat hat einerseits für seine Bürger den Anderen gegenüber die darin liegenden Ansprüche zu vertreten, andererseits aber diesen Anderen von sich aus das Gleiche zu gewähren. In der Geschichte hat sich diese Auffassung nur allmälich zur Bestimmtheit herausgearbeitet. Ihr stand im Wege der nahe liegende Irrthum, als ob Recht überhaupt dadurch erst Recht werde, dass es positives Gesetz des einzelnen bestimmten Staates sei. Danach hat man vielfach den Ausländer, weil er dies bestimmte positive Recht nicht hatte, überhaupt für rechtlos gehalten, und ein Völkerrecht nur anerkannt, wo besondere Vereinbarungen des Inhaltes zwischen Staaten getroffen waren. Daneben erhielt sich das naturrechtliche Element nichtsdestoweniger, meist in religiöser Form, als Sitte der Gastfreundschaft, als Glaube, dass der Fremdling unter dem Schutze der Götter stehe, dass er rechtsfähig werde, sobald er sich unter den Schutz eines Bürgers stelle. Namentlich auch unter wilden Völkern findet sich diese Auffassung, ausser wo sie, durch beständige Angriffe ihrer Umgebung misstrauisch gemacht, in jedem Fremden zunächst einen Feind sehen, dessen sie sich wohl zu erwehren hätten.

64. Fortsetzung. Im Interesse der individuell-freien Bethätigung ist naturrechtlich gefordert die Möglichkeit des Verkehrs der Angehörigen des einen Staates in jedem anderen, und wegen des Momentes der Rücksicht auf Eigenthums- und Erwerbsmöglichkeit Aller ist insbesondere gefordert, dass kein Staat, kein Volk seine Güter und Producte dem Austausch mit anderen grundsätzlich verschliesse. Das Ideal ist, dass der Einzelne, obwohl einem bestimmten Staate angehörig, frei und sicher von Volk zu Volk ziehen kann unter dem Schutze eines internationalen Verkehrsrechtes, für dessen Aufrechterhaltung alle Staaten gleich sehr Sorge tragen. Es ist dazu weder nöthig noch wünschenswerth, dass eine Art von Universalstaat auf der Erde entstehe; denn die Existenz von einzelnen besonderen Staaten hat ihre bleibende berechtigte Grundlage an der

formellen Aehnlichkeit in Denk-, Gefühls- und Willensart, welche besonderen Gruppen es stets wünschenswerth machen wird, sich besonders eng zusammenzuschliessen.

Anmerkung. Auch Einwanderungen in noch wenig bewohnte Gegenden sind im Interesse der Lebensmöglichkeit der Einwandernden naturrechtlich zulässig, aber die natürliche Gerechtigkeit verlangt dann, dass die eingeborene Bevölkerung als ein Recht am Boden habend anerkannt werde und eine friedliche Auseinandersetzung erfolge. Früher haben solche Einwanderungen vielfach, wenn auch meist erst nach Kämpfen, zu einer Mischung der eingeborenen und der eingewanderten Volksmasse und dadurch zu einer Ausgleichung geführt. Dagegen hat das moderne Europa seit den grossen Länderentdeckungen meist den Satz praktisch vertreten, dass die fremden Racen theils dem Christenthum als der wahren Religion, theils der europäischen Civilisation als dem wahren Menschenthum sich zu unterwerfen oder unterzugehen hätten, d. h. man hat das Recht ausserhalb Europa's als den Ausdruck einer bestimmten religiösen und sittlichen Ansicht gehandhabt, und dabei die loseren Rechtsgemeinschaften fremder Völker gar nicht als solche anerkannt.

65. Fortsetzung. Wie das Recht innerhalb eines Staates Zwang und Strafe nicht entbehren kann wegen der möglichen Irrungen und Abweichungen Einzelner von seinen Forderungen, so aus demselben Grunde auch in den Beziehungen der Staaten nicht, und diese Recht erzwingenden und Unrecht abwehrenden Bestrebungen von Staat zu Staat gipfeln im Krieg. Wie Zwang und Strafe, so hat auch der Krieg seine Hauptwirkung darin, dass man weiss, er kann und wird vorkommenden Falles geführt werden. Daher ist die militärische Seite eines Staates stets bleibend. Wie Zwang und Strafe, so muss auch der Krieg eintreten, sobald sein Fall gegeben ist. Da er somit ein Mittel zur Verwirklichung des Rechtes sein soll, so muss er möglichst mit Wahrung der naturrechtlichen Forderungen geführt werden, und seine Aufgabe ist, mit möglichst wenig Gefährdung von Menschenleben und Gütern auf eigener und auf des Feindes

Seite möglichst schnell und sicher seinen Zweck, d. h. einen das Recht dauernd herstellenden Frieden zu erreichen. Der Kampf richtet sich naturgemäss gegen die geordnete Wehrkraft des anderen Staates und seine unmittelbaren materiellen Mittel zur Kriegführung. Die Kriege können durch Ausbreitung richtiger Rechtsansichten unter den Völkern allmälich abnehmen, die Kriegsbereitschaft wohl nie; denn die Möglichkeit der Rechtsabweichungen bleibt immer, und die Differenzen in der Gesammtanschauung vom Recht und von einzelnen Seiten desselben sind vor der Hand noch sehr gross.

66. Wodurch ein Volk mächtig wird und bleibt? Macht ist ein relativer Begriff, er schliesst ein Widerstandskräftigkeit, und nach der Grösse des Widerstandes, welcher zu überwinden ist, wird die Macht eine andere, oder was Macht war, Unmacht. Ein Indianerstamm war mächtig, sofern er sich selbst in genügender Anzahl erhielt, um der Unbill der Naturverhältnisse überlegen zu sein und gegen andere Stämme sich in Unabhängigkeit zu behaupten; er wurde mächtiger, je mehr er der Natur abrang, und je höher sein Ansehen unter anderen Stämmen war. Er war noch mächtig gegen die ersten europäischen Ansiedler, so lange deren wenige waren, die gern Ruhe hatten für Ackerbestellung und nächste Einrichtung, und so lange sie daher den Weg der Güte mit den Eingeborenen wandelten. Ohne dass in ihm selbst aber eine Veränderung vorgegangen zu sein brauchte, zeigte er sich als unmächtig, sobald der Ansiedler mehr geworden waren, die Ansprüche stellten und diese eventuell mit überlegenen Waffen verfochten. Da die Waffen der Ansiedler und ihre Taktik sich stets vervollkommneten und zugleich ihre Anzahl bei ihrem Ackerbauleben immer stieg, so wurde das Verhältniss stets ungünstiger für die Indianer, und wenn sie auch nicht Laster angenommen hätten von den Europäern, und wenn sie auch nicht durch ihre veränderte Lage psychologisch demoralisirt worden wären, so würde das Ende doch gewesen sein allmäliches Schwinden der Rothhäute vor den Blassgesichtern. Wenn also Widerstandskraft die Grundlage der Macht eines Volkes ist, Widerstandskraft in

mannichfacher Weise, so fragt sich: von welchen Bedingungen hängt diese ab? Zuerst muss Widerstandskraft da sein gegen die störenden Einflüsse der Naturverhältnisse, unter welchen ein Organismus zu leben hat. Also wird erfordert gesunde Constitution mit guter Verdauung und reichlicher Nahrung. Auf Grund dieser muss erzeugt werden überschüssige Kraft über die blos passive Erhaltung hinaus, also Muskelkraft, welche etwas zu thun haben will, welche gern Gefahren aufsucht, Beschwerden nicht scheut, sondern eher liebt, welche gern schafft, wie der Volksmund sich ausdrückt. Gelernt wird dies ursprünglich nur in einem Klima, welches Arbeit, längere und grössere Anstrengung zur Gewinnung des Lebensunterhaltes, fordert. Ferner darf nicht fehlen, damit die Muskelkraft nicht einseitig und blos mechanisch in ihrer Bethätigung werde, eine gewisse Weckung der Intelligenz, und zwar nach mehreren Seiten eben in und bei Gewinnung des Lebensunterhaltes. Viertens muss Widerstandskraft erzeugt werden im Verkehr mit anderen Menschen, welche uns in unserer Bethätigung stören wollen. Dies setzt voraus, dass uns unsere ganze Lebensweise mit Freude und Wohlgefallen an ihr erfüllt; wo dann ein gleiches Gefühl unter gleichen Verhältnissen durch eine Gruppe von Menschen geht, wird dies zum Unabhängigkeitssinn der Gruppe. Wo Muskelkraft mit einer gewissen Versatilität der Intelligenz in Bezug auf ihren Gebrauch ist und Lust und Freude an der eigenen Art, da ist auch diese politische Widerstandskraft. Ziehen wir die Summe, so ist die Grundlage der Macht eines Volkes eine gesunde, gut genährte Constitution der Einzelnen mit einer an Arbeit geübten Muskelkraft und in Beziehung auf sie auch entwickelten Intelligenz und Lust und Freude Aller an der Gesammtart. Damit sind aber nur die unerlässlichen Grundbedingungen gegeben; ein solches Volk ist eigentlich ein in sich kräftiges, aber noch nicht mächtig im politischen Sinne. Dazu ist erforderlich, dass es im Zusammentreffen mit anderen Völkern nicht blos seine Selbständigkeit bewahre, sondern auch diesen anderen überlegen ist, wenn es auch von dieser Ueberlegenheit keinen anderen Gebrauch macht,

als sich dieselbe zu erhalten, damit es seiner Selbständigkeit stets sicher sei. Die erste Frage, die sich daher ein Volk zu stellen hat, wenn es mächtig sein und bleiben will, ist die: sind deine Angehörigen gut ernährt, so dass Gesundheit nicht blos soviel, wie zur Lebenserhaltung schlechterdings nöthig, da ist, sondern auch noch ein Ueberschuss von Muskelkraft. Die zweite Frage ist dann: wird diese Muskelkraft auch durch Uebung gestählt, d. h. hat das Volk zu arbeiten und sich soweit zu plagen, dass die Muskeln anstrengende, aber doch nicht aufreibende Bethätigung finden. An dritter Stelle folgt die Erwägung, ob durch die Art der Muskelbethätigung auch die Intelligenz mehrseitig mit entwickelt wird, so dass eine gewisse Leichtigkeit entsteht, Neues nicht nur aufzunehmen, sondern auch selbst zu finden. Viertens fragt es sich, ob durch die ganze Lebensbethätigung ein rüstiges Gefühl der Freudigkeit erzeugt wird, so dass ein Eingriff in die eigene Volksart von aussen als Störung empfunden würde. Fünftens: damit ein Volk mächtig sei und bleibe, muss es die Bedingungen der Kräftigkeit fort und fort in sich erzeugen und zwar in solcher Höhe, dass es jedem anderen Volke und selbst allen zusammen gewachsen sein würde in eventuellem Kampf. Da Macht ein Relationsbegriff ist, so können jene Bedingungen der Kräftigkeit eines Volkes sehr variiren. Ein Volk kann schlecht genährt sein, aber doch besser als andere, es kann wenig Muskelkraft haben, aber doch mehr als andere, es kann wenig Intelligenz dabei entwickelt haben, aber doch noch mehr als andere, es kann selbst wenig Freude an der eigenen Art haben, indess immer noch mehr als andere: dann ist es vielleicht wenig kräftig, gleichwohl anderen gegenüber mächtig. Aendert sich dann aber das andere Volk, so wird das erstere, ohne in sich ein anderes geworden zu sein, unmächtig. Ein Volk kann auch ein Element der Kräftigkeit gering haben, aber es dadurch steigern, dass es ein anderes Element stark entwickelt hat: so hat die Lust an der eigenen Art oft Grosses mindestens im Widerstand geleistet trotz schlechter Ernährung, wenig Muskelkraft und geringer Intelligenz. Auch die Intelligenz ist oft supplirend für

andere Elemente eingetreten, aber auf die Dauer vermag sie als theoretische Intelligenz dies nicht wirksam; ein Volk von Gelehrten, d. h. mit Ausbildung des Nervensystems auf Kosten des Muskelsystems, würde zwar an seiner gelehrten Art festhalten, aber darum nicht widerstandskräftig sein. Rohe und ungestüme und nachhaltige Muskelkraft hat gegen schwach gewordene, aber sehr gebildete Völker stets gewonnen. Von der Erwägung aus, dass ein Volk, um sich in Macht zu behaupten, fortwährend jedem anderen Volk und eventuell allen zusammen überlegen sein müsse, hat der Gedanke stets nahe gelegen, dass für die Selbständigkeit eines Volkes blos dadurch gesorgt sei, dass es als das ein für allemal mächtige dastehe, d. h. dass alle anderen sich ihm unterordnen. Daher die vielen Versuche zu einer Weltmonarchie sich immer mit dem Gedanken mindestens vor sich selbst gerechtfertigt haben, die eigene dauernde Sicherheit verlange das. Zu Grunde gegangen sind solche Reiche stets theils daran, dass über dem gewonnenen Gefühl der bequemen Sicherheit die Achtsamkeit auf die Grundbedingungen der Kräftigkeit eines Volkes in sich selbst abhanden kam (Rom), theils daran, dass im Kampf um die Weltmonarchie die eigenen Kräfte des Volkes zu sehr verzehrt wurden und zugleich die einige Zeit unterworfenen Völker in diesem Kampf selber Stärke und Einigung gelernt hatten, also sich bald wieder selbständig machten (Alexander der Gr., Napoleon I, etwa auch die Idee des heiligen römischen Reichs deutscher Nation im Mittelalter). Die Neuzeit hat, durch die Geschichte belehrt, mehr und mehr die Versuche verworfen, die eigene Macht in eine Unmacht der anderen Völker zu setzen. Man hält in erster Linie darauf, die Bedingungen der Kräftigkeit im Volk selbst zu haben, zu erhalten und stetig zu steigern. Das Letztere hat darum zu geschehen, damit bei Steigerung jener Bedingungen in anderen Völkern nicht plötzlich die bisherige eigene Macht Ohnmacht werde. Man glaubt daher mächtig sein zu können, ohne andere zu unterdrücken, und rechnet auf eine allmälich erkannte Solidarität der Interessen unter den Völkern. Die frühere Gefahr war, nach grossen Anstrengungen bequeme Zustände erreicht

zu haben und bei dieser Bequemlichkeit die Bedingungen der Kräftigkeit und damit die Macht allmälich einzubüssen. Die jetzige Gefahr würde sein, die Muskelkraft über der Ausbildung der Intelligenz hintanzusetzen. Je mehr Maschinen eintreten für Muskelarbeit, je mehr ästhetische und theoretische Interessen als die eigentlichen und höheren menschlichen gefeiert werden, desto mehr ist Gefahr da, dass die Muskelkraft und ihre Uebung vernachlässigt wird. Ist dann reichliche Nahrung vorhanden, so wird in Vielen nicht so wohl nützliche Muskelkraft durch sie erzeugt, als viel mehr Stärke im Geniessen (wer viel trinkt, viel in der Liebe leisten kann, es am längsten bei Tanz und Spiel aushält), andererseits wird bei denen, welchen geistige Beschäftigung an sich Freude ist, die Muskelkraft nicht geübt, und dadurch eher sogar der Verdauung und physischen Gesundheit überhaupt entgegengewirkt (Blutarmuth und Nervosität fast aller Stände bei uns). Diese Gefahr stammt von unserer überwiegend intellectualistischen Auffassung des seelischen Lebens: Mensch ist uns soviel wie Geist, dieser selbst soviel wie theoretische Intelligenz oder ästhetische Contemplation. Darum ist unter den Bedingungen der Kräftigkeit einer Nation vorangestellt die Muskelkraft und die Intelligenz in stete Beziehung zu ihr gesetzt. Der Geist als Intelligenz ist mächtig auf Erden blos in Verbindung mit Muskelkraft, Muskelkraft beruht aber auf einem Ueberschuss, den das vegetative System fort und fort zu liefern hat, und dies liefert ihn nur bei guter Ernährung, und geübt und erhalten wird jene Muskelkraft blos durch ernstliche Muskelarbeit. Wer daher Geist auf Erden will herrschend haben, muss auf Muskelkraft Werth legen. Migne sagt in seiner Geschichte der französischen Revolution: car on n'obtient son droit que par la force, d. h. Recht wird erst effectiv durch die Muskelkraft, die man eventuell daran setzt. Dass die brutale Gewalt so viel in der Welt geherrscht hat, dass Macht vor Recht oft gegangen ist, erklärt sich eben daraus, dass die Muskelkraft die Grundlage ist, von welcher aus allein Selbständigkeit und Leben nach der eigenen Ueberzeugung besteht. Natürlich kann die blosse Muskelkraft

sehr roh, sehr selbstsüchtig, sehr erbarmungslos verfahren, aber das einzige Mittel dagegen sind nicht Klagen, sondern Anerkennung der natürlichen Thatsache, dass Kraft und Macht letztlich im Muskelsystem liegt, und dass diesem daher Nahrung und Uebung zugeführt werden muss, damit es dann der Intelligenz und dem Gefühl den Nachdruck gebe, welcher Kraft und Macht heisst. Blos im Ueberblick gesprochen, kann man sagen: für Erhaltung und Weiterbringung der Menschheit ist besser tüchtige Muskelkraft, als feines Nervenleben ohne Muskelkraft. Letzteres führt zu jämmerlichen Existenzen auch in geistiger Hinsicht, jenes erhält die starke Grundlage menschlichen Daseins, auf welcher sich dann auch geistiges Leben im speciellen Sinne rüstig und kräftig zu erheben vermag. Alle schlecht genährten Nationen haben es nie zu mehr als zu angstvollen und traumartigen Vorstellungen über die Welt und die Natur der Dinge gebracht. Die gut genährten und rüstigen haben zwar starken irdischen Sinn gezeigt, aber der Ausblick auf den Himmel hat ihnen nicht gefehlt, und sie haben die grössten und reellsten Gedanken über Welt und Dinge zu Stande gebracht. Da Macht auf Erden herrscht und allein herrschen kann, weil sie als Muskelkraft allein einen nachhaltigen Bestand der Menschheit sichert, so gilt es nicht darüber zu jammern, sondern sich danach zu richten, sie sich anzueignen, aber dabei zu discipliniren, d. h. aus roher Gewalt Kraft und Macht herauszubilden, welche dem Rechte als den allgemeinen Forderungen des freien menschlichen Zusammenlebens dient.

Berichtigung.

S. 377 Anm. lies VIII statt Juli.

Druck von Pöschel & Trepte in Leipzig.

Druck von Pöschel & Trepte in Leipzig.



